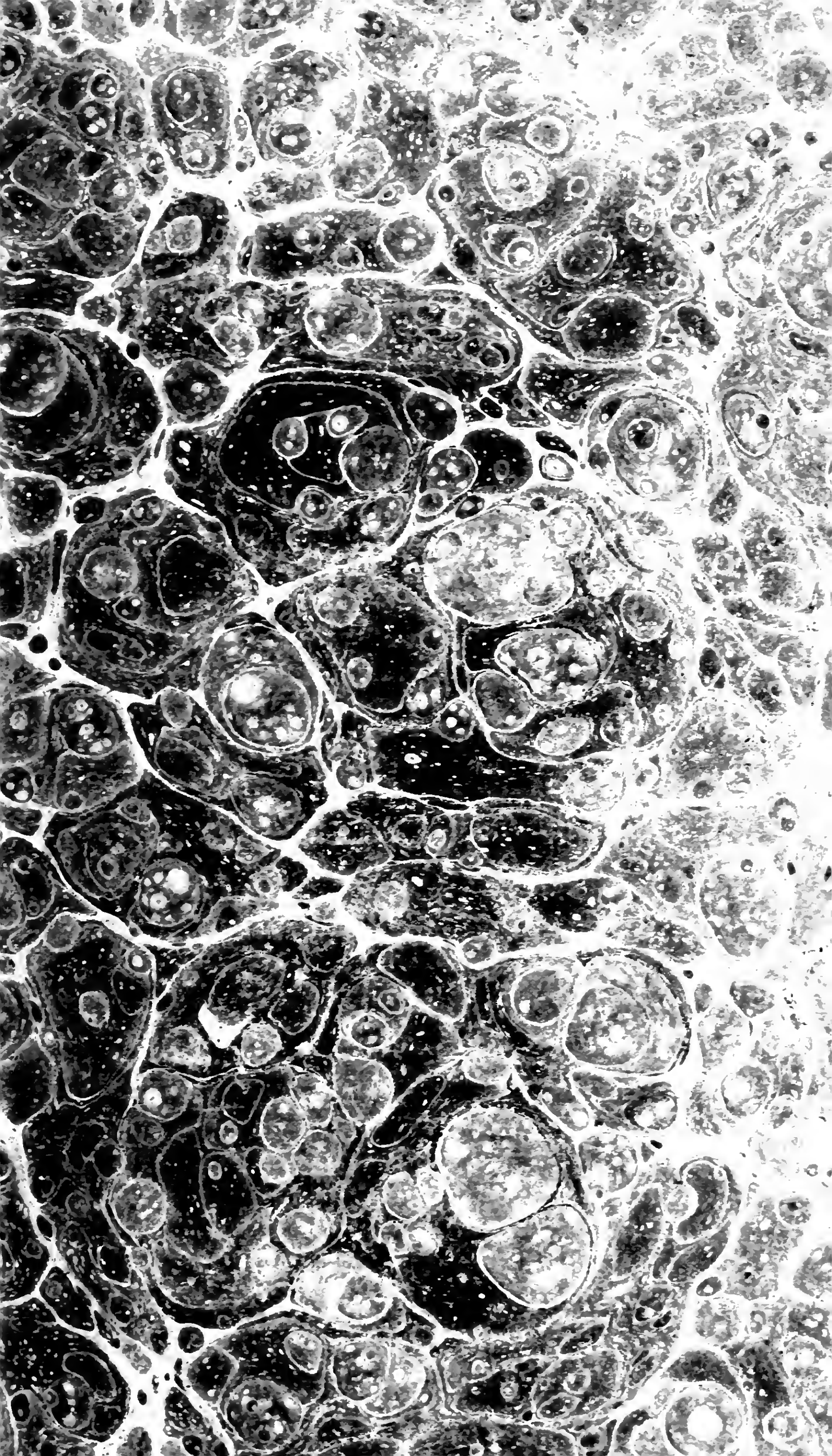


Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Siebzehnter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1825.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

Gedruckt bei A. W. Schade.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Art und Weise, wie Ludwig der Vierzehnte und Karl der Zweite sich zur Eroberung Hollands, d. h. zu Vernichtung der Republik dieses Namens, vereinigten, ist für die Charakteristik des siebzehnten Jahrhunderts so merkwürdig, daß wir bei der Entwickelung, die wir diesem Gegenstande zu geben gedenken, des Beifalls unserer Leser zum Voraus gewiß sind.

Wir beginnen mit dem berühmten Könige von Frankreich.

War je ein Fürst, beim Antritt seiner Regierung, von den Umständen begünstigt, so war es Ludwig der Vierzehnte. Die große Monarchie Karls des Fünften näherte sich ihrem Zusammensturze mit Riesenschritten; ihr Mittelpunkt (die pyrenäische Halbinsel) fühlte sein Leben nur in seinen Schmerzen, und seine Ohnmacht war in

den letzten Regierungsjahren Philipps des Vierten so wenig ein Geheimniß, daß man seiner nur spottete. Dem deutschen Reiche hatte der westphälische Friede jede Einheit geraubt; und was sich aus dem neuen Verhältnisse, worein die Reichsfürsten zu dem Kaiser getreten waren, Gutes entwickeln konnte, mußte von der Zeit erwartet werden, während die tiefe Wunden, welche der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, noch fortbluteten und für die nächste Zukunft keine Kraftanstrengung erwarten ließen. In England walteten die Stuarts mit aller der Unsicherheit, welche von Restaurationen unzertrennlich ist, weil ein lange aufgehobenes Verhältniß zwischen Dynastie und Volk nicht auf der Stelle den Charakter der Sittlichkeit wieder gewinnt. Die italiänische Halbinsel bot das Bild der Zerrissenheit dar, das, seit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts, alle edleren Gemüther zum Mitleid stimmte. Unter solchen Umgebungen mit Glanz hervorzutreten, wenn man an der Spitze von 20 Millionen steht, ist vielleicht nie eine schwierige Aufgabe; am wenigsten aber ist es eine solche, wenn der Fürst jung und ehrgeizig ist, und nach Auszeichnung durstet.

Doch wie hätte ein bloß ackerbauender Staat, wie Frankreich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war, Leidenschaften von so hohem Fluge zu befriedigen vermocht! Wie heftig Militär-Neigungen auch seyn mögen, so finden sie doch in der Natur eines solchen Staats ihre Schranken; und die Erfahrung hat auch in späterer Zeit gelehrt, daß weder Reichthum des Bodens, noch Zahl der Menschen, noch Ueberschuß des Kriegsmaterials vor plötzlicher Ermattung sichern, wenn es an demjenigen fehlt, was

nur durch eine große Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen herbeigeschafft werden kann, d. h. an Geld. Ludwig der Vierzehnte selbst wurde sehr früh von der Wahrheit dieses Satzes heimgesucht. In dem Kriege, den er gegen die spanischen Niederlande unternahm, sah er sich, vom zweiten Feldzuge an, genöthigt, das Silbergeräth seiner Paläste zu verkaufen, und seine Feinde durch dies Zeichen seiner Schwäche aufzumuntern, während das kleine Holland, das ein Hofschranz durch Pionire ins Meer zu stürzen rieth, unter der Plage von blutigen Seeschlachten gedieh. Man kann also wohl sagen, daß die Erfahrung, welche der König in dieser Hinsicht machte, ihn zuerst auf den Gedanken führte, daß Frankreich, um stärkerer Anstrengungen fähig zu werden, Manufakturen und Handel erhalten müsse. Ludwig der Vierzehnte sah jedoch in Manufakturen und Handel nichts weiter, als die magische Quelle, aus welcher ohne Unterlaß und ohne Maß zu schöpfen dem Fiscus gestattet ist; und weil er einer anderen Ansicht ganz unfähig war, so konnte er auch leicht auf den Einfall gerathen, die Entwickelung der Manufakturen und des Handels in seinem großen Königreiche nicht der Zeit zu überlassen, sondern dieser durch Krieg und Eroberung zu Hülfe zu kommen. Die Holländer waren im Besitz eines ausgebreiteten Handels und reicher Colonieen. Ihnen diese zu entreißen, sei es durch vollendete Eroberung ihres Gebiets, sei es durch erzwungene Abtretungen, schien ihm etwas zu seyn, das er sich selbst schuldig wäre. Und so faßte er denn den Gedanken eines Krieges wider Holland recht eigentlich mit der Absicht, Frankreich einen höheren Grad von gesellschaftlicher Entwickelung zu geben, als es,

wie es ihm schien, durch sich selbst erreichen würde, wenn die Gewalt sich seiner nicht annähme. Weiter reichte sein Scharfblick nicht; denn der öffentliche Credit, die Schöpfung von Banken und selbst der einfache Mechanismus der Wechselbriefe, waren Dinge, die ihm und seinem Ministerium, ja man kann sagen, seinem Jahrhundert, fremd blieben.

Unter Europa's Monarchen war Karl der Zweite der einzige, der sich einem solchen Unternehmen mit Erfolg widersetzen konnte; und die Aufforderungen dazu lagen, vor allen Dingen, in dem allgemeinen Vortheil des brittischen Königreichs, demnächst aber in dem Daseyn der Tripel-Allianz, deren Urheber Karl der Zweite gewesen war. Doch dieser König war, vermöge seines Leichtsinns, nur allzu geneigt, das Regierungsgeschäft nur von Seiten des privativen Nutzens zu nehmen, den es ihm gewährte. Von seinen Bedürfnissen gequält, der Sparsamkeit und guten Wirthschaft durchaus unfähig, und in Hinsicht seines Einkommens von dem guten Willen des Hauses der Gemeinen abhängig, war er geneigt, auf alles das einzugehen, was Nebeneinkünfte versprach, und die Schande, welche damit verbunden seyn mochte, apathisch zu verschlucken. Zu seiner Entschuldigung muß wenigstens das angeführt werden, daß sein Daseyn und sein Wirken in eine Zeit gefallen war, wo die Aufgabe, König von England mit Ehren zu seyn, besondere Schwierigkeiten mit sich führte. Die Geldwirthschaft war in diesem Lande so weit vorgeschritten, daß das Einkommen von Domänen höchst unbedeutend war; aber es fehlte noch an allen den Einrichtungen, welche, in einer späteren Periode, Großbritanniens Krone zu der reichsten, die Europa jemals gekannt hat, gemacht haben. Gewohnt, nicht

bloß haushälterisch, sondern selbst knickerig mit der Bewilligung öffentlicher Zuschüsse (Subsidien) zu verfahren, behielt das Haus der Gemeinen diesen Charakter in einer Periode bei, wo Großbritanniens Könige sich in der europäischen Welt nur dadurch geltend machen konnten, daß sie größere Mittel zur Schau trugen. Die Verlegenheit, welche daraus für die letzteren entsprang, war nur allzu groß; allein diese Verlegenheit war einerseits in den Vorurtheilen des Jahrhunderts, auf der andern Seite in der Beschränktheit der Geldmittel gegründet: in jenen, sofern man von dem Grundsatz ausging, daß Despotismus und Tyrannei nicht anders abgewendet werden könnten, als durch Schwächung der Gewalt; in diesen, sofern die Gesellschaft wirklich noch nicht die Kraft hatte, welche hie und da von ihr gefordert wurde. Die natürliche Folge von dem Allen war, daß die öffentliche Macht bei weitem mehr der List, als der Rechtschaffenheit vertraute, und Vespasians Ausspruch von einem bonus lucri odor ex re qualibet zu einem Grundsatz erhob. Und nicht Karl der Zweite allein setzte sich hinaus über die Forderungen, welche das Sittengesetz an jedes menschliche Wesen macht; sein Ministerium war in diesem Punkte nicht weniger gewissenlos, es sei nun, weil Gleiches sich zu Gleichem gesellt, oder weil die Umstände so dringend geworden waren, daß man es darauf ankommen lassen mußte, wie eine schlechte Sache, von welcher man sich Vortheil versprach, endigen werde.

Seit dem Ausscheiden Clarendons war nichts leichter gewesen, als alle Diejenigen, in deren Ehrgefühl die Nation einiges Vertrauen setzte, aus dem Rathe des Königs zu entfernen: dahin gehörten der Prinz Rupert, der Herzog

von Ormond, der Sekretär Trevor, der Lord Siegelbewahrer Bridgeman; denn keiner von ihnen wagte es mehr, sich dem Könige zu nähern. Das ganze Regierungsgeheimniß war fünf Personen anvertrauet, welche durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen einen Begriff bezeichnet haben, der unstreitig vor ihnen da war, aber bis zum Jahre 1670 nicht dieselbe Benennung gefunden hatte. Diese Männer waren Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington, Lauderdale. Man nannte dies Ministerium Cabal; und wenn es wahr ist, daß es in England nie ein gefährlicheres Ministerium gegeben hat, so ist zugleich erklärt, wie seine Benennung jeder ränkevollen Vereinigung hat verbleiben können.

Da kein Theil der neueren Geschichte ein noch höheres Interesse in sich schließt, als derjenige, wodurch nachgewiesen wird, wie die Grundlagen der altbrittischen Verfassung der ihnen angedroheten Zerstörung entgingen: so ist es der Mühe werth, bei den Charakteren der so eben genantnen Männer zu verweilen, wäre es auch nur, um zu zeigen, wodurch ihre Vereinigung möglich war.

Sir Thomas Clifford hatte durch die Keckheit seiner Rathschläge die Meinung von sich erregt, daß er jeder Aufgabe, die sich einem Staatsmanne darbieten kann, gewachsen sei; und der Erfolg, womit er im Parliamente die Zustimmung der Mehrheit zu gewinnen verstand, hatte ihn gewissermaßen unentbehrlich gemacht. Er gehörte zu den vielen Staatsmännern früherer und späterer Zeit, die, ohne etwas von einem, die ganze Gesellschaft durchdringenden Naturgesetz zu ahnen, ihre Willkühr an die Stelle dessel-

ben zu bringen versuchen, und, stolz auf kleine Erfolge, der List und Verschlagenheit unbedingt vertrauen.

Lord Ashley, in der Folge unter der Benennung „Graf von Shaftesbury" bekannt, war, wenn man auf den Unterschied der Zeiten keine Rücksicht nimmt, vollkommen dasselbe, was das gegenwärtige Geschlecht an einem gerühmten französischen Staatsmann kennen gelernt hat. In seiner früheren Jugend hatte er der Parthei Karls des Ersten angehangen; doch gewisse Maßregeln des Prinzen Moriz hatten ihn zum Abfalle an das Parliament bewogen. Es war ihm gelungen, Cromwells Vertrauen zu erwerben; und da er großen Einfluß auf die presbyterianische Parthei ausübte, so war er für das Ansehn des Usurpators eine ganz vorzügliche Stütze geworden. Denselben Einfluß hatte er zur Beförderung der Restauration verwendet und sich auf diese Weise die Gunst Karls des Zweiten erworben. Bei allen Partheiwechseln, denen er sich hingab, befolgte er mit Gewissenhaftigkeit nur Eine Maxime, nämlich die, niemals seine früheren Freunde zu verrathen. Die Größe seines Verstandes brachte es mit sich, daß er allenthalben, wo er sich anzuschließen für gut befand, willkommen war. Sein Ehrgeiz wuchs, so wie er sich unentbehrlich fühlte; doch verführte ihn dies Gefühl nie zur Trägheit: denn keine Beschwerde, keine Anstrengung war je zu groß für seinen Fleiß. Wohlbekannt mit der blinden Anhänglichkeit der Partheien, dachte er immer nur darauf, wie er sie benutzen wollte; und frei von jeder Schaam, vertraute er den Entwürfen seines Verstandes in einem so hohen Grade, daß er weder vor Verbrechen, noch vor Ge-

fahr erzitterte. Er kannte die Dinge und die Menschen, doch nur bis zu einer gewissen Gränze, welche da anhob, wo die Einsicht eines Staatsmannes durch eine gründliche Kenntniß der gesellschaftlichen Vergangenheit erleuchtet wird. Und weil diese ihm fehlte, so konnte er Großes zwar anfangen, doch nie vollenden; wovon denn die natürliche Folge war, daß er seinem Fürsten, seinem Vaterlande und sich selbst gleich gefährlich wurde.

Der Herzog von Buckingham vereinigte mit einem hohen Range und glänzende Vermögen ein angenehmes Aeußere und einen lebhaften Verstand, der sich vorzüglich in witzigen Einfällen offenbarte. Alles Uebrige an ihm war verabscheuungswerth. Wie er seine Ehre dem Eigennutz aufopferte, so war das kleinste Vergnügen fähig, ihn von der Bahn des Eigennutzes abzuziehen; und wiederum bedurfte es nur der Laune, um ihn gleichgültig zu machen gegen das Vergnügen. Mit Einem Worte: er hatte alle Fehler Derjenigen, für welche Natur und Glück allzu viel gethan haben. Unbeständigkeit und Geschwätzigkeit verunstalteten seinen Charakter als Staatsmann; und indem er sein Vermögen durch sinnlose Verschwendung, seine Gesundheit durch Schwelgerei und Liederlichkeit zerstörte, stand er zuletzt in vollendeter Verächtlichkeit da, eben so unfähig, der Gesellschaft zu schaden, als er es jemals vermöge seiner Denkweise gewesen war, ihr ersprießliche Dienste zu leisten.

Arlington war in diesem Verein der Unschädlichste, sowohl von Seiten des Herzens, als von Seiten des Kopfes: seine Fehler und seine Talente standen im vollkommensten Geichgewicht. Im Ganzen genommen gehörte er zu den Schwachen, die sich dem Guten nicht versagen,

wenn es sich aufdrängt, die aber, mit gleicher Apathie, das Böse zulassen, wenn sie glauben, daß es sich nicht abwenden lasse. In Gemeinschaft mit Temple und Bridgeman war Arlington der Beförderer der Tripel-Allianz gewesen; doch fand er nichts Anstößiges darin, sich für einen Raubzug zu erklären, wenn er seinem Herrn dadurch gefällig wurde.

Der Graf (nachmalige Herzog) von Lauderdale war ein Mann von Kopf; nur fehlte ihm alles, was richtiges Prinzip genannt zu werden verdient. Wie so viele seines Standes, sah er, von einer heftigen Selbstsucht beherrscht, immer nur sich selbst da, wo er die Gesellschaft hätte sehen sollen. Eine tyrannische Denkweise war ihm so geläufig, daß er darüber aufhören konnte, ehrgeizig zu seyn. Wirklich war er dies nur in einem sehr geringen Grade, weil seine Feindseligkeit den Ausschlag gab über jedes andere Gefühl. Ohne Jemandes warmer Freund zu seyn, war er der unversöhnliche Feind aller Derjenigen, die seine Vorurtheile auch nur von fern her verletzten; dabei eben so stolz gegen Niedere, als kriechend gegen Höhere. Nichts war einander mehr entgegengesetzt, als der Charakter des Königs und der seinige: allein es zeigte sich auch an ihm, daß diese Entgegengesetztheit in dem Verhältniß des Fürsten zu dem Diener, und umgekehrt, selten schadet; denn von allen Ministern Karls des Zweiten hielt Lauderdale sich am längsten, und mit Wahrheit läßt sich sagen, daß beide sich durch ihre entgegengesetzten Eigenschaften ergänzten.

So verhielt es sich mit den Ministern Karls des Zweiten um die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte mit der

Eroberung Hollands umging; wir müssen aber zur weiteren Charakteristik dieser Minister noch hinzufügen, daß Clifford und Arlington geheime Katholiken waren, während Shaftesbury, wegen seiner Vorliebe für die Astrologie, für einen Deisten galt, Buckingham sich selbst anbetete, und Lauderdale, ehemals ein eifriger Presbyterianer, dieser Sekte im Stillen noch immer anhing.

Wie sehr die Cabale auch in ihren theologischen Ansichten unter sich verschieden seyn mochte, so hinderte dies doch nicht, daß sie in dem Plane, Englangs Verfassung zu vernichten und an die Stelle einer vertheilten Gewalt die zusammengeengte und unbedingte zu bringen, nicht vollkommen einverstanden gewesen wäre. Zweck und Mittel, wie sie beides verabredet hatte, wurden freilich erst durch den Erfolg genauer bekannt; allein kluge Leute waren darüber längst im Reinen gewesen. Die Vorstellungen, womit sie den König und den Herzog von York unterhielt, waren, wie folget: „Wenn gleich das Parliament, vermöge seines Partheigeistes, der Krone zugethan sei, oder scheine: so hange es doch bei weitem mehr an den Vorrechten, welche seine Vorgänger von dem Suverän ertrotzt hätten. Zeichen der Unzufriedenheit würden immer sichtbarer; und wie könnte es ausbleiben, daß man gegen den König das volle Ansehen wende, das übrig geblieben wäre, und mit demselben alle die Ansprüche, welche jeden Augenblick ins Leben zurück gerufen werden könnten? Die beiden Häuser erhielten den König nicht bloß abhängig von sich durch ihr Bewilligungsrecht, sondern sie bewiesen dabei auch nicht die mindeste Großmuth. Endlich müsse der Fürst aus seinem Schlummer erwachen, um das volle Ansehn, das seine

Vorgänger, so viele Jahrhunderte lang, friedlich genossen hätten, wieder zu erobern. Der große Irrthum seines Vaters habe nur darin bestanden, daß er nicht bei Zeiten engere Verbindungen mit Fürsten angeknüpft hätte, die, beim Ausbruch der Rebellion, zu seiner Unterstützung durch eigenen Vortheil verpflichtet gewesen wären. Die gegenwärtigen Allianzen könnten das königliche Ansehn nicht stützen, noch weniger es vermehren; denn sie beständen mit schwachen Potentaten, denen es selbst um Schutz zu thun wäre. Nur der großmüthige König von Frankreich sei willig und im Stande, die gemeine Sache der Könige gegen anmaßende Unterthanen zu vertheidigen, wenn man seinem Ehrgeize willfahre. Ein Krieg, von zwei so mächtigen Potentaten gegen Holland unternommen, würde auf keine bedeutende Schwierigkeiten stoßen, und allen den Zwekken entsprechen, die sich beabsichtigen ließen. Unter dem Vorwande des Krieges werde es leicht seyn, eine Militär-Macht zu gründen, ohne welche der König, so lange die republikanischen Prinzipe in seinen Unterthanen fortdauerten, seine Vorrechte vergeblich zu vertheidigen bemüht seyn würde. Die Seemacht könne unterhalten werden, theils durch die Bewilligungen, die man dem Parliament unter andern Vorwänden abnöthigte, theils durch die Hülfsgelder Frankreichs, theils endlich durch die Wegnahmen, an welchen es im Laufe des Krieges nicht fehlen würde. Versuche, die eingebüßte Autorität wieder zu gewinnen, müßten in einer solchen Lage gelingen. Einem, von so mächtigem Bündnisse unterstützten Fürsten würde Niemand, wäre er auch noch so mißvergnügt, zu widerstehen wagen; und wenn es Jemand wagte, so würde er nur um so

sicherer Verderben über sich und seine Parthei bringen. Durch die Unterjochung der Vereinigten Staaten würde ein mächtiger Schritt zu einer gänzlichen Umbildung der brittischen Regierungsform gethan seyn; denn das lasse sich nicht leugnen, daß jene Republik die zur Empörung geneigten Unterthanen in ihrer Anhänglichkeit an ihrer sogenannten bürgerlichen und kirchlichen Freiheit bestärke."

Nichts konnte oberflächlicher seyn, als diese Vorstellung; allein sie entsprach dem Bildungsgrade, welcher, im Allgemeinen, Staatsmännern eigen war in einem Jahrhunderte, wo man sich auf keine Weise klar gemacht hatte, wie eine Vereinigung sittlicher Wesen behandelt seyn will, wenn sie sich nicht empören soll. Sie entsprach zugleich den geheimen Neigungen und Vorurtheilen des Königs und des Herzogs von York. Wie sehr beide auch in anderer Hinsicht von einander verschieden seyn mochten: so stimmten sie doch überein in dem Wunsche nach Unumschränktheit — diesem herrschenden Wahn ihres Zeitalters — und in der Vorliebe für den Katholicismus, in welchem sie nur das Mittel, zur Unumschränktheit zu gelangen, sahen. Für den König kam noch zweierlei hinzu: einmal das Mißtrauen, das er in seine Unterthanen setzte; zweitens der Haß, den er, seit dem letzten Kriege, gegen die Holländer gefaßt hatte. Schon seit dem Jahre 1664 hatte er sich gegen den König von Frankreich dahin erboten, daß er ihm in Beziehung auf Flandern freie Hand lassen wolle, wenn Ludwig sich entschließen könnte, ihn mit 10,000 Mann Infanterie und einer angemessenen Zahl Reiterei zu versehen, im Falle, daß in England eine Empörung ausbrechen sollte. Und Holland

anlangend, so hatte sich Karl, sogar während der Tripel-Allianz, immer nach einem Bündniß mit Frankreich gesehnt; und einzelne seiner Minister, Clifford z. B., hatten die Unvorsichtigkeit so weit getrieben, rund heraus zu sagen, „daß, aller Herrlichkeit zum Trotz (er meinte die Tripel-Allianz), England einen zweiten Krieg mit Holland anfangen werde." Unter den allerwichtigsten Vorwänden war der deutsche Kaiser an dem Beitritt zur Tripel-Allianz von England verhindert worden; und nur allzu unfreundlich hatte diese Macht alle die kleinen Irrungen beigelegt, welche in Beziehung auf Surinam und das Verfahren der ostindischen Compagnie mit den Holländern entstanden waren. Es giebt sogar unzweideutige Beweise, daß die englischen Minister um die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte den Krieg beginnen wollte, sämmtlich in dem Solde dieses Monarchen standen *): eine Niederträchtigkeit, die, wie sehr sie auch unter andern Umständen bezweifelt zu werden verdienen mag, in Karls des Zweiten Ministern nicht einmal überrascht.

Doch Ludwig der Vierzehnte und seine Minister kannten den König von England allzu gut, als daß sie in sein Versprechen und in seine Standhaftigkeit das mindeste Vertrauen hätten setzen sollen. Um die letztere zu sichern, erfanden sie ein Mittel, welches eben nicht geeignet war, den Glauben an den Ernst und die Weisheit der Regierungen zu stärken. Mit einem Worte: sie beschenkten Karl den Zweiten

---

*) In Temple's Schriften Vol. II. pag. 179. ist die Rede von einem Schreiben Colberts de Croissy, französischen Ministers in London, worin es heißt: And I have at last made them sensible of the whole extent of his majesty's bounty.

mit einer französischen Beischläferin. Die Herzogin von Orleans mußte den König von Frankreich auf einer Reise nach Calais begleiten, von hier, gleichsam zum Besuch ihrer Brüder, mit glänzender Begleitung nach Dower gehen, und daselbst so lange verweilen, bis Karl der Zweite sich in das schöne Fräulein von Querouaille verliebt hatte, das hierauf in England zurückblieb und in eine Herzogin von Portsmouth umgeschaffen wurde. Wir werden im Nachfolgenden sehen, wie weit dies Mittel reichte, d. h. wie sehr sich die französischen Staatsmänner, bei aller Verschlagenheit, die ihnen eigen war, verrechnet hatten.

Wenn das Sittengesetz verletzt werden soll, so kommen die Regierungen, welche dem Einflusse der Oeffentlichkeit am meisten ausgesetzt sind, in die größte Verlegenheit. Dem gemäß wagten es Karl und seine Minister nicht, das Verhältniß einzugestehen, worin sie zu dem französischen Hofe getreten waren; nur der Lauf der Begebenheiten sollte dies Geheimniß entschleiern. Als das Parliament den 24. October 1670 zusammen getreten war, eröffnete der König die Sitzung durch eine sehr kurze Rede, worin er geflissentlich vermied, von seinen Verbindungen auf dem Festlande zu sprechen. Dem Siegelbewahrer wurde die Erweiterung anheim gestellt; und damit es auch für ihn eine Entschuldigung geben möchte, so hatte man ihn nicht in die Geheimnisse der Cabale eingeweiht. Herr Bridgeman — dies war sein Name — drang also „auf eine reichliche Subsidie, welche die Regierung jetzt mehr als je bedürfe; die französische Seemacht sei drei Mal stärker, als sie vor dem holländischen Kriege gewesen; dagegen befinde sich die englische im Verfall, und

für das nächste Jahr müsse eine Flotte von funfzig Segeln ausgerüstet werden; dies brächten die Verbindlichkeiten mit sich, welche Se. Majestät in Tractaten für das allgemeine Wohl der Christenheit übernommen habe." Unter diesen Tractaten gedachte der Siegelbewahrer ausdrücklich jener Tripel-Allianz, welche bereits aufgegeben war, und eines Schutzbündnisses mit Holland. Nicht, daß Bridgeman den Betrug, der durch ihn gespielt wurde, nicht geahnet hätte; allein auch sein Gewissen war nicht zart genug, sich demselben zu versagen, da er sich bei sich selbst damit entschuldigen konnte, daß er nichts mit Zuverläßigkeit wisse.

Der angewendete Kunstgriff glückte. Zufrieden mit den Maßregeln des Königs bewilligte das Haus der Gemeinen eine größere Subsidie, als jemals, gar nicht ahnend, daß sie das Netz war, worin es gefangen werden sollte; denn Niemand konnte sich vorstellen, daß der König und sein Ministerium leichtsinnig genug wären, eine Verfassung vernichten zu wollen, die, nachdem sie, so viele Jahrhunderte hindurch, der Nation sogar nothwendig gewesen war, nicht plötzlich zertrümmert werden konnte, ohne den ganzen Staat in einen unermeßlichen Abgrund zu stürzen.

Aufgemuntert durch die Verblendung, worin das englische Volk lebte, noch mehr aufgemuntert durch den Beistand, den Frankreich verhieß, begann der Hof, jene Zurückhaltung, die ihm bisher eigen gewesen war, abzulegen und mit freierer Stirne den Wünschen der Nation Trotz zu bieten. Der Herzog von York bekannte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (der Tochter des Grafen von Clarendon) ganz öffentlich für den Glauben der römisch-

katholischen Kirche; und obgleich der König noch immer für einen Protestanten gelten wollte, so hob doch auch er an, in einem Geiste zu handeln, der sein Verlangen nach Unumschränktheit und Willkür nur allzu sehr verrieth. Dahin gehörte, daß er einen Straßenräuber begnadigte, der, nach vielen unerhörten Schandthaten, zuletzt über den Versuch, die Krone und die übrigen königlichen Kleinodien aus dem Tower zu entwenden, in die Hände der Gerechtigkeit gefallen war; und Karl begnadigte diesen Verbrecher bloß, weil er eine Schamlosigkeit an ihm wahrnahm, die ihn in Erstaunen setzte. Dahin gehörte ferner, daß er die Mißhandlung eines Parliamentsgliedes genehmigte, das, als von der Besteuerung der Schauspielhäuser die Rede war, und die Hofparthei dagegen eingewendet hatte, „die Schauspieler wären Diener des Königs," mit leichter Anspielung auf Karls Sittenlosigkeit so kühn gewesen war, die Frage aufzuwerfen: „ob Se. Majestät ihr Vergnügen mehr bei den weiblichen oder mehr bei den männlichen Schauspielern fände?" Es war Sir John Coventry, der diese Frage stellte; allein wiewohl ganz London wußte, daß Karl außer seinen übrigen Beischläferinnen, auch zwei Schauspielerinnen unterhielt, so hielten die Hofleute es doch für ein Verbrechen, darauf auch nur anzuspielen, und um Andere davon abzuschrecken, lauerten sie dem Verwegenen so lange auf, bis sie ihn in ihre Gewalt bekamen. Sie schnitten ihm die Nase ab. Ihre Namen waren bekannt; allein ihre Bestrafung blieb aus, selbst, nachdem das Parliament, empört von diesem Verfahren gegen eins seiner Mitglieder, erklärt hatte, daß die Verstümmler Coventry's nie die Verzeihung der Krone finden sollten. In

Beziehung auf das, was im Werke war, konnten der König und sein Bruder das englische Volk nicht genug an willkürliche Handlungen gewöhnen; denn dies war das sicherste Mittel, seinen Sinn für alles Sittliche und Rechtliche zu schwächen.

Ein neuerer brittischer Geschichtschreiber drückt sich über den mit Holland bevorstehenden Krieg in folgenden Worten aus: „Der erste holländische Krieg war gegen alle Maximen, sowohl der Politik als der Gerechtigkeit, unternommen worden; allein die beispiellose Infamie des zweiten, erschwert durch das Fehlschlagen aller Hoffnungen rechtlich gesinnter Männer von der Tripel-Allianz, so wie durch den verrätherischen Seeraubs-Versuch, womit er begann, scheint den Eindruck desselben nicht bloß aus den Gemüthern der damals lebenden, sondern selbst aus den Gemüthern der meisten Schriftsteller, die diese Regierung zu schildern jemals den Beruf fühlten, verdrängt zu haben. Indeß war das Prinzip beider Kriege eins und dasselbe: willkürliche Gewalt im Innern war das Ziel beider. Der zweite holländische Krieg legte das System und die Absichten des Königs Allen, die ihre Augen nicht gegen Ueberzeugung verschließen wollten, so offen dar, daß man kaum begreift, wie Leute, welche die mindeste Achtung entweder für die Freiheit oder die Ehre des Landes hegten, ihm hinterher trauen konnten *).“

Um dies gehörig zu verstehen, muß man sich vor allen Dingen der List erinnern, womit Karl und seine

---

*) S. Charles James Fox's History of the early part of the reign of James the Second Ch. I. pag. 25.

Minister die Holländer über das, was ihnen bevorstand, in Ungewißheit erhielten. Sir William Temple, Englands Gesandter bei den Vereinigten Staaten, galt, in der allgemeinen Würdigung, so sehr für einen rechtschaffenen Mann, daß Johann de Witt nicht an einen Bruch mit England glauben wollte, so lange Temple noch nicht abberufen wäre. Um also die holländische Regierung desto sicherer zu täuschen, mußte Temple zu einer Zeit, wo der Krieg bereits beschlossen war, im Haag verweilen; und selbst, als man seine Abberufung nicht länger verschieben konnte, wenn man seinen Charakter nicht auf's Grausamste verletzen wollte, erfolgte sie mit einer Wendung, welche nicht jede Aussicht auf die Fortdauer des Friedens verdunkelte; denn der Ehrenmann wurde nur zu einer Unterredung mit dem Könige eingeladen, und seine Familie blieb, gleichsam als Unterpfand friedlicher Gesinnung, zurück. Temple blieb indeß in England, und an seine Stelle wurde derselbe Downing gesendet, der schon früher war gebraucht worden, Zwietracht zwischen den beiden Staaten in Gang zu bringen. Alles wurde, von diesem Augenblick an, von Seiten der englischen Regierung angewendet, die Holländer in Leidenschaft zu setzen, während man zugleich das Parliament einmal über das andere prorogirte, damit nichts zur Sprache gebracht werden möchte, was den gemeinschaftlichen Entwürfen schaden konnte.

Alle diese Maßregeln zweckten aber zunächst auf eine Handlung ab, welche einem Straßenraube so ähnlich sah, daß man Mühe hat, sie von diesem zu unterscheiden. Unter dem Vorwande, daß die Tripel-Allianz aufrecht er-

halten werden müsse, hatte Karl von den Gemeinen eine reichliche Subsidie zu einer Zeit erhalten, wo er bei sich selbst fest beschlossen hatte, diesem Bündniß zu entsagen; allein dies Geld war bald erschöpft, theils um Schulden zu bezahlen, theils um kostspielige Ausgaben zu bestreiten. zwar hatte Frankreich für das erste Kriegsjahr 240,000 Pf. und das Drittel dieser Summe für die nächsten Jahre versprochen: aber dies war, in Wahrheit, allzu wenig in Bezug auf die großen Kosten, welche die englische Flotte verursachte. Steuern ohne die Einwilligung des Parliaments aufzulegen und zu erheben, dies wagte Karl noch nicht, weil dazu noch nicht Alles vorbereitet war. Indem nun neue Hülfsquellen aufgefunden werden mußten, bot der König das Amt eines Schatzmeisters Demjenigen an, der in der gegenwärtigen Noth Rath schaffen würde. Shaftesbury gab Clifford hiervon einen Wink; und dieser verdiente sich, außer dem Stabe eines Schatzmeisters, die Peerwürde, indem er den König bewog, die Schatzkammer zu verschließen und alle Zahlungen zurückzuhalten, die in dieselbe geschahen. Hierdurch verloren alle Banquiers, welche mit der Schatzkammer in Verbindung standen, nicht bloß die eigenen, sondern auch die ihnen anvertrauten fremden Kapitale. Der Schlag selbst erfolgte so plötzlich, daß eine Abwendung unmöglich war; und eine allgemeine Verwirrung war die natürliche Folge davon. Die Banquiers hörten auf zu zahlen; die Kaufleute konnten die an sie gestellten Forderungen nicht befriedigen; ein allgemeines Mißtrauen, verbunden mit einer gänzlichen Lähmung des Handels, trat auf eine unvermeidliche Weise

ein, während Niemand sich enträthseln konnte, wohin ein solches Verfahren abzweckte, und nur sehr Wenige die wahre Absicht erriethen, bis Karl nicht lange darauf, ganz gegen den herrschenden Geist der Patrioten dieser Zeit, eine allgemeine Religions-Freiheit proclamirte, um wenigstens die Sectirer auf seiner Seite zu haben.

Eine zweite Handlung derselben Art, gegen die Holländer gerichtet, blieb nicht lange aus. Noch war kein Krieg erklärt, noch gab es nicht einmal Gründe dazu, als Karl durch Sir Robert Holmes einen Angriff auf die holländische Smyrna-Flotte machen ließ. Diese Flotte bestand aus 70 Segeln, welche auf anderthalb Millionen Pfund geschätzt wurden. Holmes, welcher dieselbe einfangen und nach England bringen sollte, stieß auf Spragge's Geschwader, das aus dem Mittelländischen Meere zurückkehrte. Hätte er sich durch dasselbe verstärkt, so würde seine Sendung nicht ohne glänzenden Erfolg geblieben seyn. Doch Holmes wollte weder Ehre noch Vortheil mit einem Andern gemein haben. Er ließ also Spragge seine Fahrt nach England fortsetzen. Nicht lange darauf entdeckte er die holländische Flotte unter dem Schutz von fünf Kriegesschiffen. Diese wurden von Van Neß befehligt, der, da er Nachricht von den Absichten der Engländer hatte, die ganze Flotte in bewundernswürdiger Ordnung zusammenhielt. Holmes griff ihn den 13. März 1672 mit Ungestüm an; und der Kampf dauerte den ganzen Tag hindurch, ohne daß Entscheidung erfolgte. Eben so am folgenden Tage. Erst am dritten wurde ein holländisches Kriegsschiff mit drei oder vier Kauffahrtheischiffen genommen. Die übrigen setzten ihre Fahrt ungehindert fort, und entkamen unter dem Schutze

eines starken Nebels. So endigte sich dies seeräuberische Unternehmen; und je mehr es fehlgeschlagen war, desto schmachwürdiger erschien es. Das englische Volk verstärkte die Mißbilligung der Holländer. Karl der Zweite würde sich geschämt haben, wenn er minder leichtsinnig gewesen wäre. Sein Ministerium fand keinen Glauben, als es den ganzen Hergang in das Licht eines zufälligen Zusammentreffens stellte, das der holländische Commodore durch seinen Hochmuth veranlaßt habe; es fand um so weniger Glauben, weil vier holländische Ostindien-Fahrer, von britischen Kapern aufgebracht, als gute Prise verurtheilt wurden, ehe eine Kriegserklärung erfolgt war.

Diese konnte nun nicht länger ausbleiben; und in ihr zeigte sich, daß die diplomatische Geschicklichkeit da, wo sie von der Wahrheit verlassen ist, nur sehr wenig vermag. Denn nur allzu nichtig waren die Gründe, wodurch Karl diesen Krieg zu rechtfertigen suchte. Die Posse vollständig zu machen, behauptete der König von England, daß er der Tripel-Allianz getreu bleibe, während er, im grellsten Widerspruch mit einem Artikel des Traktats von Breda, alle in brittischen Häfen befindlichen holländischen Kauffahrer in Beschlag nehmen ließ. Die Holländer folgten Anfangs diesem Beispiele; sobald sie aber zur Besinnug gekommen waren, gaben sie die brittischen Schiffe mit der Erklärung frei, daß Karls Treubruch kein hinreichender Grund zur Nachahmung eines schändlichen Verfahrens sei, und zwangen auf diese Weise die englische Regierung zur Entlassung der meisten holländischen Schiffe. Welcher Art die Stimmung des brittischen Volks unter diesen Umständen war, geht vorzüglich daraus hervor, daß Karl in einer

Proklamation alle Diejenigen bedrohete, welche sein Verfahren tadeln, oder den ausgesprochenen Tadel Anderer unangezeigt lassen würden. Die Einführung des Martial-Gesetzes für das Heer vollendete das Mißvergnügen der Britten; und da der bisherige Siegelbewahrer seine Zustimmung für die Aufhebung der peinlichen Gesetze versagte, so verlor er seinen Posten, und Lord Ashley, jetzt Graf von Shaftesbury, trat an Bridgemann's Stelle.

Von allen Seiten hatte sich inzwischen das Ungewitter gegen die unschuldige Republik Holland zusammengezogen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie, vermöge ihrer Betriebsamkeit und ihres rechtlichen Verfahrens, größere Reichthümer angehäuft hatte, als die Monarchieen dieser Zeit, bei noch so großem Umfange, erwerben konnten. In Deutschland hatte Ludwig der Vierzehnte an dem Bischof von Münster und an dem Kurfürsten von Köln zwei raubbegierige Gehülfen gefunden. Die Kriegserklärung des französischen Königs athmete den Hochmuth eines Monarchen, den seine Hofleute als den größten und mächtigsten der Welt — dies war ihr üblicher Ausdruck — anzubeten pflegten: ohne sich auf Rechtfertigungsgründe einzulassen, blieb er bei dem Mißfallen stehen, das die Republik ihm eingeflößt habe. Der Bischof von Münster führte in seiner Kriegserklärung an, daß die Republik versucht habe, die Guvernöre seiner Festungen zu bestechen; und der Kurfürst von Köln wollte als ein Fürst erscheinen, der durch Zulassung der Franzosen nur seine eigene Sicherheit bezweckte, was der Wahrheit vielleicht nicht ganz entgegen war in einer Zeit, wo Deutschlands politische Schwäche mit auf dem Umstande beruhete, daß seine

westliche Gränze durch ohnmächtige Kirchenfürsten beschützt war. Da Ludwig der Vierzehnte ein Heer von 180,000 M. auf die Beine gebracht hatte: so schien die Republik der Vereinigten Staaten dem Verderben, womit sie bedroht war, nicht entrinnen zu können. Ihr einziger Verbündeter war Spanien, das, unter Karl dem Zweiten, mit jedem Tage in seiner Auflösung vorschritt. Seinem Schicksale von allen Seiten preis gegeben, konnte Holland um so weniger Widerstand leisten, da es seine Landmacht seit dem Kriege mit Spanien vernachlässigt hatte. An der Spitze der Republik stand noch immer der Pensionär de Witt: ein eifriger Anti-Monarchist in Beziehung auf sein Vaterland, aber eben deswegen vielleicht auch blind gegen die Schwäche der Republiken, sofern diese nicht Militär-Staaten, sondern dem Handel ergeben sind. Nur Ein Rettungsmittel bot sich den General-Staaten in ihrer Verlegenheit dar: der Versuch, den König von England von der Allianz abzuziehen, worein er mit Ludwig dem Vierzehnten getreten war. Sie versprachen zu diesem Endzweck jede Art von Ehrenbezeigung, welche der König für die brittische Flagge fordern würde; sie versprachen zugleich die Ernennung des Prinzen von Oranien, Neffen des Königs von England, zum General-Capitän und Admiral, wiewohl er noch nicht das zweiundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte. Doch Karl wies diese Anträge mit einem Stolz zurück, der nur allzu deutlich zu erkennen gab, wie gleichgültig er gegen das Schicksal seines Neffen in dem allgemeinen Untergange der Republik war.

Da die französischen Heere nicht auf dem gewöhnlichen Wege in Holland eindrangen, sondern, Mastricht umgehend,

über den Rhein und die Yssel zogen: so waren die Provinzen Geldern, Utrecht, Ober-Yssel und ein Theil von Holland in wenigen Wochen erobert. Schon standen die Franzosen, bei Muyden, vier Meilen von Amsterdam, und schon dachten die reichsten Bewohner der Hauptstadt auf eine Einschiffung nach Batavia, als, nach de Witt's fruchtlosen Unterhandlungen, eine plötzliche Umwälzung erfolgte, die, indem sie die Statthalterwürde wiederherstellte, zwar dem Pensionär und seinem Bruder das Leben kostete, dafür aber auch den Staat rettete: so wahr ist es, daß in gefährlichen Lagen immer nur ein großes Vertrauen Rettung gewähren kann. Bei dieser Umwälzung müssen wir einige Augenblicke verweilen, weil sie für die spätere Zeit nur allzu wichtig geworden ist.

Die Statthalterwürde war, Cromwell'n zu Gefallen, unter Umständen abgeschafft worden, welche diese Maßregel, wo nicht rechtfertigten, doch wenigstens entschuldigten; denn Wilhelm der Dritte, welcher seinem Vater in der Statthalterschaft von Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Ober-Yssel hätte folgen sollen, war, bei dem Tode dieses Vaters, noch nicht Ein Jahr alt, die ganze Lage der Republik aber von einer solchen Beschaffenheit, daß sie mit einer so schwachen Autorität, als eine vormundschaftliche Regierung in sich zu schließen pflegt, nicht wohl fortdauern konnte. Einmal gegeben, mußte das sogenannte ewige Edikt, wodurch die Statthalterwürde abgeschafft war, um so mehr fortdauern, weil nichts die Aufhebung desselben erzwang, und die weil Holländer, auf mehr als Einer Seite, ihren Vortheil bei der Fortdauer desselben fanden. Wenn die Landmacht der Verei-

nigten Staaten darüber zu Grunde ging, so war dies eine unabtreibliche Wirkung des neuen Systems; denn, unterstützt von einer zahlreichen und wohl disciplinirten Soldateska, würde der Pensionär zu einem Statthalter, wo nicht gar zu einem König, geworden seyn und die Richtung der Gesamtbetriebsamkeit hätte sich nothwendig dahin abändern müssen, daß die Holländer ihre ausschließende Bestimmung nicht länger im Handel gefunden hätten. Dem Pensionär de Witt war in dieser Hinsicht so wenig ein gegründeter Vorwurf zu machen, daß ihm sogar die größten Lobsprüche dafür gebührten, daß er seine ganze Sorgfalt auf die Ausbildung der Seemacht gerichtet hatte. England war, beim Antritt seiner Verwaltung, die einzige Macht, von welcher sich etwas befürchten ließ; auch behielt de Witt immer nur England im Auge. Das, was, nach Richelieu's und Mazarins Verwaltung, durch Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz und den Verstand Colberts und Louvois aus Frankreich wurde, lag so sehr außer aller Berechnung, daß der Pensionär, um es vorher zu sehen, noch mehr, als ein Mensch, hätte seyn müssen. Sein Hauptgedanke konnte kein anderer seyn, als daß es einer betriebsamen und geldreichen Republik nicht schwer fallen könnte, sich gegen einen bloß ackerbautreibenden Staat mit Erfolg zu vertheidigen, und daß es dazu nicht einmal der Landmacht bedürfe. Im Grunde genommen, hatte also de Witt nichts von dem vernachlässigt, was in den Kreis seiner Pflichten gehörte; und wenn nun gleichwohl, wie wir sofort sehen werden, ein so schweres Schicksal über ihn kam, so war dies nur eine Folge von Ueberraschungen, wie sie nicht selten im Leben vorkommen, um die Unbe-

ständigkeit menschlicher Einrichtungen ins Licht zu stellen. Mit Einem Worte: weil es einen Ludwig den Vierzehnten gab, konnte Holland nicht in demselben Sinne eine Republik bleiben, worin es seit dem Jahre 1650 eine gewesen war.

Unfähig, sich gegen ein Heer von 180,000 Mann zu vertheidigen, mußten die Holländer es darauf ankommen lassen, wie viel sie gegen die vereinigte englisch-französische Seemacht ausrichten würden. Mit einer Flotte von 90 Kriegsschiffen, die Fregatten und Brander gar nicht in Anschlag gebracht, wurde de Ruyter, begleitet von Cornelius de Witt, dem Bruder des Pensionärs, ausgesendet. Ihre nächste Bestimmung war, die Vereinigung der französischen Flotte mit der englischen zu verhindern. Doch diese war bereits zu Stande gebracht. Ein hundert und dreißig Linienschiffe stark, lagen beide Flotten in Sole-Bay vor Anker. Den Oberbefehl führte der Herzog von York; Admiral der blauen Flagge war der Graf von Sandwich; das französische Geschwader wurde von dem Marschal d'Etrée befehligt. Die Unordnung, womit sie vor Anker lagen, war so groß, daß der Graf von Sandwich dem Herzog die Gefahr vorstellte, worin sie sich auf den Fall eines Angriffs befänden; allein diese Warnung blieb ohne Wirkung, außer sofern Sandwich den Vorwurf der Zaghaftigkeit hinnehmen mußte. Hierdurch gestachelt, faßte er den Vorsatz, wenn es zur Schlacht kommen sollte, entweder zu siegen, oder zu sterben. Den 28. May drang der holländische Admiral so plötzlich auf die Fahrlässigen ein, daß sie, um schneller in Linie zu kommen, die Ankertaue kappen mußten. Gleichwohl war die Verwirrung

Anfangs so groß, daß, wenn der Graf Sandwich nicht die Entschlossenheit gehabt hätte, sich dem Feinde entgegen zu werfen, der Herzog von York mit dem Ueberrest der Flotte schwerlich — in Ordnung gekommen seyn würde. Jener hielt den ersten Anfall der Holländer mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aus: er schlug van Ghents Schiff zurück, nachdem dieser Admiral im Gefecht geblieben war; er zerstörte ein zweites großes Schiff, das ihn entern wollte; er versenkte drei Brander, ehe sie so nahe gekommen waren, daß sie ihm gefährlich werden konnten. Sechs hundert von seiner Mannschaft waren getödtet oder verwundet und sein Schiff auf eine furchtbare Weise von dem feindlichen Geschütz durchlöchert, als ein neuer Brander gegen ihn anlief und sich befestigte. Jetzt noch hätte er sich retten können, wenn er sein Schiff hätte verlassen wollen. Allein der Spott des Herzogs von York hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er lieber sterben, als den Verlust seines Schiffes überleben wollte. Dieses flog also mit ihm und der ganzen Mannschaft in die Luft. Inzwischen waren der Herzog von York und de Ruyter an einander gerathen; und der Kampf zwischen beiden war, zwei Stunden hindurch, so heftig, daß der holländische Admiral hinterher erklärte, er habe nie einen heißern bestanden. York's Schiff wurde außer Stand gesetzt; er selbst genöthigt, die Flagge auf ein zweites zu übertragen. Seine ganze Abtheilung würde geschlagen und zerstreut worden seyn, wenn sich nicht Sir Joseph Jordan, welcher an die Stelle des Grafen Sandwich getreten war, vor den Riß gestellt hätte. So wiederhergestellt, dauerte die Schlacht bis zum Eintritt der Dunkelheit, wo sich die Holländer zurückzogen.

Der Sieg erklärte sich für keine von beiden Partheien, und ward eben deswegen von beiden in Anspruch genommen. Das französische Geschwader kam wenig oder gar nicht ins Gefecht; woraus hinterher gefolgert wurde, der Marschal d'Etrée habe den Befehl gehabt, sich in der nöthigen Entfernung zu halten, damit die beiden Seemächte sich gegenseitig zerstören möchten.

Der Ausgang dieser Seeschlacht konnte nach den Fortschritten, welche die Verbündeten in der Eroberung Hollands gemacht hatten, nicht anders als entmuthigend für die Bewohner dieses Küstenlandes seyn. Der Pöbel sammt allen, welche der Parthei des Prinzen von Oranien anhingen, anstatt die bisherige Unabhängigkeit durch vermehrte Anstrengung zu vertheidigen, begann auf den Pensionär zu schimpfen, weil er die Mittel der Vertheidigung vernachlässigt habe. Nur der Magistrat von Amsterdam gab das Beispiel ruhiger Besonnenheit: er nöthigte die Bürger zur Ergreifung der Waffen, versah die überflüssigen Schiffe mit Geschütz zur Vertheidigung der Stadt, und ließ die Schleusen öffnen, so daß die ganze Umgegend unter Wasser gesetzt wurde. Diesem Beispiele folgten die übrigen Städte; und indem die ganze Provinz Holland überschwemmt war, hatte Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz seine natürliche Gränze gefunden. Nur die großen Gutsbesitzer waren, aus einem sehr begreiflichen Grunde, unzufrieden mit diesem Verfahren. Während sich Amsterdam gegen jede Unterhandlung mit dem Feinde erklärte, wurden die Stände dahin einig, „daß, wenn ihre Religion, ihre Freiheit und ihre Suveränetät gerettet werden könnten alles Uebrige dem Eroberer preisgegeben werden sollte.“ Dem-

gemäß ordneten sie Gesandte ab, um das Erbarmen der Könige von Frankreich und England anzuflehen; zugleich machten sie sich anheischig, Mastricht und alle Gränzstädte jenseits der sieben Provinzen an Ludwig abzutreten und ihm die Kriegskosten zu vergütigen. Doch dies genügte dem Herrscher Frankreichs nicht. Er verlangte: alle französischen Waaren sollten zollfrei in Holland eingeführt werden; die Staaten (Stände) sollten die freie Ausübung der katholischen Religion gestatten, die Kirchen zwischen den Katholiken und Protestanten theilen und regelmäßige Gehalte für die Priester auswerfen; ferner sollten sie, außer den Gränzstädten der Republik, auch Nymwegen, einen Theil von Geldern, die Inseln Bommel und Voorn und die Festungen St. Andreas, Löwenstein und Crevecoeur an ihn abtreten, und ihm außerdem noch 20 Millionen Livres für gehabte Kriegskosten bezahlen; endlich sollten sie sich anheischig machen, jährlich eine Gesandtschaft nach Paris zur Ueberbringung einer goldenen Schaumünze zu senden: dies alles als Anerkennung, daß sie ihm die Erhaltung der Freiheit verdankten, welche sie unter dem großmüthigen Beistande seiner Vorgänger erkämpft hätten. Die Befriedigung des Königs von England bildete unter diesen Friedensbedingungen noch einen besonderen Artikel; und als derselbe zu Utrecht, wo Ludwig sich gerade aufhielt, zwischen seinen und Karls des Zweiten Ministern (Buckingham, Arlington und Hallifax) zur Sprache gebracht wurde, vereinigte man sich dahin, daß die Holländer unbedingt die englische Flagge ehren, eine Million Pf. St. Kriegskosten bezahlen, ihre Fischerei in brittischen Gewässern mit 10,000 Pf. St. jährlich vergüten, den ostindischen

Handel mit den Engländern theilen, den Prinzen von Oranien mit der erblichen Statthalterwürde bekleiden und zum Unterpfande für die gewissenhafte Erfüllung aller dieser Artikel dem Könige von England die Insel Walchern, Cadsand, Gorée und Voorn, zugleich aber auch die Stadt und Festung Sluys, überliefern sollten.

Diese, bis zur höchsten Grausamkeit unmäßigen Forderungen, in welchen sich, außer dem Unverstand, nichts weiter abspiegelt, als der Hochmuth der Könige des siebzehnten Jahrhunderts, brachten die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen hervor, welche Ludwig und Karl bezweckten. Die Holländer, zur Verzweiflung getrieben, begriffen, daß nur von der Zurücknahme des sogenannten ewigen Edikts Rettung für sie zu erwarten sei. Dies war also der Gegenstand, auf welchen, von allen Seiten her, gedrungen wurde. Nur die de Witts und die Obrigkeiten der großen Städte widerstanden Anfangs; doch nicht lange. Zu Dortrecht zwang eine Empörung den Magistrat zur Zurücknahme jenes Edikts; und sobald das Beispiel gegeben war, zwang das Volk auch zu Amsterdam, Rotterdam, Middelburg und im Haag seine Obrigkeit, sich für den Prinzen von Oranien zu erklären. Von jetzt an hatte die letzte Stunde für die de Witts geschlagen. Cornelius de Witt, Bürgermeister zu Dortrecht, von einem ehrlosen Bartscherer beschuldigt, daß er den Prinzen von Oranien nach dem Leben trachte, wurde, auf das Geschrei des Volks, das ihn zu zerreißen drohete, zu Dortrecht auf die Folter gespannt, damit er bekennen möchte; und als er diese ausgehalten und sich selbst durch das horazische Justum et tenacem propositi virum u. s. w. getröstet hatte, ver-

bannte man ihn. Der Pensionär wollte ihm ins Elend folgen; und begab sich zu ihm in das Gefängniß, wo er seine Wiederherstellung abwartete. Kaum aber war dies bekannt geworden, so versammelte sich der Pöbel, erbrach das Gefängniß, schleppte die beiden Brüder ins Freie, und ermordete sie auf eine so barbarische Weise, als ob sie, die seit zwanzig Jahren die Republik auf das Edelste und Uneigennützigste verwaltet hatten, die größten Verbrecher gewesen wären. Das Einzige was eine solche That zu entschuldigen vermag, ist die rettungslose Lage eines Volks, das sich gegen die Fortschritte einer gelungenen Eroberung nur durch die Ueberschwemmung seines Bodens sichern kann *).

---

*) In Fox's History of the early part of the reign of James the Second findet sich Ch. I. eine Stelle, welche sich in folgender Weise über de Witt erklärt:

The catastrophe of De Witt, the wisest, best and most truly patriotick minister, that ever appeared upon the publick stage, as it was an act of the most crying injustice and ingratitude, so likewise it is the most completely discouraging example, that history affords to the lovers of liberty. If Aristides was bannished, he was also recalled; if Dion was repaid for his services to the Syracusans by ingratitude, that ingratitude was more than once repented of; if Sidney and Russel died upon the scaffold, they had not the cruel mortification of falling by the hands of the people: ample justice was done to their memory, and the very sound of their names is still animating to every Englishman attached to their glorios cause. But with De Witt fell also his cause and his party; and although a name so respected by all who revere virtue and wisdom, when employed in their noblest sphere, the polical service of the publick, must undoubtedly be deubly deoar to his countrymen, yet I do not know that, even to this day, any publick honours have been paid by them to his memory.

Durch den Tod des Pensionärs de Witt wurde der Prinz von Oranien zum Statthalter erhoben. Doch ging sein Wirkungskreis nicht hinaus über die Provinzen Holland und Seeland: denn Statthalter von Friesland und Gröningen war der junge Prinz Johann Casimir unter der

---

Hiernach käme es bloß darauf an, eine Erscheinung zu erklären, welche, in der Darstellung des berühmten Geschichtschreibers, eine Ausnahme von der Regel bildet. Ist dem aber wirklich so? Die Tugend Johanns de Witt vollkommen eingestanden, sofern sie sich in einer hohen Uneigennützigkeit und in einer gleichthätigen Sorge für die allgemeine Wohlfahrt offenbarte: — läßt sich seine Weisheit wenigstens in sofern in Zweifel ziehen, als er, um Pensionär, d. h. die Seele der Republik zu bleiben, das zu Grunde gehen ließ, was zur Erhaltung des Staats unumgänglich nothwendig war; ich meine die Landmacht. Vergeblich macht man ein Ideal von Freiheit geltend, um ein anti-monarchisches Verwaltungs-System zu rechtfertigen: die Sicherheit ist und bleibt die beste Grundlage der Freiheit, und ein Verwaltungs-System, das die Sicherheit ausschließet, muß, über kurz oder lang, immer ins Verderben führen. Dies aber ist unstreitig der wahre Grund, weshalb es den Holländern nie eingefallen ist, dem Andenken de Witts irgend eine öffentliche Genugthuung zu geben. In der That, Johann de Witt steht nicht auf gleicher Linie mit anderen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts, deren Verdienste eine Zeitlang verkannt, oder wenigstens nicht öffentlich anerkannt worden sind. Denn, wenn Diese Wirkungen hervorbrachten, die sich im Verlauf der Zeit nur vergrößern konnten, wie z. B. Luther, Galilei, Newton: so war dies keinesweges der Fall mit de Witt. Alle Achtung, ja die höchste Ehrerbietung Demjenigen, der die Freiheit gründet, wofern dies überhaupt der Einzelne vermag! Doch davon bleibt der sehr weit entfernt, der kein anderes Mittel kennt, als — Schwächung der öffentlichen Autorität. Er hat immer von Glück zu sagen, wenn ihn nicht die Volksrache ergreift; denn die Täuschung, die er hervorbringt, kann nie von Dauer seyn, während die Gesellschaft nicht aufhört, Gewährleistungen zu fordern.

der Vormundschaft seiner Mutter, und die übrigen Provinzen befanden sich in den Händen des Feindes. Ludwig der Vierzehnte hatte indeß kaum erfahren, daß Oranien zur Statthalterwürde erhoben sei, als er ihn durch das Versprechen, ihn zum Suverän von Holland zu machen, für sich zu gewinnen suchte. Doch dieser Lockung widerstand der junge Prinz (der so eben ein Alter von 22 Jahren zurückgelegt hatte) mit demselben Muthe, womit er dem Herzog von Buckingham, welcher ihn zu einem unbedingten Vertrauen in die Rechtschaffenheit seines Oheims, des Königs von England, zu beschwatzen versuchte, zur Antwort gab: „daß, wenn alles verloren wäre, man in dem letzten Schanzgraben sterben müsse." Wirklich entwickelte dieser Prinz, angeregt von dem Verhängniß, worunter sein Vaterland seufzete, einen Geist, den Niemand ihm, bei seiner bisherigen Zurückhaltung und Verschlossenheit, zugetrauet hatte. In einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten stellte er die verderblichen Folgen jeder Annahme der, von dem König von Frankreich in Vorschlag gebrachten, Friedensbedingungen ins Licht; und indem er die Möglichkeit einer Vertheidigung nachwies und mit dem Satze schloß, „daß Religion und Freiheit nie zu theuer erkauft werden könnten:" setzte er die Mitglieder der Versammlung in ein so angenehmes Erstaunen über den Umfang seiner Kenntnisse und die Richtigkeit seiner Vernunftschlüsse, daß er alle zu demselben großmüthigen Entschlusse begeisterte, selbst das Aeußerste für die Rettung des Vaterlandes zu versuchen. Die glücklichen Wirkungen dieses Entschlusses blieben nicht aus.

Ludwig der Vierzehnte, des längeren Aufenthalts in

Utrecht überdrüssig, ging im Herbste über Flandern nach Paris zurück, wo er sich in Prosa und in Versen mit dem mazedonischen Alexander vergleichen ließ und den Beinamen des Großen für das, was er, als Zuschauer des Ueberganges seines Heeres über den Rhein und die Yssel, geleistet hatte, keinesweges übertrieben fand. Seine Entfernung vom Kriegesschauplatze zog bald die Zwietracht seiner Generale nach sich, die sich über keine Maßregel in Hinsicht der weiteren Operationen vereinigen konnten. Ein noch glücklicherer Umstand für die Holländer war, daß kein heftiger Frost eintrat, der sonst die bisherigen Wirkungen der Ueberschwemmung aufgehoben haben würde.

Inzwischen setzte der neue Statthalter Himmel und Erde in Bewegung, um dem zu Grunde gerichteten Staat, an dessen Spitze er stand, neue Freunde, neue Verbündete zu verschaffen. Unter den Fürsten Deutschlands war Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, der erste, der sich von ihm gewinnen ließ. Leopold der Erste, damals deutscher Kaiser, hatte zwar auch den guten Willen, gegen Frankreich in die Schranken zu treten; doch die Zaghaftigkeit, womit Bournonville, welcher die kaiserlichen Truppen befehligte, zu Werke ging, flößte so viel Mißtrauen ein, daß der Kurfürst von Brandenburg, um in dem Kampf mit Frankreich nicht vereinzelt zu werden, den Vertrag von Vossem abschloß, worin er sich nur das Recht, Deutschland gegen die Angriffe Frankreichs zu vertheidigen, vorbehielt. Spanien sandte ein schwaches Hülfs-Corps, welches so eben hinreichte, den Holländern einigen Muth einzuflößen. Mit diesen geringen Mitteln vertrieb der Statthalter den Bischof

von Münster aus der Umgegend von Gröningen, das er zu belagern angefangen hatte; als er aber einen Versuch auf Naerden machte, sah er sich durch Luxemburg zum Rückzuge genöthigt. So verstrich das Jahr 1672.

Das stärkste Vertrauen setzten die Holländer in das englische Parliament, und dies Vertrauen war nur allzu gut begründet in dem sittlichen Verhältniß, worin die zurückgekehrte Dynastie zu dem Volke in England stand. Ueberhaupt sind die Kriege Ludwigs des Vierzehnten durch nichts so merkwürdig, wie durch die Entwickelung, die sie der Verfassung Großbritanniens gaben; und da dies die Seite ist, welche man festhalten muß, wenn man sich die späteren Erscheinungen der europäischen Welt erklären will, so verweilen wir auch hier, mit einiger Ausführlichkeit, bei den Mitteln, welche Karl der Zweite und seine Minister anwendeten, das angefangene Werk einer Umschmelzung der bisherigen Verfassung seiner Vollendung näher zu bringen.

Die Rede, womit Karl die Sitzung des für das Jahr 1673 zusammen berufenen Parliaments eröffnete, athmete lauter Unumschränktheit. Ohne sich auf die wahren Ursachen des Krieges einzulassen, nannte er denselben eine Maßregel der Nothwendigkeit. Seine Nachsicht mit den Non-Conformisten habe die glückliche Wirkung hervorgebracht, daß der Friede des Königreichs nicht gestört worden sei. Für die Katholiken sei im Betracht ihrer Dienste und der Treue, die sie seinem Vater und ihm geleistet und bewiesen, noch viel zu wenig geschehen; er gehe aber damit um, mehr für sie zu thun, und werde jeden Widerspruch standhaft zurückweisen. Wenn man glaube,

er habe Landtruppen geworben, um die Gesetze und das Eigenthum seiner Unterthanen in seine Gewalt zu bekommen, so sei dies ein ungegründeter Verdacht: jene Truppen wären Behufs des Krieges geworben worden; und da der nächste Feldzug ein größeres Heer nothwendig mache, so hoffe er, man werde diesen Umstand bei der Subsidien-Bewilligung nicht aus der Acht lassen. So der König. Der Graf von Shaftesbury ließ sich, als Lord Kanzler, über alle diese Gegenstände ausführlicher in einer Rede vernehmen, welche ein Gemisch von Unwahrheit, Abgeschmacktheit und grober Schmeichelei war. Seiner Behauptung zu Folge war der Krieg mit Holland von dem Parliamente ausgegangen, um ein unverschämtes Volk zu züchtigen, das nach allgemeiner Herrschaft strebe; denn sehr richtig habe man empfunden, daß das Daseyn der Holländer unverträglich sei mit dem Vortheile Großbritanniens, und daß Cato's Delenda est Carthago seine Anwendung gefunden habe. Er erhob alsdann den König als den besten Fürsten, der jemals auf einem Thron gesessen, als den Wiederhersteller der Freiheit und der englischen Kirche, für welche sein Vater geblutet habe. Die Bewilligung einer reichlichen Subsidie empfahl er als etwas, das nicht schnell genug erfolgen könnte, und schloß alsdann mit folgenden Worten: „laßt uns Gott und dem Könige dafür danken, daß unsere Religion gerettet und daß die Kirche der Sorge eines Fürsten anvertraut ist, von welchem wir, für unsere Parliamente, unsere Freiheiten und unser Eigenthum nichts zu fürchten haben. Was könnte ein guter Engländer noch mehr wünschen, als daß es Gott gefallen möge, Sr. Majestät eine lange und glückliche Regierung zu gewähren

und daß die Tripel-Allianz zwischen König, Parliament und Volk nie zerrissen oder gestört werde!"

Heuchelei und Lüge haben ihren eigenthümlichen Ton, an welchem sie leicht erkannt werden. Am wenigsten lassen sich große Versammlungen täuschen, wenn sie von einem Geiste belebt sind, der über das richtige Verhältniß der Mittel zum Zwecke zu urtheilen versteht. Ohne also auf die Redensarten des Lord-Kanzlers zu achten, beschäftigte sich das Haus der Gemeinen nur mit der Sicherstellung seiner Vorrechte. Ausgestoßen aus seiner Mitte wurden alle die Mitglieder, welche das Ministerium durch unrechtmäßige Wahlen in das Haus gebracht hatte. Um nun weder Abneigung noch unzeitige Empfindlichkeit zur Schau zu tragen, bewilligten die Gemeinen eine Steuer von 70,000 Pf. St. monatlich auf achtzehn Monate; allein sie banden an diese Bewilligung die Abstellung ihrer Beschwerden. Die Aufhebung der Strafgesetze, so meinten sie, hätte nicht ohne die Einwilligung des Parliaments erfolgen sollen; und was die zugestandene Freiheit des Gewissens beträfe, so bäten sie Se. Majestät, alle Zweifel und Befürchtungen aus den Herzen seiner getreuen Unterthanen zu entfernen. Der König machte hiergegen seine unbezweifelte Macht in kirchlichen Angelegenheiten geltend: eine Macht, von welcher er nur zum Besten seiner Unterthanen Gebrauch machen könne. Doch wie hätte dies beruhigen können, da das Parliament von dem Grundsatze ausging, daß die gesetzgebende Gewalt in dem Könige und den beiden Häusern des Parliaments ruhe, daß folglich der König nicht einseitig Gesetze geben oder zurücknehmen könne! So nahm der Streit seinen Anfang.

Am stärksten hatten sich die Minister in den Presbyterianern geirrt. Diese Sekte war bei weitem mehr politischen als kirchlichen Geistes, wenn gleich die Minister das baare Gegentheil davon glaubten. Ueberzeugt, daß es dem Könige nur auf eine Begünstigung der Katholiken ankomme, und daß der Krieg mit Holland in keiner anderen Absicht begonnen sei, als um auf den Trümmern der National-Freiheit ein Königthum nach dem Muster des französischen und spanischen zu errichten, hielten sie mit ihren Reden nicht zurück. Alderman Lowe, einer von den Häuptern dieser Parthei, sprach, in dem Hause der Gemeinen, mit soviel Geist gegen die von dem Könige bewilligte Gewissensfreiheit, daß er den stärksten Eindruck auf diese Versammlung machte. Man erkannte mehr, als jemals, die gemeinschaftliche Gefahr; und dem Hasse gegen die protestantischen Non-Conformisten entsagend, brachten die bisher unduldsamen Vertheidiger der Hochkirche eine Bill ein, welche die Lage jener zu erleichtern bezweckte. Zwar machte das Oberhaus Einwendungen, und ehe diese gehoben werden konnten, prorogirte der König das ganze Parliament; allein nichts desto weniger hatten sich beide Häuser in einer Adresse gegen die Römisch-katholischen vereinigt, worin sie auf Vollziehung der Gesetze gegen Priester und Jesuiten antrugen, und darauf drangen, daß alle im öffentlichen Dienste angestellten Offiziere den Treu- und Supremats-Eid schwören und das heilige Abendmal mit Verwerfung der Transsubstantiations-Lehre, nach Vorschrift der englischen Kirche, nehmen sollten. Das Haus der Gemeinen war fest entschlossen, die Subsidien-Bill nicht eher durchgehen zu lassen, als bis die königliche Erklärung, die Frei-

heit der Gewissen betreffend, zurückgenommen seyn würde. Es hatten sich also die Dinge, dreizehn Jahre nach der Restauration, ungefähr auf denselben Punkt gestellt, worauf sie unter Karl dem Ersten gestanden hatten.

Für Karl den Zweiten entstand in dieser Krisis die Frage, ob er die Larve abwerfen und förmlich mit dem Parliamente brechen, oder seiner Prärogative entsagen und sich für abhängig von dem Ansehn und dem Wohlwollen der beiden Häuser erkennen sollte. Die Cabale war in ihren Meinungen getheilt. Die Mehrheit drang darauf, daß er jeden Zwang abschütteln und sich des Heeres bedienen sollte, das auf Blackheath unter dem Marschall Schomberg (einem Deutschen von großem Kriegesrufe) im Lager stand. Lauderdale machte sich anheischig, aus Schottland so viel Truppen herbei zu führen, als immer nöthig seyn möchten zur Unterjochung des Parliaments; und Buckingham trug auf eine Verhaftung derjenigen Mitglieder des Unterhauses an, welche dem Hofe entgegen wären. Shaftesbury und Clifford hatten nichts einzuwenden gegen so gewaltsame Maßregeln, die ihnen unter den gegenwärtigen Umständen unumgänglich schienen. Nur Arlington wollte nicht einstimmen; ihn hielt seine Zaghaftigkeit davon zurück. Um so mehr erschrak Karl vor dem gefährlichen Abgrund, an welchen er gerathen war. War einmal Gewalt geübt worden, so konnte er nicht zurücktreten; und ob er gleich des Beistandes des Königs von Frankreich gewiß seyn konnte, so war für seine Lage doch nichts bedenklicher, als eben dieser Beistand, durch welchen alle Bande der Liebe und Achtung auf einaml zerrissen wurden. Am meisten rettete ihn sein Charakter, in

welchem die Liebe zur Bequemlichkeit bei weitem den Ausschlag gab über den Ehrgeiz; und dieser wurde diesmal von seinen Beischläferinnen unterstützt, welche, um nicht in der allgemeinen Verwirrung zu leiden, dem Könige nur friedliche Maßregeln empfahlen. Er beschloß demnach bei sich selbst, den Forderungen der Gemeinen nachzugeben; und um dies mit mehr Anstand zu thun, forderte er den guten Rath des Oberhauses. Die Peers riethen ihm, den Wunsch der Gemeinen zu erfüllen. Jetzt vollkommen mit sich selbst einig, ließ er sich seine Erklärung, die Gewissensfreiheit betreffend, bringen und zerbrach mit eigener Hand die Siegel. Die Gemeinen versicherten ihn ihrer Ergebenheit, und der König gab die Gegenversicherung, daß er bereit sei, jedes Gesetz zu sanctioniren, das auf Abstellung ihrer gerechten Beschwerden abzwecke.

Unter so günstigen Umständen trat die sogenannte Test-Acte ins Leben: ein Gesetz, nach welchem nur derjenige auf Aemter und Würden Anspruch machen sollte, der den Treu- und Supremats-Eid schwören, das Sacrament des Abendmahls in Gegenwart von anständigen Zeugen in irgend einer Pfarrkirche nehmen und die Erklärung unterzeichnen werde, daß er nicht an die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes glaube. Der König, einmal zur Nachgiebigkeit gestimmt, unterzeichnete dies Gesetz, wodurch eine eherne Mauer zwischen Katholicismus und Protestantismus in Großbritannien gezogen wurde; er ahnete unstreitig nicht, wie sehr er seinem eigenen Geschlechte dadurch schadete. Mehrere andere Gesetze wurden mit gleicher Willfährigkeit von ihm genehmigt: und die Folge von dem Allen war, daß er die früher bewilligte Subsidie als

einen Lohn für seine Zugeständnisse erhielt. Das Ministerium, obgleich im höchsten Grade verdächtig, blieb diesmal unangefochten, weil der gewandte Shaftesbury, sobald ihm die Schwäche des Königs eingeleuchtet hatte, im Geheim zu der Opposition übergegangen war, und sie mit seinen Rathschlägen unterstützt hatte: ein Verfahren, das in diesen Zeiten allgemeiner Aufgelöstheit keinem Vorwurfe ausgesetzt war.

Man darf annehmen, daß Karl der Zweite, indem er sich so nachgiebig bewies, ohne alle Redlichkeit zu Werke ging, und, im Ganzen genommen, nichts weiter bezweckte, als — den Besitz der reichlichen Subsidie, mit deren Bewilligung das Unterhaus seine Operationen angefangen hatte. Denn, ob er gleich seine Declaration in Ansehung der Gewissensfreiheit zurückgenommen und dadurch stillschweigend seinem Vorrecht, Gesetze eigenmächtig aufzuheben, entsagt hatte: so blieb er doch den übrigen Theilen seines umfassenden Planes getreu. Im Grunde waren das Bündniß mit Frankreich und der holländische Krieg nur die Mittel, wodurch er zur Unumschränktheit zu gelangen hoffte. Nun hatte er, dem Anschein nach, zwar dem Zweck entsagt; allein indem er fortfuhr, die Mittel zu gebrauchen, die, wie er glaubte, allein zum Zweck führen konnten, war eigentlich nichts geschehen, was eine wesentliche Veränderung in seinem schwankenden Verhältniß zu dem brittischen Volke hervorgebracht hätte, außer sofern das Parliament ihn beim Worte hielt.

Die von dem Parliamente bewilligte Summe wurde zur Ausrüstung der Flotte verwendet. Prinz Rupert erhielt den Oberbefehl über dieselbe, weil der Herzog von

York durch die Test-Acte außer Thätigkeit gesetzt war. Unter dem Prinzen befehligten Sir Eduard Sprague und der Graf von Ossory, ein Sohn des Herzogs von Ormond. Sobald nun die französische Flotte unter d'Etrée zu der englischen gestoßen war, gingen beide, einhundert und vierzig Segel stark, nach der holländischen Küste. Sie fanden die feindliche Flotte unter de Ruyter bei Shoenvelt, und der Kampf nahm sogleich seinen Anfang. Das erste Gefecht fand den 28. May, das zweite den 4. Juni Statt. Beide blieben ohne entscheidenden Erfolg, außer daß in dem letzten die französische Flotte hart mitgenommen wurde, weil die Engländer, mißtrauisch gegen die Franzosen, die Schiffe der letzteren in ihr Geschwader aufgenommen hatten. Sofern der Zweck der Verbündeten kein anderer war, als eine Landung auf Seeland zu Stande zu bringen, erreichten sie denselben so wenig, daß Prinz Rupert in dem Verdacht gerieth, die Plane des Königs weder in Beziehung auf die Unterjochung Hollands, noch in Ansehung vermehrter Autorität im Innern zu unterstützen. Auffallend blieb es allerdings, daß die Verbündeten, trotz ihrer Ueberlegenheit der Zahl nach, auch nicht den kleinsten Vortheil davon trugen; die wahre Ursache eines so schlechten Erfolges lag jedoch unstreitig in der Eifersucht des Herzogs von York. Durch seinen Einfluß auf die Admiralität wußte er es dahin zu bringen, daß es der Flotte an allem Nothwendigen fehlte. Erst nachdem Prinz Rupert sich darüber bitter beklagt hatte, wurde diesem Uebelstande abgeholfen; und so erfolgte denn am 11. August die letzte Seeschlacht in diesem Kriege. Sie wurde am Ausfluß des Texel geschlagen; und die Absicht des Prinzen Rupert

mochte allerdings keine andere seyn, als die Zahl der englischen See-Siege um einen ausgezeichneten zu vermehren. Doch der Widerstand, den de Ruyter und Tromp, beide gleich sehr für den Statthalter gewonnen, ihm entgegen setzten, war so unüberwindlich, daß, nachdem auf beiden Seiten das Aeußerste der Tapferkeit erschöpft war, der brittische Admiral nach einem vergeblichen Versuch, den Marschall d'Etrée zu einem entscheidenden Schlage zu bewegen, die brittische Küste aufsuchte, um einer gänzlichen Zerstörung zu entgehen.

Eine noch günstigere Wendung hatten die Angelegenheiten der Holländer um diese Zeit zu Lande genommen. Dem Prinz von Oranien war es gelungen, Naerden zu erobern: ein Erfolg, der zu größeren Unternehmungen ermunterte. Am Oberrhein täuschte Montecuculi, der kaiserliche Oberfeldherr, die Wachsamkeit und den Scharfblick Türenne's durch schlaue Märsche, welche damit endigten, daß er sich bei Bonn setzte. Hier schloß der Prinz von Oranien sich an ihn an. Nach wenigen Tagen war Bonn genommen, so wie auch mehrere feste Plätze des Kurfürstenthums Cöln. Da auf diese Weise die Verbindung zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen abgeschnitten war, sah Ludwig der Vierzehnte sich genöthigt, seine Eroberungen schleunigst aufzugeben. Die Einnahme von Mastricht war der einzige Vortheil, den er in diesem Feldzuge gewonnen hatte.

Schon handelte es sich ernsthaft um den Frieden; und auf dem Congreß zu Cöln übte Schweden das Mitleramt, wenn gleich nicht mit glänzendem Erfolge. Um die Forderungen der beiden Könige, so wie wir sie oben ange-

geben haben, zu erfüllen, hätten sich die Holländer zu einer ewigen Knechtschaft verurtheilen müssen. Zwar wollten jene nachlassen; allein, indem die Holländer, von frischer Hoffnung beseelt, gar nichts bewilligen wollten, war eine Einigung unmöglich. Nachdem die Franzosen Holland geräumt hatten, ging der Congreß aus einander. Die Verhaftung des Fürsten Wilhelm von Fürstenberg gewährte den französischen und englischen Gesandten einen schicklichen Vorwand, Cöln zu verlassen; sie thaten dies aber um so lieber, weil die holländischen Gesandten eine Sprache redeten, die nicht wohl zu ertragen war.

Inzwischen hatte sich in England das Parliament den 20. Oct. versammelt und gleich nach seinem Zusammentritt sehr viel böse Laune blicken lassen. Die Test-Acte war es, was den Mitgliedern am meisten zu Herzen ging. Sollte dies Gesetz je Gültigkeit erhalten, so durfte es nicht von einer so wichtigen Begebenheit bedroht werden, wie die Vermählung des Herzogs von York mit einer Prinzessin aus dem Hause Modena war; denn eine solche Verbindung kündigte einen immer stärkeren Gegensatz zwischen Dynastie und Volk an. Das Haus der Gemeinen machte Vorstellungen wider diese Vermählung. Ihm antwortete der König, daß der Einwand zu spät komme, weil die Vermählung durch Procuration bereits vollendet sei. Ohne sich hierdurch beruhigen zu lassen, schritten die Gemeinen zur Untersuchung anderer Theile der Regierung. Sie nannten das stehende Heer eine Beschwerde, und erklärten, daß sie eine neue Subsidie nur auf den Fall bewilligen würden, daß die Holländer alle vernünftige Friedensbedingungen verschmäheten. Um so unangenehme An-

griffe zurück zu weisen, entschloß sich der König zu einer Prorogation des Parliaments. Doch ehe diese dem Hause der Gemeinen angekündigt werden konnte, sprach dieses sich über seine anderweitigen Beschwerden aus. Dahin gehörten: das Bündniß mit Frankreich; die Rathgeber des Königs, welche böse genannt wurden; der Herzog von Lauderdale, als unwürdig jedes Vertrauens. Der König wußte demnach, woran er mit den Volksvertreten war.

Kaum war die Vermählung des Herzogs von York vollzogen, als der Drang der Noth den König zu einer neuen Zusammenberufung des Parliaments zwang. Das Ministerium war inzwischen verändert worden: an die Stelle Shaftesbury's war Sir Heneage Finche als Siegelbewahrer getreten, und den, durch die Test-Acte für unfähig erklärten Clifford hatte Sir Thomas Osborne (in der Folge Graf von Danby genannt) abgelöset. Die Voraussetzung war, daß sich mit den neuen Ministern mehr werde ausrichten lassen. Doch das Mißtrauen der Volksvertreter war allzu tief gewurzelt, als daß es sogleich hätte verdrängt werden können. Seinen Unmuth zu erkennen zu geben, begann das Parliament mit der Anordnung eines allgemeinen Fastens. — Dann folgten die Beschwerden — viel und mannichfaltig. Die Seele der Opposition war Lords Shaftesbury. An ihn wollte Buckingham sich anschließen; doch ehe er dazu kam, wurde er zur Verantwortung gezogen, und entging einer förmlichen Anklage nur dadurch, daß eine neue Prorogation (wenn gleich nicht um seinetwillen) erfolgte.

Als Karl sah, daß er von den Gemeinen keine Subsidie für die Fortsetzung des Krieges zu erwarten hatte, be-

schloß er, einen Separat-Frieden mit den Holländern unter den Bedingungen zu schließen, die sie ihm durch den spanischen Gesandten hatten antragen lassen. Mit einer Herablassung, welche unter den vorherrschenden Umständen nur erheuchelt seyn konnte, bat er das Parliament um seinen guten Rath in dieser Sache; und dieses ließ sich nicht lange bitten. Der Friede kam ohne weitere Schwierigkeiten zu Stande, und die Hauptartikel waren: Achtung vor der englischen Flagge von Seiten der Holländer; Zurückgabe aller Besitzungen in demselben Zustande wie vor dem Kriege; Erlaubniß für die englischen Pflanzer in Surinam, sich nach Belieben einzurichten; endlich beinahe 300,000 Pf., welche Holland dem Könige zahlte. Vier Tage nach der Prorogation des Parliaments wurde dieser Friede in London bekannt gemacht; und die Freude darüber war um so größer, weil bei der längeren Fortdauer des Krieges bedeutende Handelsverluste nicht ausbleiben konnten, und England selbst von Spanien her bedroht wurde.

Ludwig der Vierzehnte war billig genug, diesen Separat-Frieden gut zu heißen. Da er selbst, nach Oraniens Eindringen in Flandern, die Nachtheile des Krieges zu fühlen angefangen hatte: so verschmähete er sogar die Vermittelung nicht, zu welcher Karl sich erbot. In keinem Falle war davon irgend ein Nachtheil zu erwarten, da der König von England noch immer eine Pension von 100,000 Pf. aus Frankreich bezog. Um nun desto mehr Eingang bei den Holländern zu finden, rief Karl Sir William Temple aus der Einsamkeit hervor, wohin dieser achtungswerthe Staatsmann sich mit dem festen Vorsatz begeben hatte, sich nicht länger zum Werkzeug gemeiner

Leidenschaften gebrauchen zu lassen. Sir William war schwach genug, seinem Entschlusse ungetreu zu werden. Doch wie groß auch sein Ansehn bei den Holländern war, so vermochte er doch nichts über sie: einmal, weil sie sich nicht von ihren Verbündeten trennen konnten, ohne undankbar zu scheinen; zweitens, weil der Prinz von Oranien den Militär-Ruhm lieb gewonnen hatte und die Ueberzeugung in sich trug, daß, ohne einen tiefern Eindruck auf Frankreich, von einer Friedensunterhandlung nichts zu erwarten sei.

Durch den Separat-Frieden, welchen Karl mit den Holländern abgeschlossen hatte, war der verwegene Entwurf der Cabale in das Nichts zurückgestürzt, aus welchem er hervorgegangen war. Es ist, in der That, schwer zu bestimmen, ob dieser Entwurf nach seinem Zwecke noch unpolitischer und unsinniger war, als nach den Mitteln, durch welche er verwirklicht werden sollte. Wie wenig konnten die Staatsmänner, welche sich damit befaßten, von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens begriffen haben! Und wie unbekannt mußte ihnen selbst die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes seyn! Ging ihre Absicht auf Befestigung der königlichen Autorität — wie konnten sie alsdann glauben, daß diese in der Unumschränktheit auch nur möglich sei? Und wenn sie in dem Katholicismus eine Stütze für die unumschränkte Macht wahrzunehmen glaubten — wie konnten sie sich einbilden, daß es ihnen gelingen werde, die Entwickelung von nicht weniger als hundertundfunfzig Jahren zu vernichten? Aus welchem Gesichtspunkte man auch die leichtsinnigen Bestrebungen der Cabale betrachten möge: immer gelangt

man zu dem Ergebniß, daß es nicht ihre Schuld war, wenn aus ihrem nichtswürdigen Thun und Treiben nicht eine Umwälzung hervorging, die das königliche Haus mit allem, was dem englischen Volke theuer war, in den Abgrund stürzte. Aus Sir William Temple's Munde vernahm Karl der Zweite — was schon ein Franzose Namens Gourville gesagt hatte: — „daß ein König von England, der der Mann seines Volks seyn wolle, der größte Monarch der Welt sei, daß er aber, wenn er noch etwas mehr zu seyn begehre, sich selbst vernichte." Doch diese Warnung kam viel zu spät. Die Verwickelungen, in welche Karl durch die Cabale gerathen war, hatten ihn, der mit seinem Nachdenken bei keinem Gegenstande verweilte, mißtrauisch gegen sein Volk gemacht; und indem dieser König seinen Verbindungen mit Frankreich treu blieb, konnte es, bei der Entgegengesetztheit der Interessen, schwerlich fehlen, daß er in ein Labyrinth gerieth, aus welchem selbst die Tyrannei ihn nicht zu befreien vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber

Ueber Zunftwesen und Gewerbefreiheit.

Wie viele Polypen-Geschlechter mögen untergegangen seyn, ehe sich im Südmeere jene Inseln entwickeln konnten, welche gegenwärtig von Menschen bewohnt sind, deren höchst einfache Lebensweise den Europäer zu dem Glauben verführt, daß ihnen eine unabsehbare Reihe von inneren und äußeren Verwandlungen bevorstehe!

Vergleicht man aber die Erscheinungen verschiedener Jahrhunderte unter einander, so kann die Entdeckung nicht ausbleiben, daß in dem Bildungsgange des menschlichen Geschlechts ungefähr dasselbe vorgehe, was wir an Wesen weit tieferen Ranges wahrnehmen, die, indem sie von Verwandlung zu Verwandlung fortschreiten, allmählig etwas ganz anderes werden, als sie bei ihrem Ursprunge gewesen sind.

Wie klein und unscheinbar sind in der Regel die ersten Anfänge! Und wie groß und erhaben werden die Dinge bei einer fortgesetzten Pflege, vorzüglich wenn Diejenigen, von welchen diese Pflege ausgeht, Einsicht genug besitzen, um ihnen alles zuzuwenden, was in natürlichem Zusammenhange mit ihnen steht! Dem Schreibtisch gegenüber, an welchem ich mich so eben niedergelassen habe, liegt ein botanischer Garten, der, mehr oder weniger, in seinem verhältnißmäßig engen Raume die Vegetation der ganzen Erde vereinigt. Was war dieser botanische Garten vor etwa einem Jahrhundert? Ein bloßer Hofküchengarten, worin nichts weiter erzeugt wurde, als jene Küchengewächse, welche der große Kurfürst während seines Auf-

enthalts in Holland liebgewonnen hatte. Erst wurde die hamburger Post angelegt, um die kurfürstliche Tafel regelmäßig mit den Gemüsen zu versorgen, welche Holland nach Hamburg versendete. Dann kam man auf den einfachen Gedanken, daß man diese Gemüse mit einem geringeren Aufwande in der Mark erzeugen könne; und so wurde der Hofküchengarten angelegt. In kurzer Zeit verbreitete sich die Gärtnerei über die ganze Provinz; und als der Markt zu Berlin hinreichend mit Küchengewächsen versehen war und folglich die Bestimmung des Hofküchengartens wegfiel, da konnte die Verwandlung anheben, welche zu einem so bedeutenden Resultat geführt hat, als gegenwärtig in dem botanischen Garten bei Schönberg vor Aller Augen da liegt, ohne daß sich sagen läßt, dies Resultat sei abgeschlossen und vollendet.

Vielleicht sollte man über gesellschaftliche Einrichtungen nie anders urtheilen, als nach ihrer historischen Totalität, d. h. nach dem, was sie in ihrem ersten Anfange waren und im Verlauf der Zeit, vermöge der menschlichen Entwickelungsfähigkeit, bis zu dem Augenblick geworden sind, wo man sie zu Gegenständen der Beurtheilung erhebt. In jedem Falle würden Gründlichkeit und Billigkeit dabei gewinnen; und wenn es vollends darauf ankäme, das, was die Zeit herbei geführt hat, durch Gesetze zu fixiren, so würden offenbar die besten Gesetze aus der vollständigeren Ansicht hervorgehen, worin die Vergangenheit mit der Zukunft in Verbindung gesetzt würde. Ist die Rede von einem höheren Maße bürgerlicher Freiheit: — wer, der mit den nothwendigen Uebergängen zu derselben nicht bekannt ist, wird alsdann bestimmen können, wie viel oder

wie wenig davon gewährt werden dürfe? Bleibt er bei dem letzten Uebergange stehen, so wird er nur allzu leicht in die Versuchung gerathen, seinen ganzen Unwillen gegen denselben zu richten, ohne zu bedenken, daß es eine Zeit gab, wo er für höchst wohlthätig galt. Der menschliche Geist ist nur allzu geneigt, Gegensätze in Dingen zu finden, die an und für sich keine Gegensätze sind. Ich rechne dahin Sklaverei und Freiheit, als gesellschaftliche Erscheinungen. Mit welchem Rechte die Sklaverei auch heut zu Tage zu den Abscheulichkeiten gerechnet werden möge, so war sie doch bei ihrer Entstehung gewiß eine sehr gute Einrichtung, weil sie keinen anderen Endzweck hatte, als die Vernichtung des Schwachen durch den Starken zu verhindern; so steht sie noch jetzt unter den amerikanischen Wilden da, von welchen man annehmen muß, daß sie in der Civilisation wenigstens so weit vorgeschritten sind, als nöthig ist, um zu begreifen, es sei vortheilhafter, den überwundenen Feind nicht zu tödten. Mit dieser Ansicht bilden Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit die Uebergänge zu der bürgerlichen Freiheit, worin man nicht länger von der Willkür des einzelnen Gebieters, sondern vom Gesetz und von den Einrichtungen zur Vollziehung desselben abhängt. Beide Uebergänge aber sind wesentlich begründet in dem jedesmaligen Civilisations-Grade, der die eine oder die andere begünstigt. Wo Leibeigenschaft Statt findet, da ist die bürgerliche Freiheit wenigstens in so weit vorgeschritten, daß die Sitte dem Gebieter eine Gränze für seine Willkür setzet; denn, wie viel er sich auch über seinen Leibeigenen erlauben möge, so muß er wenigstens zugeben, daß dieser noch einer anderen Ordnung der Dinge angehöre,

die auch ihn beschütze; ich meine die Kirche, welche die Seele der Leibeigenen in Anspruch nimmt, als etwas, worüber sie allein zu verfügen hat. Erbunterthänigkeit kann nicht eher in die Erscheinung eintreten, als bis der Staat so weit entwickelt ist, daß er seine Unabhängigkeit von einem so einzelnen Institute, wie die Kirche, stärker empfindet. Es handelt sich alsdann darum, das Mittel aufzufinden, wodurch derjenige, der einmal zur Gesellschaft gehört, eine solche Stellung erhalte, daß er sich als Mitglied derselben empfinden könne, ohne der persönlichen Abhängigkeit, worin er bis dahin gelebt hat, ganz zu entsagen. Auf diese Weise werden Scholle und Vaterland in Gegensatz gebracht; und nachdem das letztere stärker in das Bewußtseyn eingetreten ist, bleibt zuletzt nichts anderes übrig, als die bürgerliche Freiheit, welche, wenn sie früher Statt gefunden hätte, nur Verwirrung und Unheil angerichtet haben würde. Kurz: anstatt in der Vergangenheit nur ein Gewebe von Abscheulichkeiten zu sehen, muß man, um richtiger über die Erscheinungen zu urtheilen, die Gesellschaft als etwas betrachten, das, in den allermeisten, wo nicht in allen Fällen, so gut geleitet worden ist, als die Natur der Dinge es in jeder Hinsicht gestattete.

Was verursacht, wenn wir es genauer untersuchen, den Verfall der gesellschaftlichen Einrichtungen und der sie begleitenden Doctrinen?

Beide müssen als etwas betrachtet werden, das, in allen Zeitabschnitten, so vollkommen gewesen ist, als der vorhandene Civilisations-Grad es erlaubte; wie könnte man anders darüber urtheilen, da sie, nach Verlau feiner gewissen Zeit, immer von ihm bestimmt wurden? Geschah es nun,

daß, durch irgend eine Entdeckung oder Erfindung, eine wesentliche Veränderung in dem Gesammtzustande der Gesellschaft bewirkt wurde: so konnte es niemals fehlen, daß derjenige Theil der Gesellschaft, der sich davon am wenigsten berührt fühlte, seinen Gewohnheiten und Sitten am meisten getreu blieb, und wohl gar ein Verdienst darin fand, daß er in der einmal gewohnten Bahn fortschritt. Er war deswegen aber nicht minder verändert; denn in der menschlichen Gesellschaft wird durch die veränderte Stellung jeder einzelnen Classe die Stellung aller übrigen verändert, und dies geht ganz natürlich zu, weil, bei aller Verschiedenheit der Verrichtungen, die Homogenität des Menschlichen nie anhaltend fehlen darf, wofern die gesellschaftliche Harmonie nicht wesentlich darunter leiden soll. Je größer nun der Eigensinn war, womit der, seiner Einbildung nach unberührte Theil sich selbst und seinen einmal angenommenen Maximen getreu blieb: desto größer mußte sein Verfall nicht bloß scheinen, sondern auch wirklich seyn. Von ihm zog sich alles zurück, was vorwärts wollte; und indem die wirksameren Kräfte den Ausschlag über die weniger wirksamen gaben, mußte jener, welchen Werth er auch auf sich selbst legen mochte, in staatsbürgerlicher Würdigung zurückstehen, und zwar schon deshalb, weil er lieber der Vergangenheit als der Gegenwart angehören wollte. Was still steht in der Gesellschaft, geräth nothwendig in Verfall, und muß zuletzt gestatten, daß es gewaltsam fortgerissen wird, nachdem man sich lange genug darüber beklagt hat, daß es nicht von der Stelle wolle.

Nach diesen Vorbemerkungen wird es nicht schwer seyn, die Bahn zu bestimmen, worin sich derjenige Theil

des allgemeinen Gewerbes, den man das **Handwerk** nennt, in der gegenwärtigen Zeit billig bewegen sollte, oder, mit anderen Worten, die Frage zu beantworten: ob das Zunftwesen, das wir bisher gekannt haben, nicht aufhören und einer unbeschränkten Gewerbefreiheit Platz machen sollte? Es giebt schwerlich eine Frage, die in sich selbst noch wichtiger wäre. Die blinden Gegner der Gewerbefreiheit haben sie dazu gemacht.

Am richtigsten, glauben wir, urtheilt man über das Zunftwesen, wenn man darin den erbunterthänigen Zustand des Gewerbes wahrnimmt, die Erbunterthänigkeit als den Uebergang zur bürgerlichen Freiheit betrachtet. In der so genannten alten Welt ruhete alles Gewerbe auf Sklaverei; und daraus mögen denn diejenigen, welche die einzelnen Erscheinungen dieser Welt so gern idealisiren, abnehmen, was es mit den Produkten des Kunstfleißes und Gewerbes in derselben auf sich haben konnte. Dies dauerte fort bis ins neunte und zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo die Noth, diese allgemeine Mutter aller Erfindungen und Verbesserungen, wenigstens auf Einem Punkte der europäischen Welt, das Gewerbe mit dem Bürgerthum in eine, früher nicht als möglich gedachte Beziehung setzte. Der Punkt, den wir hier bezeichnet haben, war die pyrenäische Halbinsel. Die allmählig von den Mauren wieder erkämpften Gebiete konnten, gleich wüste liegenden Ländereien, keinen anderen Eigenthümer haben, als den Eroberer derselben; und die Aussicht auf solche Erwerbungen war für den spanischen Adel, insbesondere für **den** Theil desselben, der sich an der Gränze Castiliens niedergelassen hatte, eine stete Anreizung. Er war es also, der, nachdem

die sarazenischen Bewohner in die sicheren Provinzen des Süden entwichen waren, Städte anlegte und christliche Ansiedler einlud, denen, wenn sie der Einladung folgen sollten, bedeutende Vortheile verheißen werden mußten. So ward um das Jahr 880 Burgos von einem Grafen von Castilien angelegt; und ein anderer nahm seinen Sitz zu Osma, ein dritter zu Sepulveda, ein vierter zu Salamanka. Alle diese Oerter blieben plötzlichen Angriffen ausgesetzt; und wollte man sie mit Erfolg vertheidigen, so war die unumgängliche Bedingung, daß man ihre ganze Bevölkerung für die Vertheidigung interessirte, was am sichersten dadurch geschah, daß man ihr Vorrechte bewilligte. Das Beispiel des Adels wurde von den Königen nach vergrößertem Maßstabe befolgt. Früher, als Deutschland, Frankreich und England, hatte also Spanien seine bevorrechteten Städte oder Communen; und zwar mit manchen bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. Anstatt nämlich ihre Vorrechte und fast ihre persönliche Freiheit aus den Händen eines Herrn zu erkaufen, wurden Castiliens Städte, unter der freisinnigen Bedingung der Vaterlandsvertheidigung mit bürgerlichen Rechten und bedeutendem Besitzthum versehen. Das früheste Beispiel der Gründung einer Gemeinheit finden wir unter Alphons dem Fünften, der im Jahre 1020 die Freiheiten der Stadt Leon in der Versammlung der daselbst zusammen berufenen Cortes gründete und als Richtschnur des Verfahrens der Stadt-Obrigkeiten eine regelmäßige Gesetzsammlung einführte. Auf gleiche Weise wurden die Bürger von Carrion, Llanes und anderen Städten mit Corporations-Rechten versehen. Die Stiftungsurkunde einer spanischen Gemeinheit war eigentlich ein Vertrag,

wodurch der König oder Oberherr einer Bürgerschaft die Ausübung gewisser Vorrechte in der Stadt und dem anliegenden Distrikte verstattete, namentlich des Rechts der Erwählung ihrer Obrigkeit und ihres Gemeinderaths, unter der Bedingung, nach den von dem Gründer vorgeschriebenen Gesetzen zu verfahren. Alles Uebrige fand sich nun ganz von selbst. Denn wollten die Bewohner der Stadt ihre Vorrechte üben: so konnten sie dies nur durch solche Anordnungen, welche eine leichte Uebersicht möglich machten. Gleichartiges mußte also an einander gebracht werden. Dieses bildete eine Zunft, welche sehr bald das Bedürfniß fühlte, solche Verabredungen zu nehmen, daß die Harmonie unter den Mitgliedern gerettet bleiben konnte. Und so war es keinesweges (wie man sich in neuerer Zeit eingebildet hat) das Handwerk, die Kunst, mit einem Worte die gesellschaftliche Verrichtung, was die Zunft-Verfassung herbeiführte; wohl aber war es das Staatsbürgerliche, was diese Wirkung hervorbrachte.

Dies leuchtet noch deutlicher ein, wenn man sich die Gegenleistungen für so liberale Bewilligungen vergegenwärtigt. Diese Gegenleistungen geschahen in den Geldsummen und Kriegsdiensten, wozu sich die Bürger bevorrechteter Städte verpflichteten. Die letzteren aber waren eine unbedingte Obliegenheit jedes Bürgers — so unbedingt, daß nur erwiesene Körperschwäche eine Stellvertretung zuließ. Die Ausübung des Handwerks, der Kunst, der gesellschaftlichen Verrichtungen, war also so wenig die eigentliche Bestimmung des Bürgers in diesen Zeiten, daß man vielmehr behaupten muß, sie sei nur das Mittel zur Erfüllung seiner Militärpflicht gewesen. Unstreitig gab es unter diesen Bür-

gern auch Reiche und Arme; und dies ist unter andern auch daraus erwiesen, daß der Besitzer eines bestimmten Vermögens als Ritter dienen mußte und als solcher nicht bloß steuerfrei war, sondern auch vorzugsweise zu obrigkeitlichen Aemtern gewählt wurde. Allein den Maßstab für Reichthum können wir uns in diesen Zeiten nicht klein genug denken; aus keinem andern Grunde, als weil es an allem fehlte, was zum Reichthum führen kann: nämlich zunächst an einer anhaltenden Beschäftigung, dann an den vollkommneren Werkzeugen und Maschinen, ferner an einen ermunternden Absatz für die Erzeugnisse des Fleißes, und endlich an allen den Ideen, woraus eine Verbesserung der eingelernten Verrichtung hervorzugehen pflegt. Die Opifices dieser Zeit waren hervorgegangen aus dem Zustande der Herabwürdigung und Verachtung, worin sie früher gelebt hatten; sie waren in die Classe freier Leute eingetreten. Aber sie waren noch nicht dahin gelangt, irgend eine andere Selbstständigkeit zu haben, als die, welche sie sich dadurch verschafften, daß sie Waffen trugen, wodurch sie sich selbst und andere vertheidigen konnten; und gerade diese Art von Selbstständigkeit mußte sie am meisten verhindern, ein bessere zu erwerben. Nicht durch das Handwerk oder die Kunst waren sie zum Bürgerthum, wohl aber durch das Bürgerthum zu einer unabhängigeren Ausübung ihres Handwerks, ihrer Kunst gelangt; und dieser Umstand mußte so lange entscheiden, als das Handwerk oder die Kunst, anstatt den Werth des Bürgerthums zu bestimmen, wesentlich von diesem bestimmt wurde.

Ehe wir die Verbreitung des Zunftwesens verfolgen, ist es vielleicht nicht am unrechten Orte, Einiges über die

Organisation desselben beizubringen, um zu zeigen, wie wenig die Willkür dabei obwaltete und wie gleichförmig alle gesellschaftlichen Bildungen des Mittelalters waren.

Die Benennung „Meister" ist sehr alt und wesentlich römischen Ursprungs. Die Römer hatten ihren Magister equitum, zu Deutsch Rittermeister; und dieser scheint allen späteren Magistern oder Meistern die Benennung gegeben zu haben. Wenn sich die Ritterorden im Mittelalter zuerst erzeugten: so lag der Grund unstreitig darin, daß von allen gesellschaftlichen Verrichtungen der Ackerbau diejenige ist, die zuerst zu einer gewissen Wohlhabenheit dadurch führt, daß man die Kunst versteht, andere für sich arbeiten zu lassen und ein umfassendes Besitzrecht auszuüben. Orden war in diesen Zeiten nichts weiter, als Ordnung, Classe. An der Spitze derselben mußte ein Einzelner stehn, der, zur Auszeichnung vor den Uebrigen, sich durch Vorrecht und Benennung unterschied. Die Vorsteher der Ritterorden hießen Großmeister. Kein Wunder also, daß sich alle Vorsteher, ihr Wirkungskreis mochte groß oder klein seyn, gleichfalls Meister nannten. So gab es einen Bürgermeister zur Bezeichnung desjenigen, der an der Spitze einer Gemeinheit stand; und so ward zuletzt Jeder, der irgend einer Handthierung, irgend einem Gewerbe vorstand, mit derselben Benennung beehrt. Diese schloß zweierlei in sich: nämlich den Begriff des Lehrers und des Gebieters. In der Natur der Sache aber lag, daß Derjenige, der zugleich einen Hausstand halten und zu Felde liegen sollte, so oft er dazu aufgefordert wurde, auf Mittel denken mußte, wie er dieser doppelten Aufgabe genügen wollte. Das natürlichste nun, das sich darbot, war,

so wenig als möglich auf seine unmittelbare Theilnahme an dem auszuübenden Gewerbe ankommen zu lassen, und sich so viel fremde Kräfte als immer möglich unterzuordnen. Auf diese Weise entstand das Verhältniß des Meisters zu seinen Gesellen und zu seinen Lehrburschen. Die Nothwendigkeit selbst brachte es mit sich, dies Verhältniß höchst vortheilhaft für den Meister zu stellen; und dieselbe Nothwendigkeit bestimmte die Gesellen und die Lehrburschen, sich selbst die härtesten Bedingungen gefallen zu lassen, vorausgesetzt nur, daß es dabei uns nicht am Lebensunterhalt fehlte Was nun die Nothwendigkeit geregelt hat, das geht leicht in Sitte über; denn diese entsteht nur dadurch, daß man sich fleißig die Bedingungen vergegenwärtigt, unter welchen eine Lebensweise möglich ist. Alles Uebrige wird durch den Geist der Zeit bestimmt, in welchem gegebene Verhältnisse sich entwickelt haben; und wenn es hie und da scheinen möchte, als habe die Einbildungskraft besonders gearbeitet, das Außergewöhnliche hervorzubringen, so ist dies selten mehr als eine bloße Täuschung, welche daraus entspringt, daß man sich nicht in den Geist früherer Jahrhunderte zu versetzen versteht. Der menschliche Verstand ist sehr träge, und leistet in der Regel nicht mehr, als er zu leisten hat. Sind gewisse Vorzüge gewonnen: so verzweifelt man leicht daran, daß noch größere möglich seien. Nachdem also die Gewerbtreibenden es dahin gebracht hatten, daß ihre Ansprüche, sofern sich diese auf Untergeordnete bezogen, von keiner Seite bestritten wurden, d. h. nachdem geringer Arbeitslohn für die Gesellen und lange Lehrjahre für die Burschen Gesetz und Sitte geworden waren, fanden sie in diesen Anordnungen ihre Beruhigung; und wollte man es

genauer untersuchen, so würde man unfehlbar finden, daß diese Anordnungen ihren unverwerflichen Grund in dem Zustande des Gewerbes und hauptsächlich in dem Umstande hatten, daß der Gewerbtreibende zugleich Soldat seyn mußte, ohne daß er dafür eine andere Renumeration bezog, als die verhältnißmäßig freiere Ausübung seines Gewerbes. Sein Stolz war keinesweges das letztere, wohl aber der Degen, der von jedem Gewerbetreibenden getragen werden durfte: denn dieser war die Grundlage aller Berechtigungen und Vorzüge, das unverkennbare Zeichen des Bürgerthums und des Maßes von Freiheit, das dieses in sich schloß. So wie also in einer späteren Periode die Erbunterthänigkeit des Landbauers ihren Haupt-Charakter in der Verpflichtung zum Waffendienste hatte; eben so war auch der Haupt-Charakter des städtischen Gewerbes im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in der Verbindlichkeit zum Felddienste abgeschlossen.

Ohne dies hier weiter zu verfolgen, ja, ohne einmal anzudeuten, durch welche Erfindungen und Abänderungen aller gesellschaftlichen] Verhältnisse dieser erbunterthänige Zustand des Gewerbes aufgehoben wurde, wollen wir zunächst angeben, wie er sich von der pyrenäischen Halbinsel aus über das übrige Europa verbreitete, zuerst über Italien, dann über Deutschland, Frankreich und England.

Keinesweges aus bloßer Nachahmungssucht, wie man wohl glauben möchte, sondern wesentlich, weil sie es in ihrer Lage nicht vermeiden konnten, folgten die Bewohner Italiens dem Beispiele der Spanier in der Erhebung des Gewerbes aus dem Zustande der Leibeigenschaft zu dem der Erbunterthänigkeit, in dem eben von uns festgestellten Sinne

dieses Worts. Ja, man darf sagen, daß die Sache sich in dem Kampfe der Päbste mit den deutschen Kaisern ganz von selbst machte. Als Erben des karlowingischen Hauses wollten die deutschen Kaiser des sächsischen und des salischen Hauses eine Schutzherrschaft (Suzeränetät) über Italien auszuüben, aber ihre Kraft reichte dazu nicht aus: die Kaiser des sächsischen Hauses fanden ihren Untergang, die des salischen Hauses ihre Schmach, in Italien. Die natürliche Folge davon war, daß eine Anarchie eintrat, und daß die Hauptbestandtheile des italiänischen Königreichs sich auf ihre eigene Faust setzten. Solche waren die Hauptstädte der verschiedenen Provinzen des oberen, mitleren und unteren Italiens. Wir nennen hier nur Mailand, Florenz, Pisa, Lucca. In allen diesen Städten mußte das Republikanische den Ausschlag über das Monarchische von dem Augenblick an geben, wo es an der großen Autorität fehlte, welche dies bisher verhindert hatte. In einer weit früheren Periode war in Rom das Ausscheiden der königlichen Gewalt, ganz gegen die Erwartung der patricischen Geschlechter, zur Ursache der Erhebung der Plebejer geworden. In den genannten Städten Italiens erfolgte, wo nicht dasselbe, doch etwas sehr Aehnliches. Nicht länger durch die kaiserliche Autorität gehemmt und beschränkt, forderten die Gewerbtreibenden ihren Antheil an der Regierung des kleineren Staats; und ihre Forderung wurde erfüllt, weil es kein Mittel gab, dieselbe zurück zu weisen. Um sich nämlich in dem neuen Seyn zu vertheidigen, blieb der Obrigkeit in den Städten nichts weiter übrig, als die Gewerbtreibenden zur Vertheidigung derselben hinzuzulassen. Hierdurch aber war ihr Bürgerthum

anerkannt. So wie nun in gleichen Lagen gleiche Erscheinungen erfolgen, so geschah es auch hier. Berechtigt, den Degen zur Vertheidigung des gemeinen Wesens zu führen, mußte der zwischen Gewerbsbetrieb und Kriegswesen getheilte Bürger darauf bedacht seyn, wie er dieser doppelten Aufgabe genügen wollte. Und war es nun wohl ein Wunder, wenn er sich in Italien eben so einrichtete, wie er sich in Spanien eingerichtet hatte? Die bloße Noth trieb ihn dazu. Also dieselbe Verfassung für das Gewerbe, und in derselben alles auf den Vortheil, auf den überwiegenden Vortheil des Meisters berechnet, damit er im Stande seyn möchte, neben seinen häuslichen Angelegenheiten zugleich den öffentlichen zu dienen!

Man begreift sogar, warum sich das Zunftwesen in Italien noch weit vollständiger entwickeln mußte, als dies jemals in Spanien der Fall seyn konnte. Die Aufforderung dazu lag in der Kleinheit der Staaten. Wirklich gewann die Sache in Mailand und Florenz einen Glanz, der viele Schriftsteller bethört hat, dem Zunftwesen einen weit höheren Werth zuzuschreiben, als ihm jemals eigen war und eigen werden konnte. Ohne Zweifel liegt etwas Auffallendes darin, wenn man die zünftigen Meister von Mailand und Florenz gegen Könige und Kaiser zu Felde ziehen sieht; allein täuscht man sich nicht über die Macht dieser Könige und Kaiser? Stand diesen, wenn sie gegen die Italiäner, von ihnen als Rebellen betrachtet, zu Felde zogen, noch etwas Anderes zu Dienst, als eine Feudal-Miliz, welche noch dazu, weil es an allen geregelten Verpflegungsanstalten fehlte, nur durch Raub und Plünderung zusammen gehalten werden konnte? War es also ein Wun-

der, wenn sie, wie es nicht selten der Fall war, im Kampfe mit städtischen Zunftgenossen den Kürzeren zogen und zuletzt von diesem nur allzu ungleichen Kampfe abstehen mußten? Bekanntlich versuchten Heinrich der Sechste und Friedrich der Zweite das Zunftwesen in Italien durch gesetzliche Bestimmungen aufzuheben; allein man befindet sich in einem Irrthum, wenn man annimmt, dieser Versuch sei zum Vortheil der Gewerbe und der bürgerlichen Freiheit gemacht worden. Nur weil in dem Zunftwesen des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts das stärkste Hinderniß für die unumschränkte Fürstenmacht lag, waren jene Kaiser entschlossene Bekämpfer desselben. Ihre Absicht konnte keine andere seyn, als das Gewerbe in den Zustand der Leibeigenschaft, aus welchem es seit einem Jahrhundert unter sehr günstigen Umständen hervorgegangen war, zurück zu stürzen; denn nur unter dieser Bedingung konnten sie diejenige Gewalt üben, welche in ihren Wünschen lag. Diesen Kaisern fehlte es keinesweges an großen persönlichen Eigenschaften; allein es fehlte ihnen, wie so vielen ihrer Vorgänger und Nachfolger, an derjenigen Einsicht, welche erforderlich ist, um sich zurecht zu finden über das Jahrhundert, worin man lebt, damit man dem Geiste desselben nicht unnöthige Gewalt anthue; und gäbe es hierüber auch keinen anderen Beweis, als den des schnellen Unterganges des hohenstaufischen Geschlechts, so würde dieser ausreichen. Von Freiheit des Gewerbes und von einer bürgerlichen Freiheit, welche die Ausgeburt einer dem Civilisations-Grade angemessene Gesetzgebung ist, hatte im zwölften und im dreizehnten Jahrhunderte Niemand einen Begriff; und dieser fehlte nothwendig, weil in Kunst und Wissenschaft nichts

von dem vorbereitet war, was ihn herbeiführen konnte. Das Gewerbe selbst machte in diesen Jahrhunderten noch gar keinen Anspruch auf Freiheit in demjenigen Maße, das uns gegenwärtig als das rechte vorschwebt: alle gesellschaftlichen Verrichtungen beschränkten sich in dieser Zeit noch auf die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse; und je mehr jedes einträgliche Gewerbe mechanisirt war, d. h. je leichter es erlernt und ausgeübt werden konnte, desto nothwendiger sogar war ihm die Zunftverfassung, in welche sich eben deswegen auch diejenigen Gewerbe drängten, von denen man annehmen möchte, daß sie dieselbe verabscheut hätten. Nur die Entstehung ganz neuer Gewerbe, und zwar zunächst solcher, welche sich über das gemeine Bedürfniß erheben und nur durch Mittel, welche den übrigen Gewerben fremd sind, vollzogen werden können, hat zur Idee der Gewerbefreiheit geführt; und (was dabei durchaus nicht übersehen werden darf) dies hat nur in Zeiten geschehen können, wo, vermöge einer totalen Umwandlung aller gesellschaftlichen Verhältnisse in Folge umfassender Polizei-Systeme, das Zunftwesen, als Einrichtung zur Erhaltung und Sicherung der gesellschaftlichen Ordnung, in allen größeren Staaten seinen Werth längst verloren hatte. Man muß sich also in dem Urtheil über Zunftwesen nicht dadurch irre machen lassen, daß sich schon im dreizehnten Jahrhunderte Stimmen gegen dasselbe erhoben; diese Stimmen kamen denjenigen gleich, die sich auch in unseren Zeiten gegen die Fortschritte zum Besseren erhoben haben.

In Beziehung auf Deutschland läßt sich annehmen, daß der organische Zustand des Gewerbes in allen Jahr-

hun-

hunderten der Entwickelung gefolgt sei, welche das politische System dieses großen Reichs erfuhr. Die frühesten Wohnsitze des deutschen Gewerbes waren jene rheinischen Städte, die aus den stehenden Lagern der Römer hervorgegangen waren; über die Bedingungen, unter welchen es thätig war, läßt sich aber schwerlich noch mehr sagen, als daß sie denjenigen gleich kamen, welche im ganzen Römerreiche hergebracht waren, d. h. diese Bedingungen beruheten so wenig auf Vorrecht, daß in Beziehung auf sie nicht einmal von Recht die Rede seyn konnte. Von Heinrichs des Finklers Städte-Anlagen im mittleren Deutschland würde man sich einen höchst falschen Begriff machen, wenn man annehmen wollte, daß dieser Fürst gewerbliche Zwecke damit verbunden hätte. Seine Absicht ging auf nichts weiter, als auf Sicherung des platten Landes gegen die Zerstörungen, welche die Avaren im zehnten Jahrhundert zu üben pflegten; und daß er seine festen Plätze nicht mit Handwerkern bevölkerte und diesen die Vertheidigung derselben auftrug, geht ganz deutlich daraus hervor, daß das platte Land die Bewohner dieser Plätze ernähren mußte. Sofern es nun wirklich Asyle gab, in welche man sich bei plötzlichen Ueberfällen zurück ziehen konnte, war wohl nichts natürlicher, als daß alle diese Asyle nach und nach Wohnsitze des Gewerbes wurden. Allein dies konnte nur sehr allmählig erfolgen. Die erste bedeutende Entwickelung der Gewerbe geschah in den rheinischen Städten; unstreitig, weil dazu alles mehr vorbereitet war, und der Handel, ohne welchen Gewerbe niemals anhaltend blühen können, einen Anreiz gab, an welchem es tiefer im Lande gänzlich fehlte. Das Beispiel der italienischen Städte blieb im

zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht ohne Einfluß. Genöthigt, sich gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen, verbanden die Gewerbtreibenden den Krieg, sofern er nöthig war, mit dem Gewerbe; und die Folge davon war, wie in Spanien und Italien, nämlich Entstehung des Zunftwesens, als der einzigen Form, worin sich die doppelte Bestimmung des Bürgers, ein Gewerbe zu treiben und das Gemeinwesen zu beschützen, erfüllen ließ. Zunftgenossen mußten es also seyn, welche sich Heinrichs des Vierten und Heinrichs des Fünften gegen die Verfolgungen deutscher Territorial-Herren annahmen. Der Bund zwischen den deutschen Städten und den deutschen Kaisern war von dem Augenblick an geschlossen, wo beide in den Territorial-Herren ihre stärksten Gegner kennen gelernt hatten. Man möchte sich darüber wundern, daß die deutschen Kaiser während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Beförderer alles Republikanischen in Deutschland waren; allein sie hatten dazu eine sehr natürliche Aufforderung in ihrem eigenen Bedürfniß, indem sie, für die Ausübung ihrer Gewalt abhängig von dem guten Willen der Landesfürsten, nicht Mittel genug finden konnten, um diesen Willen zu ihrem Vortheil zu bestimmen. So geschah es denn, daß die Zahl der reichsunmittelbaren Städte sich so schnell vermehrte. Alle diese Städte waren wesentlich Republiken, die sich selbst regierten; die Grundlage ihrer freien Verfassung aber war nothwendig das Zunftwesen, weil mit demselben allein Ordnung und Bestand möglich war. Daher denn auch die höhere Ausbildung, welche das Zunftwesen in Deutschland erhielt.

Sehr früh, d. h. schon im vierzehnten Jahrhunderte,

fühlte man, welche Hindernisse das Zunftwesen der Fortbildung des Gewerbes entgegen setzte. Um nun diesen Nachtheil zu heben, gerieth man auf den freisinnigen Gedanken, den Gesellen oder Gehülfen Wanderungen zu gestatten, welche sie mit dem Zustande ihres Gewerbes in anderen Ländern, d. h. in anderen Abtheilungen des deutschen Reichs, bekannt machen sollten. Mehr leistete für diesen Zweck die Vervielfältigung der Gewerbe, die sich da, wo sie begünstigt wird, immer von selbst einstellt. In einzelnen Städten war die Obrigkeit einsichtsvoll genug, um zu begreifen, daß auf dieser Vervielfältigung die ganze Kraft eines Städtewesens beruht, und um sie folglich zu begünstigen. Auf diese Weise entstand Nürenberg als derjenige Ort in Deutschland, wo bei weitem die meisten Gewerbe anzutreffen waren. Der Ausdruck „Nürenberger Tand" hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten; nur mit dem Unterschiede, daß, während in einer früheren Periode sehr Viele geneigt seyn mochten, über die fleißigen Nürenberger zu spotten, ihr Verdienst um Deutschlands Cultur gegenwärtig allen Verständigen einleuchtet, und daß man begreift, mit wie viel Wahrheit Aeneas Sylvius um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts behaupten konnte, die „Wohnung eines mittelmäßigen Bürgers von Nürenberg sei dem Pallaste eines schottischen Königs vorzuziehen."

Es würde, in der That, mehr als anziehend, es würde in einem hohen Grade belehrend seyn, wenn man sich vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhunderte genaue Nachrichten von dem Zustande des Gewerbes in Deutschland verschaffen könnte. Nichts ist gewisser, als daß es eine

Verwandelung der rohen Stoffe in genieß- und verbrauchbare Bequemlichkeiten gab; allein von welcher Beschaffenheit die Tücher, die Leinwande, die Hausgeräthe und was sonst noch zum Leben erforderlich seyn mag, waren, dies läßt sich entweder gar nicht mehr, oder nur in sofern ausmitteln, als man in Erwägung zieht, daß die Maschinen, denen wir die gegenwärtige Beschaffenheit unserer Fabrikate verdanken, meistens noch nicht erfunden, noch nicht in Thätigkeit gesetzt waren. Hat es mit dem von uns aufgestellten Prinzip: „daß die Zunftverfassung den erbunterthänigen Zustand des Gewerbes bezeichne," seine Richtigkeit: so sind wir überall zu dem Schlusse berechtigt, daß die Erzeugnisse des gewerblichen Fleißes in der oben bezeichneten Periode noch sehr roh und ungefällig waren. Wie hätte es wohl anders seyn mögen! Zugegeben, daß in dem einen und dem anderen Handwerker oder Künstler das Genie nicht unthätig war: so konnten doch Handwerk und Kunst keine bedeutende Fortschritte machen zu einer Zeit, wo der Gewerbs- und der Kriegsmann noch in jedem Bürger vereint waren, und es wesentlich darauf ankam, das Gewerbe dem Sicherheits-Bedürfniß der Gesellschaft gemäß zu leiten, was gerade durch die Zunftverfassung geschah. In jener Periode, wo Albrecht Achilles (nachmaliger Kurfürst von Brandenburg) sich mit Nürenbergs Bürgern tummelte, gab es in dieser wichtigen Stadt gewiß nicht den funfzigsten Theil der Gewerbe, von welchen Herr Christ. Wilh. Jakob Gatterer in seinem technologischen Magazin (Erster Band erstes Stück) eine Liste angefertigt hat, die nur in Erstaunen setzen kann.

So lange überhaupt das Kriegshandwerk mit dem Gewerbe vereinigt werden mußte, war das letztere nothwendig höchst unvollkommen in seinen Erzeugnissen; und alle feineren Produktionen konnten nur von demjenigen Theile der Gesellschaft ausgehen, der mit dem Kriegshandwerke nichts zu schaffen hatte, d. h. von dem weiblichen Theile der Gesellschaft, dem keine Vertheidigung oblag. Nicht weniger als 85 Städte gehörten der Hanse an; und alle hatten, mit geringer Abänderung, dieselbe Verfassung, genossen dieselbe Autonomie. Allein, wenn dies auf der einen Seite den Umfang des deutschen Gewerbes ins Licht stellt: so ist es auf der andern nur ein Beweis für die Unvollkommenheit der Produktionen desselben nach dem gegenwärtig üblichen Maßstabe: denn alle die Kräfte, welche zur Sicherung dieser Autonomie verwendet werden mußten, entgingen nothwendig dem Gewerbe, das also zu einer ewigen Mittelmäßigkeit, wo nicht gar zu etwas noch Schlechterem, verdammt war. Es lag in der Natur der Sache, daß in der langen Periode, welche wir oben bezeichnet haben, das allervorzüglichste Gewerbe gerade nur dasjenige war, was am meisten der Zunftverfassung entsprach; hierin aber waren zugleich die Gränzen aller Vervollkommnung gegeben, und eine Unzahl von gesellschaftlichen Arbeiten konnte bloß deshalb nicht in die Erscheinung eintreten, weil die Zunftform nicht zu ihnen paßte. Erst als diese Form minder nothwendig geworden war, konnte das Gewerbe diejenige Entwickelung erhalten, die ihm gegenwärtig eigen ist: eine Entwickelung, die, wie wir weiter unten sehen werden, allmählig dahin geführt hat, daß alles Zunftwesen nicht blos als vollkom-

men überflüssig, sondern auch als hinderlich und verderblich für den gegenwärtigen Zustand der allgemeinen Betriebsamkeit erscheint und wirklich ist.

Doch ohne uns vorzugreifen, wollen wir zunächst unsere Blicke auf Frankreichs gewerblichen Zustand in der Periode vom zwölften bis siebzehnten Jahrhundert richten.

(Fortsetznug folgt.)

Von Staatshandelsbilanzen.

Von einem alten Handelsmanne.

„Was ist von einer Handelsbalance zu halten?" fragt ein Herr R. in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung vom 20. Jan. dieses 1825 Jahres. Die Frage gefiel mir nicht. Einmal, weil ich sie nicht sogleich verstand. Denn erst aus der Antwort sahe ich, daß nicht von Privat-, sondern von den sogenannten Staatshandelsbilanzen die Rede sei. Wunderbar! dachte ich. Von den Privat-Handels- oder Wirthschafts-Bilanzen sollte man in allen Schulen, in allen Handlungshäusern und Haushaltungen sprechen; auch die öffentlichen Blätter, die für das große Publikum bestimmt sind, sollten darauf bei aller Gelegenheit hinweisen; man kann nicht genug Gutes von ihnen rühmen. Wenn eine Handlung geschlossen wird, oder eine Hauswirthschaft in eine wohlfeilere Gegend der Stadt oder des Landes zieht; so läßt sich darauf wetten, daß unter drei Fällen zwei ihren Grund darin haben, daß die Bilanz nicht oft genug gemacht wurde, oder nicht recht. Von dieser ist Alles still! Zweitens gefiel sie mir nicht, weil sie von Berlin kam. Dort, dachte ich, sollte man über so etwas doch wohl längst im Reinen seyn; oder wenn ja einmal ein Fremdling in dergleichen Materien auf Bedenklichkeiten geriethe, so müßte er dort bei so Vielen, bei Gelehrten, bei Staatsmännern, bei gebildeten Kaufleuten, alsobald Beruhigung finden. Desto besser gefiel mir die Antwort. Sie giebt ein gutes Exempel von den

Widersprüchen, in die sich die Liebhaber jener sogenannten Staatshandelsbilanzen verwickeln. Mich erinnerten die Zahlen noch besonders an den verschollenen Scherz mit den vielen hundert Millionen Gulden, von denen uns vor etlichen Jahren in allerlei Schriftchen erzählt wurde, daß unser Deutschland sie Jahr vor Jahr, und zwar in purem Gold und Silber, über die Gränze sende, für Zucker, Kaffee, Wein, englischen Kattun, französische Schawls, und was sonst noch. Dagegen machten wir wieder die 30 Millionen Pf. St. Metallgeld, die jetzt in England circuliren sollen, einiges Bedenken. Mein unlängst verstorbener College, der englische Kaufmann Colquhoun konnte vor 10 Jahren an allem Kupfer-, Silber- und Goldgeld, welches in Großbritannien umliefe, oder in den Gewölben der Banken läge, nicht mehr als 15 Millionen Pfund herausbringen; und er war ein so sorgfältiger Forscher, und man siehet es seinem Buche „über den Wohlstand des brittischen Reichs" auf allen Seiten an, wie sehr ihm daran lag, sein Vaterland im schönsten Lichte zu zeigen, was auch recht löblich von ihm ist. Funfzehn Millionen Pf. sind ohnehin schon ein artiges Sümmchen, zumal neben den Zetteln der alten Centralbank und der vielen neuern. Indessen mag dies auf sich beruhen! England, weiß ich wohl, hat seit dem Kriege große Summen ausgemünzt in Guineen für die Hauptbank und auf ein Paar Millionen mehr oder weniger kommt es mir hier gerade nicht an. Endlich war ich nicht ganz zufrieden mit dem Schlusse, mit dem „folglich" und dem Gedankenstrich — Der Strich weiset auf's Weiterdenken. Wer das kann, für den waren die Zeilen wohl

nicht geschrieben, und die Anderen brauchen mehr, als den Strich. —

Aber in aller Welt, schüttelte ich den Kopf, welcher Geist gehet jetzt um in der königlichen Hauptstadt meines Vaterlandes? Von andern Geistererscheinungen hatte ich dort wohl in meiner Jugend gehört, z. B. von dem Doktor, der die Frauen mit Mondschein bestrich, wenn sie die Zeichen der Jahre oder sonst ein Gebrechen los seyn wollten; aber man schämte sich doch, öffentlich davon zu reden. Jetzt ist dort die Staatshandelsbilanz wie an der Tagesordnung. Schon im Jahre 1823 hat die Staatszeitung, erinnerte ich mich und ließ mir das Stück aufsuchen (es ist das 68.), darüber einen Aufsatz aus einem französischen Blatte mitgetheilt, einen, wie man freilich über alle Gespenster schreiben müßte, wenn man sie vertreiben will, und von dem ich, zur Ehre meines Standes, nur wünsche, daß er wirklich einen französischen Handelsmann zum Verfasser habe, so gründlich ist es, und so witzig zugleich. Ja sogar noch früher, fiel mir ein, hat dasselbe Blatt darüber umständlich gesprochen. Die Stücke fanden sich auch noch bei mir vor, (es sind die Nummern 104. 106. 109. 110. 113. des Jahrganges 1820.) und ich habe den Aufsatz mit Vergnügen wieder gelesen wegen der gesunden Ideen, die er enthält, zumal da der Verfasser auf seine jährliche Geldüberbilanz für unsern Staat von mehr als 2 Millionen Thalern selbst keinen großen Werth legt. Aber auch andere Berliner Journale von sonst nur ernstem und wissenschaftlichem Inhalte kommen wiederholend darauf: so die Verhandlungen des Gewerbevereins, und die neue Monats-

schrift für Deutschland, wenigstens andeutend; die letztere im vorjährigen Dezemberstücke geflissentlich. Jetzt wieder die Spenersche Zeitung! Hat denn irgend ein böser Feind der Wahrheit dort alle Exemplare weggenommen: von Adam Smith, der freilich nur Professor war in Edinburg, aber der Sohn eines Zollbeamten, und zuletzt selbst Königlicher Commissarius beim Zollwesen; oder von Chaptal, gleichfalls einmal Professor, aber auch Staatsminister, und nebenher auch lange Jahre Besitzer und Dirigent von Fabriken; oder von Kraus, zwar auch nur Professor, aber in vielen Verbindungen mit den tüchtigsten Kaufleuten Königsbergs, dessen Handel damals in großem Flore stand; oder von meinem ehrwürdigen Lehrer Büsch, der durch seine Schriften noch lange der Lehrer aller wahren Handelsleute in Deutschland seyn wird, auch Er, freilich ebenfalls nur Professor, aber dies in Hamburg, und das scharfe Auge lange Jahre auf das große Welthandelsgetriebe gerichtet. Alle diese Männer waren von so ausgebreiteter, vielseitiger Erfahrung in den großen Geschäften der Gewerbe und des Handels, daß von unsern heutigen Praktikern — ich meine, die einen Accent darauf legen, nur dies zu seyn — schwerlich Einer Lust gehabt haben würde, sich ihnen gegenüber zu stellen. Ein gutes Zeichen für mein Berlin, tröstete ich mich wieder, ist wenigstens dies, daß dort bisjetzt noch Niemand als Vertheidiger jener Bilanzen aufgetreten ist, soviel ich weiß.

Warum der kleine Zeitungsartikel mich so in Eifer gesetzt hat? Nun freilich er, wie man eben gelesen hat, nicht allein. Um aber auf die Frage zu antworten, muß

ich schon ein Paar Worte über meine Person zum Besten geben, auf die sonst gar nichts ankommt.

Ich bin, und ich sage es mit Stolz, ein geborner Altpreuße. Vor nahe 50 Jahren wurde ich auf die Handelsakademie in Hamburg geschickt, trat darauf dort in ein Comptoir, und nachdem ich praktische Kenntnisse vom Handel genug erworben zu haben glaubte, um selbst einem Geschäfte vorzustehen, brachte ich noch 2 Jahre in Berlin zu. Hier widerfuhr mir das große Glück, mehrern von jenen trefflichen Männern bekannt zu werden, die damals dort als Gelehrte oder in Staatsbedienungen glänzten. Ich nenne sie nicht. Sie ruhen im Grabe. Wer noch lebt, und sie gekannt hat, oder wer sie aus ihren Schriften oder ihrem amtlichen Wirken kennt, der weiß, welche ich meine; andern wären die Namen doch nur leere Schälle. Sie ließen sich herab — das ist das rechte Wort — zu dem offenen, empfänglichen Jünglinge, der zum Manne heranreifte, und ihrer Theilnehmung an mir bin ich, nächst Büsch und meinen andern Hamburger Lehrern, vorzüglich schuldig, was ich in mir noch als Greis am meisten achte. Da erkannte ich, was Ramler gesungen hatte:

> Dein König, o Berlin, durch den Du weiser,
> als alle Deine Schwestern bist!

Da verstand ich das zierliche Anagramm, welches in einem Berliner Thurmknopfe gefunden seyn soll: Berolinum — lumen orbi, Licht der Welt; da lernte ich mich fühlen als einen Bürger der hohen Stadt, und dieses Gefühl ist mir geblieben, trotz der langen Trennung und der Entfernung von mehr als 70 Meilen, und wird mit mir gehen, wenn ich selbst gehe. Darum also mag ich von

Berlin nichts kommen sehen, als was gediegen ist, und wahr und klar; und wie es damals leuchtete vor allen Städten des Landes, so soll es, fühle ich, mir immerfort die Beweise senden, daß es gewußt hat, diesen Stand zu behaupten, und aufzuhellen, was damals auch bei ihm noch dunkel war.

So hatte ich schon die Feder in der Hand, um die Zeilen des Herrn R. in etwas zu ergänzen. Nicht, daß ich geglaubt hätte, Besseres hervorzubringen, als jene Männer vor mir, oder auch nur als der feinsinnige Franzose in der Staatszeitung. Ich wollte es nur auf m e i n e Art versuchen; und wie diese Art in meinem Berufskreise leicht genug verstanden wird, so bildete ich mir ein — wer denkt das nicht, Jüngling oder Greis? — sie könnte auch wohl noch manchen Andern ansprechen, und ihm nützlich werden, daß er die Zeit lieber auf seine Privatrechnungen verwendete, anstatt sie mit Grübeleien über jene Staatshandelsbilanz zu verderben. Aber wie trieben sich mir bald die Gedanken kraus im Kopfe durch einander! Ich konnte nicht Anfang finden, noch Ordnung. Dazu kam, daß man sich eben mit meinen eigenen Jahresabschlüssen beschäftigte, worauf ich denn doch das Auge mit haben mußte. Jetzt ist diese Arbeit einmal wieder gemacht. Gewinn- und Verlust-Conto, ungefähr wie in andern guten Jahren; Waaren-Conto beträchtlich höher, Debitoren-Conto um etwas, beides ohne Bedenklichkeit; Creditoren-Conto etwas schwächer, so auch Capitalien-Conto; Cassa-Conto ganz schwach — ich hoffe, es wird mir nicht sogleich eine Zahlung abgefordert, sonst muß ich borgen! Bin ich doch aber nichts schwebend schuldig. Die letzte Rechnung für

den neuen feuerfesten Speicher dort im Hofe, auf den ich wohl gern hinuntersehe, ist bezahlt; so auch die neue Kirchenkutsche, die ich freilich wohl noch gespart hätte ohne die freundlichen Bemerkungen der Frau und die Neckereien der Freundinnen über die nicht mehr ganz modische alte. Bin ich doch in meinem Vermögen im Ganzen vorwärts gekommen.

Und wie, setzte ich nun als möglich, wenn jeder selbstständige Mensch im Staate eben so heute seinen Abschluß gemacht hätte, wie ich, der Reichste, wie der Aermste, und es fände sich bei Allen verhältnißmäßig schwache Cassel wie bei mir; aber der eine hätte eine neue Scheune gebaut, oder seine Feldgräben geräumt; der andere eine Mauer um seinen Garten geführt; der sich neu möblirt; der sich ein tüchtiges Bett angeschafft; jener einen Kesse, für die Frau, oder Hemden, oder etliche Schulbücher für die Kinder; Alle, ohne ihre übrige Habe zu vermindern, und ohne Schulden, oder geringere, als jene Dinge werth sind: da sähen sie ja Alle ihr Vermögen eben auch gewachsen, wie ich das meinige. Denn, wenn sie jene nützlichen Güter oder die von ihnen dafür gehalten werden, heute nicht besäßen, hätten aber das Zeichen davon noch im Kasten (Metallgeld, oder jedes andre, eben so gültige) so wären sie ja um nichts weiter, und müßten das Zeichen morgen weggeben, um in den Besitz jener Güter zu gelangen. In der Wirklichkeit, berichtigte ich mich bald, hat sich dies freilich anders gestellt. Wenn die Mauermeister, die Grabenarbeiter, die Möbelfabrikanten, im Jahre 1824 ihre gewöhnlichen Einnahmen, und gerade keine besondern Ausgaben gehabt haben, so muß sich heute bei ihnen eben

so ein größerer Ueberschuß von ihrem Erwerb in dem Werthzeichen, dem Gelde, vorfinden, als bei uns Andern ein geringerer; und dieses so immerfort in dem endlosen Kreislaufe, bis sich, vielleicht schon in diesem Jahre 1825, der Fall umkehrt, und wir am Schlusse wieder reicher sind an Werthzeichen, sie an Werthen selbst; wenn denn nur beide reicher!

Und so wäre ja meine Nationalhandelsbilanz auf einmal fertig, und eine recht gute obenein! Denn wie die Nation nichts anders ist, als alle Einzelne zusammengenommen; so kann ja auch die Nationalbilanz nichts anders seyn, als das Resultat der Bilanzen aller Einzelnen, und so, wenn es mit allen Theilen gut stände, müßte es ja auch mit dem Ganzen. Ich sage: Alle; das heißt, die Allermeisten. Denn wenn ich meinen monatlichen Beitrag an unser Armenpflegamt schicke: so erinnere ich mich wohl, daß es Einige unter uns giebt, die längere Zeit schlechte Bilanzen gemacht haben, mit oder ohne ihre Schuld, und für die wir andere jetzt mitarbeiten müssen. Das gehört einmal mit zu den bürgerlichen Lasten, und ist an meinem Wohnorte schon noch zu ertragen.

Ich sage immer National*handels*bilanz. Das unterstrichene Wort ist einmal gebräuchlich. Sonst wäre es freilich in meinem Sinn ein bestimmterer Ausdruck „National*wirthschafts*bilanz," weil dieser nicht bloß den Handel im engeren Verstande, das Kaufen zum Wiederverkaufen, sondern überhaupt alle Geschäfte begreift, die sich auf Erwerb beziehen.

Aber warum sage ich *National*handelsbilanz, anstatt *Staats*handelsbilanz, wie dies doch auch gebräuch-

lich ist? Weil ich mir von meinem verstorbenen Freunde, dem ehrlichen Wansbecker Boten, den Spruch gemerkt habe, daß Mißverständnisse sind, wenn man sich nicht versteht, und weil ich gefunden, daß gerade in der Materie, worüber ich spreche, Mißverständnisse ungemein häufig sind. Ich will versuchen, mich so verständlich zu machen, als ich kann.

Was heißt Staat? Weiß ich doch unter den mancherlei Erklärungen, die ich davon gehört oder gelesen habe, kaum eine herauszufinden, da ich sie eben am nöthigsten brauche! Nun, etwa die geordnete bürgerliche Gesellschaft; oder ein Verein, der allen seinen Mitgliedern die Entwickelung und Anwendung aller ihrer Kräfte erleichtern und sichern soll; oder die regierte Nation. Welche Definition man für die bessere halte, immer fallen in dem Begriffe Staat die Begriffe Nation und Regierung (Unterthanen und Obrigkeit) zusammen. Hieraus aber entstehen ganz andere Verhältnisse, als mit denen ich es hier zu thun habe.

Ich will nicht reden von einer Verfassung, wie sie sich als möglich denken läßt, und wohl auch einmal da oder dort wirklich gewesen seyn mag, in welcher nur ein kleiner Theil der Landeseinwohner als Nation gälte, und eben derselbe in seiner Gesammtheit auch zugleich die Regierung ausmachte, während der hundert- oder mehrmal größere Theil, ohne persönliche Freiheit, bloß als Mittel angesehn würde, den Zwecken des andern zu dienen. In diesem gesellschaftlichen Zustande wäre die schlechte Bilanz unmittelbar aus ihm selbst da. Auf der einen Seite nur Genuß, ohne Arbeit, auf der andern nur Arbeit, ohne Ge-

nuß; also Trägheit, Roheit, Dürftigkeit. Eine solche Societät wird heutiges Tages wohl Niemand mehr mit dem dem Namen „Staat" bezeichnen.

Aber auch in dem wirklichen Staate, in der geordneten Gesellschaft freier Wesen, können sich Umstände ereignen, welche die allgemeine Bilanz wesentlich stören. Ich will nur einen davon berühren, den Zusammenstoß mit andern Staaten, den Krieg. Der Staat muß eine Armee aus dem Lande schicken; der Sold, mehr und weniger die Nahrungsmittel, der Kleider- und Waffenbedarf und vieles Andere, müssen ihr aus dem eignen Lande nachziehen. Er muß Kapital im Auslande borgen, um den Sold oder andere Bedürfnisse zu bestreiten, und dieses allmählig wiederbezahlen, mit den Zinsen. Oder es kommt der Feind in's Land, und bittet sich für seine Armee das Nöthige aus, und noch etwas mehr; widrigenfalls er sich vorbehält, Städte und Dörfer anzuzünden. Das giebt denn allerdings ganz schlechte Nationalbilanzen; denn jeder Einzelne, oder die Meisten müssen Güter weggeben, wofür sie keine wiedererhalten, das heißt, ärmer werden; und je länger der Zustand dauert, daß die Landestruppen draußen, oder die feindlichen drinnen, ernährt werden müssen, desto länger wirkt er fort in seinen Folgen. Dies sind Unglücksfälle, Ausnahmen, wie alle Uebel in der Welt; nur daß wir sie freilich mehr bemerken, eben weil sie Ausnahmen sind, gleichwie, umgekehrt, wir das Gute weniger bemerken, weil es die Regel ist. Solche Uebel muß Jeder tragen, weil einmal keiner außer dem Staate, außer der geordneten bürgerlichen Gesellschaft leben kann, wenn er seine Kräfte frei entwickeln und sicher benutzen, das heißt, wenn

wenn er ein Mensch werden und bleiben will. Warum wenn die Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört ist, bau sich doch Jeder sogleich wieder drinnen an? Hätte sein Haus ein Paar Tausend Schritte außerhalb gelegen; es wäre verschont geblieben. Weil Jeder weiß, daß ihm das Zusammenwohnen mit Vielen mehr Nutzen aller Art bringt, als das seltene Brandunglück Schaden.

Ferner, was heißt: Staatshandel? Dabei habe ich mir niemals etwas denken können. Hat je ein Staat, nämlich die Nation und die Regierung vereint, ein Handelshaus gehalten, auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust? Freilich giebt es Exempel, daß Regierungen für sich allein Handel getrieben haben, oder noch treiben, mit Taback, Kaffee, Branntwein, Wechselbriefen und dergleichen. Dann muß man aber sagen: Regierungshandel, und die Regierung tritt dann insoweit in die Reihe aller Handelsleute der Nation. Ob dergleichen Regierungshandel gut, dem allgemeinen Wohlstande förderlich sei; davon ist hier die Rede nicht. Ich für mein Theil, das will ich wohl bekennen, halte ihn, auch wenn nicht das kleinste Vorzugsrecht dabei wäre, für einen Unglücksfall, wie die obigen, also auch nur für die Ausnahme.

So, bleibe ich denn bei meinem Ausdrucke: Nationalhandelsbilanz, und verstehe darunter die Vergleichung des Geldwerths der Güter, die eine Nation in ihrem fortgehenden stillen Verkehr mit andern Nationen empfängt und weggiebt.

So bin ich gewiß, hat es auch Herr R. verstanden, und so kann ich auf seine Frage: „was ist von einer Han-

delsbalance zu halten?" jetzt bestimmt antworten: nach meiner Ansicht, ganz und gar nichts!

Es soll der Geldwerth der Güter verglichen werden, die eine Nation von anderen empfängt und weggiebt. Eine solche Vergleichung, meine ich, ist erstlich gar nicht möglich; am wenigsten — es ist die Rede von einer administrativen Unmöglichkeit, die also nichts anders heißt, als unüberwindliche Schwierigkeit — am wenigsten, sage ich, je größer der Staat ist, je gebildeter die Nation, je lebendiger ihre ganze hervorbringende Thätigkeit. Will ich gleich, in Beziehung auf die reelle Bilanz, herzlich gern kein Gewicht legen auf den Schleichhandel, in sofern dieser herein- oder hinauswärts sich zuverlässig ausgleicht, so lange die Regierungen durch Prohibitionen, oder was dem ähnlich, zu diesem schlechten Gewerbe herausfordern; nur daß er freilich um so geschäftiger in Erfindung von Mitteln ist, je nachdem die eine Regierung es der andern in solchen Anlockungen zuvorthut — mir fallen hierbei die belgischen Hunde ein, und manches Andere —: für die allgemeine Handelsbilanz auf dem Papier bleibt der Schleichhandel in jedem Falle eine unbekannte Größe; aber eine solche, die in dem Debet und Credit dieser Bilanz eine gar bedeutende Summe ausmachen würde. Das letztere sieht man im Allgemeinen schon ziemlich klar an Gränzorten, oder auf gewissen Handelsplätzen, wiewohl es auch anderwärts an odiösen Exempeln davon nicht fehlt. Zum Ueberfluß will ich indeß auch noch einen alten Schriftsteller reden lassen, dessen Autorität den Bilanzfreunden gewiß unverdächtig ist. „Der vielen Verbote und starken Auflagen wegen ist ein sehr starker Schleichhandel zwischen den

Engländern und Franzosen. Nach England geht nämlich verstohlener Weise sehr viel französischer Wein und Branntwein, goldene und silberne Tressen, Spitzen, seidene Waaren, Stoffe und reiche Zeuge, viel Leinwand und dergleichen. Heimlich wird dagegen aus England nach Frankreich geführt: Handwerkszeug, Garn, besonders rohe und unverarbeite Wolle." Und an einem anderen Orte: „Der Schleichhandel der Schweiz mit Frankreich ist beträchtlicher und einträglicher, als sich diejenigen vorstellen, welche hiervon keine Kenntniß haben. Man kann dies unter Andern aus der Menge der französischen Münzen, die in der Schweiz rouliren, beurtheilen." (von Struensee, Beschreibung der Handlung, Th. I. S. 111. und Th .II. 2. Abth. S. 103.) Das ist Eins.

Zum Andern: wodurch kann man wissen, welcher Werth von Gütern auf dem gesetzlichen Wege eingehet? Durch die Steuerregister. Freilich wohl! Auch haben die meisten Regierungen allmählig durch lange Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß es für ihre nationalwirthschaftlichen und finanziellen Zwecke, wie für die Moralität der Beamten und Steuerschuldigen, besser ist, die Steuern nach bestimmten Maß oder Gewicht heben zu lassen, als, wie ehemals, nach willkührlichen und daher nothwendig höchst ungleichen Schätzungen. Dabei ist auch für die Manufakturwaaren ein Mittelpreis zum Grunde gelegt, wodurch auf der einen Seite die geringeren Gattungen mehr oder weniger ausgeschlossen sind, weil mit Recht vorausgesetzt ist, daß die Länder sie am leichtesten selbst liefern können, auf der andern die feinern mäßiger getroffen werden, weil von diesen überall am wenigsten vorkommt, oder

sie bei hohen Steuern zu leicht die Nebenwege fänden. Bei den übrigen Steuern ist, neben dem Mittelpreise, zugleich auf die größere oder geringere Entbehrlichkeit für den Verbrauch oder die Verarbeitung gesehen, und auf den eigentlichen Finanzzweck. Unverkennbar ist hierdurch ein großer Schritt zum Bessern gethan, in dieser, an sich sehr schwierigen Verwaltungssache. Eben dieselben Rücksichten, erkenne ich dankbar an, gehen auch meist durch unsere Tarife; und so, scheint es, sollte über die Einfuhr quantität kein erheblicher Zweifel entstehen. Ueber die Quantität freilich wohl. Aber was gewinnen wir dadurch für unsere Bilanz, die nicht Zentner und Tonnen vergleichen will, sondern den Werth derselben nach dem Maßstabe des Geldes? Sehen wir denn nicht, wie sehr oft in einem und demselben Jahre, ja in wenigen Monaten, die Preise der Handelswaaren (Consumtionsartikel, Fabrikmaterialien, Fabrikate selbst) um 20, 50, ja 100 und mehr Procent auf- und niederschwanken? Wie soll denn nun die Bilanz angelegt werden? Nach einmal angenommenen Mittelsätzen? Da würde man häufig um die Hälfte oder das Ganze irren. Nach den Preisen der jedesmaligen Conjunctur? Welche Arbeit, und am Ende doch wieder eine vergebliche! Was ist kaufmännische Speculation, als Beachtung der Wechsel der Conjunctur (der Zeitumstände) und der rechten Zeit (zum Kaufen oder Verkaufen)? Welche, oft sehr große, Differenzen finden sich zwischen den einzelnen frühern oder spätern Käufen? Wo man viele Millionen vor sich hat, gehen diese Differenzen wieder in die Millionen. Ebenso ist es mit den Qualitäten. Man braucht nur den ersten den besten Preis-Courant irgend

eines Handelsplatzes anzusehen. Brasilische oder bengalische Baumwolle; Baumwollengarn No. 60. oder No. 20.; holländische Häringe, oder schwedische; Rollentaback aus amerikanischen Blättern, oder deutschen; Indigo bester oder geringster Sorte; Caravanen- oder Congo-Thee; Bordeauxwein, das Faß zu 1000 Thaler, oder zu 200 Thaler; Circassiennen oder Tuch u. s. f. Der Tarif kann nur das Object aufstellen, nicht seine Unterarten, oder nur höchst wenige. Die Differenzen, z. B. beim Wein, können gehen von 1 bis 5 und noch weiter. Sollten sie etwa von den Beamten herausgekostet werden, wie die Fässer vom Schiffe kommen?

Einen noch viel schlimmeren Stein des Anstoßes sehe ich bei dem Weggeben, bei den Ausfuhren. Denken läßt sich freilich, daß einmal eine Regierung solche Lust an ihren papiernen Bilanzen fände, daß sie sich nicht lange besänne, auch diejenigen Erzeugnisse der Nation, die sie nach ihren sonstigen Zwecken gern frei hinausließe, z. B. vollendete Fabrikwaare, bloß um dieser Bilanzen willen, einer sogenannten Controll-Abgabe, oder wohl gar, zu noch größerer Sicherheit, den ganzen Ausfuhrhandel, allen Plagen und Declarationen, Visitationen, Taxationen, nebst allen daran hängenden Verdrießlichkeiten und Zeit- und Geldopfern, zu unterwerfen; auch habe ich selbst wohl manches Ausfuhrsteuersätzchen mit dem Trost zur Seite „für die Handelsbilanz" in fremden Tarifen gefunden — in unsern preußischen niemals! Was wird ihr das nützen? Will sie sich mit der allgemeinen Ansage des Objects begnügen, und dem Bruttogewicht, und der Controll-Steuer; so will ich ihr wohl für viele Fälle die Bürgschaft leisten,

daß sie gar nicht einmal das wirkliche Object erfahren wird, sondern blos das Bruttogewicht; es sei aus Nachlässigkeit der Absender, oder aus kaufmännischer Aengstlichkeit, oder aus Verdruß über die ganze Controll-Anstalt. Nicht einmal zu gedenken, wie oft verschiedenartige Waaren in demselben Ballen vorkommen! Mit der Qualität und dem Werthe stehen wir also auf dem alten Fleck. Oder sie will es strenger nehmen, und mit Strafen hineingreifen. Nun, da weiß ich doch ungefähr, was es heißt, zum Versenden gepackte Waaren durchsehen: und wenn es vollends bis zum Taxiren käme, so war ich schon vor 40 Jahren kein solcher Neuling mehr in dergleichen Dingen, daß ich nicht Exempel genug hätte anführen können, (ich habe hiervon schon vorhin gesprochen) wie eine und dieselbe Waare an einem und demselben Orte, von einem und demselben Taxator, bis um das Doppelte höher oder niedriger wäre geschätzt worden; ich meine bei den Einfuhren. Irren ist menschlich! Denke man sich aber dies mögliche und wirkliche Irren einmal Tag vor Tag durch den ganzen Staat! Im besten Falle, nämlich wo das Balanzirungswerk recht in Schwung käme, würden die Handelsleute das Steueramt bald noch mehr fürchten bei den Aus-, als bei den Einfuhren, und auch für jene die Schleichwege suchen. Dann müßte die Regierung doch durch die Finger sehen, und so wären wir wieder um nichts weiter. Sogar bei denjenigen Fabrikmaterialien oder Halbfabrikaten, von denen die Abgabe genommen wird um ihrer selbstwillen, vielleicht auch mit zum Vortheil der Landes-Fabriken, Wolle, Lumpen, Garn u. s. f., weichen die Qualitäten, der Begehr nach der einen oder

andern, die Preise nach der Conjunctur, so sehr von einander ab, daß der Durchschnittssatz, an den man sich freilich halten muß, das eine Jahr um Vieles zu hoch, das andere um Vieles zu niedrig seyn wird — und dann soll doch ein Jahr mit dem andern balanzirt werden!

Und wo bleiben wir mit dem Handel, mit den wirklichen Verkaufspreisen? Es geht ein Schiff mit Gütern des Landes aus, nach Neu-York, ein anderes nach Vera-Cruz oder Alvarado, eins in die Südsee, eins nach Canton u. s. f. Die Ladungen sind bei dem Zollamte nach Object und Gewicht treulich zu Buche gebracht. Nach 8, 12, 20 Monaten gehen die Rechnungen ein. Es sind beim Verkaufe gewonnen, über den Facturpreis, hier 10, dort 30, dort 75 pr. Ct. oder mehr; es sind verloren 10, 20, 50 pr. Ct. oder mehr. (Ich spreche von Dingen, die ich selbst erfahren habe.) Einen neuen Gewinn oder Verlust bringen die Retouren. Was weiß von diesem Allen das Büreau der Handelsbilanz? Hierüber hat schon jener Handelsmann in der Staatszeitung gar verständig gesprochen; ich will aber noch einen bestimmten Fall aus meiner unmittelbaren Erfahrung anführen. Im Spätsommer 1806, ehe das berüchtigte Continental-System in volle Kraft trat, hatte ich, gemeinschaftlich mit einem andern Hause, einen starken Posten Baumwolle in Lissabon gekauft, mit Anweisung der Zahlung in London. Wir schickten 100,000 St. baare preußische Thaler nach Hamburg, um englische Wechsel zu kaufen, was uns damals am besten rentirte. Das war ein Geflüster in unsern Umgebungen! Schlechte Patrioten schalt man uns, daß wir das schöne Geld aus dem Lande sendeten, in so trüber Zeit.

Wir hatten allerlei Plane mit unserm Lissaboner Gut. Endlich beschlossen wir, es gerade auf Hamburg gehen zu lassen, und das schlug ein. Im Jahre 1807 verkauften wir dort nach Petersburg, und gewannen — ich kann es jetzt wohl gestehen — über 150 pr. Ct. Wir zogen das Geld still wieder ein in Wechseln auf diesen und jenen Platz, was zufällig auch noch ein Profitchen abwarf; aber das Fortschicken der vielen Thaler konnte man uns lange nicht vergessen. Das war freilich ein großer Glücksfall, wie ich so keinen gehabt habe. Es ist das einzige Mal, da mir die Herrschaft der Gewalt Nutzen gebracht hat. Doch auch in nicht so außerordentlichen Zeiten, die langen Jahre her, da ich handle, wie oft habe ich baares Geld über die Gränze gesandt, Silber und Gold (das letztere freilich nicht eher, als bis von Struensee die Schädlichkeit des Ausfuhrverbots erwiesen, und man es aufgehoben hatte) meist mit Nutzen! Welche Rolle aber würde ich spielen in der Handelsbilanz, wenn mein Name darin stände! Immer im Debet, und wie ein recht böser Debitor, von dem gar keine Rückzahlung sichtbar wird! So geschieht es tausendfältig bei allem Zwischenhandel.

Weiter: jene Versendungen von Landesgütern, setze ich, werden mit inländischen Schiffen gemacht. Ich lese, daß von den unsrigen im vorigen Jahre ein Paar Tausend durch den Sund gegangen sind. Der Schiffer zieht den Frachtlohn hinwärts. Er nimmt aber wieder Rückfracht an, und läßt sich auch dafür bezahlen; oder er macht ein Handelsgeschäft für sich, von einem fremden Hafen zum andern, und bringt endlich ein hübsches Sümmchen mit in die Heimath — ich meine gar nicht in Geld, woran

immer am wenigsten zu verdienen ist, sondern etwa in Häuten oder Farbeholz, die er beide mit neuem Gewinn verkauft. Lauter angenehme Pöstchen! Der Schiffer gründet damit das Gewerbe seiner Kinder, und setzt sich selbst zur Ruhe, um von seinen Zinsen zu leben; aber die Handelsbilanz hat in 30 Jahren von ihm keine Notiz genommen.

Eben so mit dem Durchfuhrhandel, es sei im Wege der Spedition, oder direkt; so mit dem Strom- und Landfuhrwesen, mit den Schiffen und der Takelage, mit Wagen und Pferden; so mit den Emballagen, Kisten, Tonnen, Packtuch, Stricken u. s. f. Ueberall wird verdient, was doch zuletzt in den Preis der Waaren fällt. Man denke sich alle diese Spesen in einem Staate, wie etwa der unsrige, mit seinem Meere, mit seinen Strömen vom Memel bis zur Mosel und Saar, mit seinen Straßen, die wir Jahr vor Jahr zusammenhängender und tüchtiger werden sehen, von Trier oder Achen bis Königsberg oder Breslau. Man denke sie sich in einem, der von wohlhabenden Nachbarn umgeben wäre, und was man freilich hinzuwünschen kann, von solchen, wo die Regierungen — nicht an das Balanzir-System glauben! Ich wäre hier wohl versucht (aber ich werde mich davor hüten) ein Paar Worte über den Geldumlauf, d. i. den Uebergang des Geldes als Lohn wechselseitiger Dienste (Arbeit) fallen zu lassen. Diese Materie hat mein ehrwürdiger Büsch erschöpft. Doch kann ich mir schon erlauben, an sein Exempel zu erinnern, nach welchem die 10 Thaler, die der Herr am Ersten des Monats seinem Bedienten als Lohn zahlt, vielleicht schon in der nächsten

Stunde, bei zehnmaligem Fortzahlen, die Wirkung von 60 Thalern hervorgebracht haben. (Vom Geldumlaufe, Th. I. S. 63 ff.) Mein Zweck ist hier bloß, aus eignen und fremden kaufmännischen Erfahrungen zu beweisen, daß das Balanzirwesen auf gar schwachen Füßen steht.

Und wo bleiben wir mit dem Gold und Silber, in Barren oder gemünzt, das in diesem oder jenem Lande fortdauernd hinaus- und hereingeht, ohne daß möglicherweise oft selbst die Post etwas davon erfährt? Wo mit den Geschäften und Gewinnen der Banquiers? Wo mit den Fremden, den Reisenden; mit dem Gelde, das sie bringen, mit den Waaren, die sie in ihren Koffern mit hinausnehmen? Auch dies ist nichts Geringes in einem Staate, der z. B. eine glänzende Hauptstadt hat, oder ansehnliche Handelsplätze, oder heilsame und anmuthige Bäder. Die reiselustigen Engländer, die sich zu einigen Tausenden in andern Ländern aufhalten, lassen zuverlässig mehr Werth zurück, als sie mit hinausnehmen. Hat man doch darüber in England selbst Betrachtungen angestellt. In den englischen Bilanzen steht gleichwohl nichts von diesen Verlusten, noch von den Gewinnen in andern.

Für meinen ersten Satz: daß eine Vergleichung des Geldwerths der Güter, die eine Nation von andern empfängt oder weggiebt, eine praktische Unmöglichkeit sei, hätten wir denn nun der Exempel wohl genug, oder schon zuviel!

Wenn dem aber also ist, so entsteht zweitens die Frage: wie es doch zugehe, daß noch immer einige Regierungen einigen Werth auf diese Vergleichung legen; ja daß selbst im Publiko, selbst unter den Handelsleuten, die

Nationalhandelsbilanz vielleicht noch eben so viele Gläubige findet, als Zweifler, ich meine der Zahl nach? Ich will antworten mit der Gegenfrage: ob wohl jetzt Jemand daran denken würde, die Resultate des unzählbar verschlungenen Verkehrs der Nationen, wie das Gewinn- und Verlust-Conto eines Handlungshauses, in Geld ausgedruckt, auf ein Blättchen Papier schreiben zu wollen — wenn auf dem Throne Ludwig des Vierzehnten ein zweiter Heinrich der Vierte gesessen, und dieser einen zweiten Sülly zum Freund und Rathgeber gehabt hätte?

Handel gab es doch auch in der alleräletesten Zeit. Um bloß von Deutschland zu reden, so zog dieses von jeher viele Waaren an sich: aus dem Morgenlande (Asien und Osteuropa) durch Vermittelung der italienischen Handelsstaaten, besonders Venedigs, Kostbarkeiten mancher Art, gewebte Stoffe, viele Gewürze; aus dem früh durch Handel cultivirten Belgien ebenfalls allerlei Fabrikwaaren; aus den nordischen Ländern, was es von den Produkten derselben bedurfte: es verbrauchte davon, und sandte weiter da- und dorthin. Als die Seewege und Landstraßen immer unsicherer wurden, bildete sich, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, von Hamburg und Lübeck her, der große Handels-, Hülfs- und Schutz-Verein, die Hansa, welcher allmählig bis 85 Städte in sich aufnahm, von Reval und Wisby an, unsre Landeshauptstadt und meinen Wohnort mit eingeschlossen, bis Zwoll an der Zuider See, mit seinen großen Niederlagen in Nowogorod, Bergen, Brügge, London. Früher, und gleichzeitig, und später, kamen Güter auch aus Spanien, Produkte der Kunst jener fleißigen Ara-

der und ihrer nächsten Nachfolger, und immer mehrere, je näher sich Spanien politisch mit Deutschland berührte, unter Kaiser Karl dem Fünften. Inzwischen war auch Portugal, als Entdecker des Seeweges nach Indien, in die Reihe der Handelsstaaten getreten, auf kurze Zeit. Amerika war gefunden; die Waarenzuflüsse und Genüsse vervielfältigten und vermehrten sich in allen Ländern, auch in Deutschland. Keinem Menschen aber fiel es ein, daß dessen zu viel werden, daß die nordischen Länder in Unterbilanz kommen, daß sie verarmen, daß die Regierungen ein Einsehen haben müßten durch Verbote oder Zölle. Jeder begriff, oder fühlte dunkel, daß die nordischen Länder auch wieder von ihren Gütern, Boden- oder Kunsterzeugnissen, weggeben müßten, weil keine Nation mehr kaufen kann, als sie verkauft; oder vielmehr die Meisten dachten an so etwas gar nicht, was auch das Beste war. Zölle waren zwar auch schon in alten Zeiten gewesen; aber nicht, wie man jetzt spricht, um den Handel zu dirigiren, sondern als bloße Abgabe, oder für den Schutz gegen die Wegelagerer (Räuber), mit welchem es indeß, bei dem Verfall der Regierungsgewalt, eben auch nicht viel auf sich hatte. Davon heißt an einigen Orten ein Stadtzoll noch heutiges Tages das Geleite, neben manchem andern. Was bis vor etwa 150 Jahren von Verboten oder sonstigen Handelsbeschränkungen vorkommt, hatte rein-politische Zwecke, wie in dem viel angeführten Exempel, da die Königin Elisabeth keine englische Wolle mehr nach den Niederlanden führen ließ. Sie wollte den geschickten und fleißigen Niederländern ihr Vaterland noch mehr verleiden, als schon durch Philipp den Zweiten und seinen Gehülfen Alba

geschahe, und ihnen noch mehr Lust machen, es mit England zu vertauschen. Mit solchen politischen Rücksichten, die auch noch in unserer Zeit, aus vielerlei Anlässen, auch der Ehre wegen, vorkommen können, mit diesen habe ich nichts zu thun. Genug, die Nationalhandelsbilanz war Tausende von Jahren hindurch ein ganz unbekannter Begriff und Ausdruck.

Da wurde Colbert Minister in Frankreich, und blieb es, bis er (im Jahre 1683) arbeitsmüde starb, 20 Jahre. Colbert war der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers in Rheims, was er freilich an dem Hofe Ludwigs verborgen halten mußte, nach der Ansicht von dort und damals. Mir gilt seine Abkunft nur als ein Beweis mehr für seinen Geist, in sofern es noch heutiges Tages selten ist, daß die Söhne unsers Standes einen solchen Grad von allgemeiner Bildung erwerben, wie doch wohl in den höchsten Staatsämtern nöthig ist, und dies damals noch mehr der Fall gewesen seyn mag. Seine Aufgabe schien über menschliche Kräfte zu gehen. In eine ganz verwilderte Verwaltung sollte er Ordnung, in die ganz zerrütteten Finanzen Klarheit und Sicherheit bringen; und zugleich seinem Könige so viel Geld verschaffen, als er zu seinen beständigen Kriegen und der Pracht seines Hofes verlangte. Er half sich dennoch, brauchte aber dazu den Beistand seiner ehemaligen Standesgenossen, der Kaufleute, und diese wollten nichts umsonst thun. Persönliche Monopolien waren auch schon damals durch Exempel von Spanien her etwas in Mißruf gekommen. So trat denn das öffentliche Beste ins Mittel. Das Geld, hieß es, sollte im Lande bleiben, und hieran knüpfte sich allmählig

weiter, was wir Alle wissen: wenigstmöglich Fabrikmaterialien hinaus, wenigstmöglich Fabrikate herein, wohlfeiles Korn, Ausfuhrprämien und dergleichen. Nach und nach wurde fast ganz Europa französisch, wie es noch kurz vorher spanisch gewesen war, und jetzt mitunter englisch ist. Dazu trugen auch die Hunderttausende bei, welche die Maintenon um des Glaubenswillen vertreiben ließ. Was in Frankreich geschehen war, und mit so großen Erfolgen (der Schein war freilich groß, das Wesen konnten die Wenigsten beurtheilen), das müßte, schloß man, auch anderwärts ausführbar seyn, mit denselben Mitteln. An den unzertrennlichen Zusammenhang alles Gewerbes und Handels mit der ganzen allgemeinen Civilisation dachte damals wohl Niemand. So entstand das Merkantil-System, welches ich, zur Ehre meines Standes, lieber Krämerei- oder Neid-System nennen möchte, nicht, wie Einige, Colbertismus, um nicht den Namen eines Mannes zu verunehren, den die Geschichte immer zu den großen Staatsverwaltern zählen wird, wie sehr er auch sonst von manchen Seiten der menschlichen Schwachheit unterworfen gewesen seyn mag. So — und weil das Lehnswesen verfallen, die stehenden Heere aufgekommen waren, die Regierungen immer mehr Geld brauchten — verwirrten sich die Begriffe von Gütern (Vermögen) als der Sache, und von Geld, als dem Zeichen. Reich hieß nur, wer viel Geld hat; und weil sich in der Privatwirthschaft mit dem Gelde leichte Rechnung machen läßt, so nahm man dies auch als möglich an von dem Verkehr ganzer Nationen unter einander, und — ich lasse hier lieber einen Schriftsteller das Wort nehmen, der mich durch seine Klarheit oft an

mein altes Berlin erinnert *) — „so wirkt dieses (das Merkantil-) System durch die Kraft des Vorurtheils, durch die Verwirrung der Begriffe, noch jetzt auf Alle, die sich auf abstrakte Theorieen nicht einlassen mögen; und obgleich die Handelsbilanz nur für Diejenigen da ist, welche daran glauben, so beschäftigen sich noch immer Viele damit, sie zu bewahren."

„Es ist kein unwichtiges Geschäft, allgemein verbreitete Ideen auf ihren Ursprung zurückzuführen, und denen, die ein Prinzip gefaßt zu haben glauben, nachzuweisen, daß dieses Prinzip nur die Folge einer nicht gründlich erörterten Meinung ist."

(Neue Monatsschrift für Deutschland, Januar 1824.)

Die Schriftsteller (Franzosen, Engländer, Italiäner, Deutsche) traten erst spät hinzu, jenes System zu beleuchten, und — das wissen sie selbst am besten — wie gewiß ihre stille Saat zu Früchten reift, nicht bloß für den Verstand, sondern auch für das Leben; das letztere kann doch immer nur langsam geschehen, und sie selbst ernten sie nicht. Ein Exempel von Beiden giebt uns jetzt England. Adam Smiths unvergängliches Werk erschien im Jahre 1776; er selbst starb 1790, und erst seit wenigen Jahren hören wir die englischen Minister seine Grundsätze öffentlich, allmählig, doch immer bestimmter bekennen und vertheidigen. Von einzelnen Parliamentsgliedern ist es wohl auch schon früher geschehen; bisweilen mit dem Beifall vieler Stimmen. Noch viel langsamer, als die Individuen, reifen die Staaten!

*) Sismondi.

Aber ich habe noch ein Paar Betrachtungen auf dem Herzen.

So lange ich die Zeitungen lese, finde ich darin die großen Zahlen der Handelsbilanzen von 3 oder 4 Staaten, alle von Jahr zu Jahr mit vielen Millionen Geldüberschusses. Die meisten andern lassen davon nichts vernehmen; doch wachsen sie darum nicht weniger an Menschen, nützlichen Thieren, Häusern und andern Gütern, zu Gelde gerechnet, um Millionen auf Millionen an Werth. Das kommt denn doch wohl auch von der jährlichen Geld-Ueberbilanz? Alles Gold und Silber, was alle Bergwerke der Erde jährlich liefern, wird auf 15 Millionen unserer Thaler des einen, auf 53 Millionen des andern, zusammen auf 68 Millionen, geschätzt. Wieviel geht davon durch den Handel zur Ausgleichung nach Asien? (England allein consumirt jährlich 25 Millionen Pfund Thee aus China.) Wie viel wird von Jahr zu Jahr auf Schmuck und Geschirre verwendet und abgenutzt? (Colquhoun rechnet den Werth des Vermögens in England an Juwelen und Gold- und Silbergeräth auf 44 Millionen Pf. St.; das Geld, wie vorbemerkt, nur auf 15. — In der Provinz Mexiko hat jede kleinste Stadt ihre Goldschmiede, und in der Hauptstadt selbst wurden ehemals jährlich beinahe 400 M. Goldes und beinahe 27,000 Mark Silbers zu Geschirren verarbeitet.) Wie viel verschlingt das Meer! Wie viel wird vergraben, oder sonst verzettelt? Dies alles weiß ich nicht; aber froh bin ich doch, daß ich mit dem Rest der Gesammtproduction jene 3 oder 4 Ueberbilanzen in den Zeitungen — z. E. nur allein die dreißigjährige in England von 312 Millionen Pf. St., die Herr R. anführt, das

ist

ist jährlich ungefähr 70 Mill. Thlr., oder sogar etwas mehr, als der Ertrag der Bergwerke aller Länder — nicht zu saldiren habe. Ich würde schon das erste Jahr bei diesem einzigen Staate so tief in den Rest kommen, daß ich keine Rettung für mich sähe, und für die andern armen (wenn man will 50 und mehr) großen und kleinen europäischen Staaten nicht einen Schilling übrig behalten.

Gesetzt indeß, jene Bilanzen hätten dennoch Recht, und es flössen diesem oder jenem Staate wirklich so oder so viele Millionen, gleichsam als Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe, von Jahr zu Jahr in Gold und Silber zu: was sollte nach einigen Jahren daraus werden? Nichts Anders, als was wir jetzt überall beim Getreide sehen: Gold und Silber würden wohlfeil werden, und immer wohlfeiler; das heißt, alle Arbeit theurer und immer theurer, je mehr der Markt sich mit dem Mittel, welches zum Lohne der Arbeit dient, überfüllte; nach und nach so theuer, daß andere Länder, welche dieses Mittels weniger besitzen, die Produkte der Arbeit jener nicht mehr bezahlen könnten, die Ausfuhren also immer schwächer würden, bis endlich, in sofern die Einfuhren dieselben blieben (wie bei den geldreichen Nationen wohl zu erwarten ist), die Differenz also immer mehr durch Gold und Silber gedeckt werden müßte, das Gleichgewicht sich ungefähr wiederherstellte — nur daß inzwischen jene Nationen, bei ihrem Ueberfluß an Gold und Silber, nicht fleißiger geworden seyn, und dies, im Vergleich gegen andre, noch lange schmerzlich nachfühlen würden. Um diese Folge zu verhüten, wäre dann kein Rath, als den Ueberfluß an edlen Metallen zu verschließen, oder ihn in Geräthe zu verwandeln.

Im ersten Falle wäre er so gut, als gar nicht da: ein unfruchtbares Besitzthum, zur Vermehrung des Vermögens der Nation nichts beitragend. Im zweiten hätten zwar Viele eine gewisse Annehmlichkeit des Lebens mehr; aber sie hatten sich doch auch früher nicht eben schlecht befunden bei Porzellan und Steingut. Vor 300 Jahren z. B. mag der Scheffel Korn den Silberwerth von Vier Groschen gekostet haben, und einen silbernen Weinkrug konnte nur der Reichste besitzen; jetzt kostet das Korn — ich will die hohen Preise in den meisten der letzten 20 bis 30 Jahre vor dem Jahre 1819 auf sich beruhen lassen — den Silberwerth eines Thalers, und einiges Silberwerk hat ja wohl auch beinahe der Aermste. Diese Verminderung des Silberpreises fällt noch mehr in die Augen, wenn man bedenkt, daß der angenommene Getreidepreis ziemlich allgemein für niedrig gilt, obgleich der Ackerbau zu unserer Zeit gewiß mit weit mehr Einsicht und Erfolg getrieben wird, als vor 300 Jahren, nämlich, um mit geringerem Aufwande von Kräften ein größeres Produkt zu erzielen.

Zu 39 Millionen harte Piaster, oder 58½ Million Thaler, berechnet Herr von Humboldt die jährliche Ausbeute an Gold und Silber von sämmtlichen Bergwerken der spanisch-amerikanischen Colonieen; zu mehr als 560 Millionen Piaster die Summe, welche die Münze in Mexiko in den 54 Jahren 17$\frac{26}{50}$ geprägt hat. Was davon nicht in Amerika blieb, floß zunächst nach Spanien. Zu mehr als 59 Mill. Piaster, oder 88½ Mill. Thlr. giebt derselbe genaue Schriftsteller den Werth der Waaren an, welche eben diese Colonieen jährlich von dem alten Continent em-

pfingen. Den Unterschied vergüteten sie durch andre ihrer Produkte. Ich erschrecke vor diesen Summen — und dieser ganze Handel ging Jahrhunderte lang zwangweise bloß durch spanische Hand! — Wer kennt die Summen, welche die päbstliche Kammer in Rom, viele Jahrhunderte hindurch, bis zur Reformation aus der ganzen christlichen Welt zog, und noch bis heute aus der katholischen ziehet? Man weiß, wofür! Manches Tausend Guineen, und Thaler, und Franken trugen dazu, und tragen noch jetzt auch die Reisenden hin. Aber Spanien war bis zur Entdeckung von Amerika, und noch die nächste Zeit darnach, wohl um ein Drittel bevölkerter, fleißig, wohlhabend, mächtig; seinen jetzigen Zustand melden uns die Zeitungen. In Rom ist die Bevölkerung jetzt höchstens stehend, und die Campagna umher, die einst mit Städten, Gärten, Weizenfluren prangte, liegt verödet. Freilich haben auch andere Ursachen mitgewirkt zum Verfall dieser beiden Staaten; nicht das Uebermaß an Gold und Silber allein. Wo indeß ist ein Staat, der nicht sagen könnte, die Entwickelung seines Wohlstandes sei gehemmt worden durch dieses oder jenes? Wenigstens hatten Spanien und Rom Jahrhunderte lang keinen Feind in ihren Gränzen gesehen, was ein Großes ist, oder nicht auf lange; und so sind mir diese Staaten auf der einen Seite, auf der andern die Schweiz, Belgien, Sachsen, unser Nord-Deutschland zwischen der Weser und Maas, wo man von Handelsbilanz, Fabrikenschutz und dergleichen nie gewußt hat, noch zum Theil jetzt weiß, von jeher als die stärksten Beweise erschienen, daß V e r m ö g e n u n d K r a f t (auch so viel nöthig Geld) immer und nothwendig

der Arbeit nachfolgen, nicht diese eben so dem Gelde *).

Sollten denn aber, höre ich von allen Seiten fragen, sollten die Regierungen sich gar nicht darum bekümmern, ob der Wohlstand der Nation steige oder sinke? Das sei fern! Wie könnten sie Regierungen seyn, ohne diese Kenntniß? Zwar bin ich meines Orts der Ueberzeugung, der allgemeine Wohlstand werde am meisten durch die Regierungen gefördert, welche sich begnügen, Recht und Gerechtig-

*) Von einem Gelehrten und Schriftsteller weiß ich doch, daß er in unserer heutigen Hauptstadt in verdienter hoher Achtung steht; es ist Friedrich Heinrich Jacobi. So wird mir denn wohl nicht gemißdeutet werden, wenn ich aus der zweiten politischen Rhapsodie, im 6. Theile seiner Werke S. 393., eine einzige Stelle hersetze, statt vieler andern, die ich abschreiben möchte, um diese meine Betrachtungen zu schmücken und zu unterstützen. Sie lautet also:

„Alle dergleichen Anstalten, welche dahin zielen, die Einfuhr dieser oder jener Waare auf eine gewaltsame Weise zu verhindern, die Ausfuhr dieser oder jener andern Waare auf eine unnatürliche Weise zu befördern, haben ihren ersten Ursprung in der leeren Sorge, den Ausfluß des Geldes zu verhindern, und den Einfluß desselben zu befördern.

— „Die blutdürstigen Gesetze, die darüber in Portugal und Spanien wachen, sind bekannt; und es ist eben so bekannt, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie zur Absicht haben. Spanien war vor der Eroberung von Amerika das angebauteste Land des damaligen Europa; reich an Produkten, reich an Manufakturen, reich an Menschen. Die Thorheit, alles Geld allein haben zu wollen, hat es elend, menschenleer, ohnmächtig gemacht. Die übrigen europäischen Staaten sind die Thorheit des Verbots, baares Geld aus dem Lande zu führen, allmählig inne geworden: daß es aber mit allen andern gewaltthätigen Mitteln, die frevelhafte Desertion des vorhandenen Geldes zu verhindern, und das einkommende gefänglich anzuhalten, daß es mit dieser Absicht an und für sich eine Thorheit sei, bis dieses auch überzeugend anerkannt wird, werden leider noch mehrere Jahre verstreichen müssen."

keit zu handhaben, was aus einer andern Zeit her der Entwickelung der National-Kräfte in den Weg tritt, ohne Verletzung wirklicher Rechte, und auch dann noch mit Schonung, zur Seite zu schieben, und die allgemeinen Bildungsanstalten zu pflegen. Das Uebrige thäte dann der natürliche Trieb jedes Einzelnen, seinen Zustand besser zu machen, am besten von selbst. Dennoch gehe ich selbst noch weiter, als man glauben wird, und möchte wünschen, daß die Regierungen, die unsrige zuerst, sich eine andere Bilanz, als von der wir bisher gesprochen haben, auf eine zuverlässige Weise möchten verschaffen können: eine viel wichtigere, nämlich von den Gütern aller und jeder Art, die im Lande von Jahr zu Jahr hervorgebracht und verzehrt werden. Sähen sie insonderheit die Erzeugnisse des Ackerbaues, der Viehzucht, derjenigen Fabriken, welche für die Bedürfnisse des zahlreichsten Theils der Nation sorgen, sich immerfort vermehren, und diese Erzeugnisse im Lande verbraucht; so könnten sie über die Fortschritte des allgemeinen Wohlstandes ohne Weiteres ganz außer Sorge seyn, so könnten sie manche Klagen und Ansprüche mit noch größerer Sicherheit würdigen, und so möchten ja auch wohl Diejenigen Ruhe finden, welche sich immer nur mit der Einfuhr und Ausfuhr den Kopf zerbrechen, — wenn sie nämlich erführen, wie gar gering jene und diese sind gegen die ganze Masse der inländischen Erzeugnisse und Verzehrungen. Für einen großen Rechner habe ich immer den englischen Minister William Pitt gehalten, und ihm sage ich es nach, ob ich gleich nicht weiß, auf welche Elemente er sich gründet, daß der Verbrauch in Großbritannien, bei damals etwa 18 Millionen Einwohner, 32

war, und die Ausfuhr, alle auswärtige Besitzungen mit eingeschlossen, 1. Und dies ist die englische Ausfuhr, die größte, die wir kennen!

Wie indessen schon jeder verständige Mann, wenn er nur ein wenig hinausblickt über sein Schreibpult oder seine Stadtgränze, gar leicht erfahren kann, wie es steht im übrigen Vaterlande; so meine ich, können die Regierungen selbst auch jene Bilanz, die innere, wohl entbehren, bei so vielen ihrer andern Mittel. Außer manchen Dingen, auf die sie immer mehr halten, seitdem die Statistik als eine nützliche Wissenschaft anerkannt ist, und die sie zu allen Zeiten wissen müssen, um ihrer übrigen Zwecke willen, und außer noch andern, die überall von selbst in die Augen fallen, haben sie den nächsten und einen untrüglichen Maßstab an ihren Steuern: an den direkten, wenn die Zahlungspflichtigen nicht, oder nur einzeln, erinnert zu werden brauchen; an den indirekten (den Verbrauchssteuern), wenn nach und nach immer mehr fremde Güter eingeführt werden. Ich will es doch wiederholen: immer mehr fremde Güter eingeführt! Denn Einfuhren können nicht seyn, ohne verhältnißmäßige Ausfuhren, und diese nicht ohne fruchtbare Arbeit, und diese nicht ohne Verstand und Fleiß, das ist, ohne die Tüchtigkeit Aller zu den Zwecken eines Jeden. Hat der gute Heinrich gewünscht und zu erleben gehofft, daß jeder Bauer in Frankreich jeden Sonntag sein Huhn im Topfe hätte; so will ich mein Vaterland im Voraus als recht gesegnet preisen, wenn einst jeder Hausvater zu dem Sonntagshuhn noch eine Flasche Weins, gleichviel, welche Sonne ihn erzeugt hat, wird auf den Tisch setzen können.

Dies ist meine Nationalhandelsbilanz, die wirkliche, die echte, wie ich glaube, die sich von selbst gemacht hat von Anbeginn alles Handels an, und die sich so immer machen wird. Die andern in den Zeitungen, oder wo sonst, sind mir wie die eherne Bildsäule des Propheten, mit den Füßen, nicht einmal von Thon, sondern von — Papier!

Ich habe mehrere Schriftsteller genannt, einige ausgeschrieben. Nicht, um damit groß zu thun, daß ich sie gelesen, wozu ich sonst in meinem langen und stillen Leben allerdings wohl Zeit gehabt hätte; sondern, weil ich oft gesehen habe, daß Mancher, der sonst mit seiner Meinung gern rasch und laut voran war, wenigstens bedenklich wurde, wenn er hörte, daß viele erfahrne und hochgeachtete Männer öffentlich gerade die entgegengesetzte behaupten. Eine solche Erschütterung ist schon an sich heilsam.

Ich hatte mir den französischen Handelsmann in der Staatszeitung zum Muster genommen. Jetzt, da ich fertig bin — ich ahnete es schon vorher — muß ich ihm den Preis lassen — aber nur des Vortrages, nicht der Bescheidenheit. Denn, wie er, so habe auch ich nicht für die Gelehrten und Staatsmänner geschrieben — dies vermochte ich nicht, und mein Schriftchen wird es auf allen Seiten nur zu sehr verrathen —; sondern allein für meine Standesgenossen, damit sie sich der ängstlichen Gedanken entschlagen, wenn sie einmal einige Schiffe oder Frachtwagen mehr in das Land herein — als hinausziehen sehen.

Noch viel weniger habe ich geschrieben, um mein Wis-

sen und Glauben an den Markt zu tragen; sondern hauptsächlich, um die Materie einmal ausführlicher zur Sprache zu bringen, und dadurch vielleicht eine kräftigere Hand — ich kenne dazu wohl eine oder zwei eben in meinem Berlin — zu bewegen, das Gespenst endlich, wenigstens aus unserm Vaterlande, so zu vertreiben, daß es nie wieder zurückkehrte. Mit welcher Freude würde ich mich dann der Abendstunden erinnern, die ich auf diesen Aufsatz gewandt habe, und wie sehr dem Herrn R. in der Spenerschen Zeitung danken, welchem das Verdienst der ersten Veranlassung gebührt!

Aber dieses Alles deutet ja auf Druckenlassen? — Freilich wohl! Und das ist eben immer der schwierige Punkt für einen schlichten Bürger, wie ich. Darüber muß ich also doch noch erst mit einem gelehrten Freunde zu Rathe gehen.

D... im März 1825.

Bruchstück
aus Hrn. Ganilh's (Ex-Deputirten vom Cantal) neuestem Werke, betitelt: De la science des finances, et du ministère de M. le comte de Villèle.

„Frankreichs gegenwärtige Steuerverfassung schließt schwere Gebrechen in sich: Gebrechen, welche die volle Sorge der Regierung und der Kammern in Anspruch nehmen.

1) Die Bevölkerung der Städte ist stärker belastet, als die des platten Landes. Was hat dies für Folgen?

2) Je volkreicher die Departements sind, desto weniger Steuern bezahlen die Einzelnen, welche sie bewohnen. Woher kann dies kommen? Ist dies nicht eine Uebertretung aller Gesetze des Reichthums und der Besteuerungen?

3) Die fruchtbarsten und volkreichsten Departements bezahlen weniger Grundsteuer, als die minder fruchtbaren und minder volkreichen. Ist dies gerecht und vernünftig?

Sind diese Thatsachen zuverlässig — und man wird sehen, daß sie gar nicht in Zweifel zu ziehen sind — wie können sie sich alsdann mit einem guten Steuer-System vertragen? wie nicht die Gebrechen und Fehler des gegenwärtigen ins Licht stellen? Es ist wichtig, dies zu wissen, und nützlich, es anschaulich zu machen.

Zuvörderst ist es ausgemacht, daß die Stadt Paris, mit einer Bevölkerung von etwa acht mal hunderttausend

Seelen, an Steuern aller Art 108,217,232 Franken bezahlt *).

Dies bringt die Steuer für jeden einzelnen seiner Einwohner auf 135 Fr. 25 Cent.

Bedenkt man, daß dies Departement nicht den 35sten Theil der Bevölkerung bildet, und daß es den 9ten Theil der ganzen Steuerlast trägt: so begreift man nicht, wie die Nützlichkeit und Wichtigkeit der großen Städte und ihr Einfluß auf die Fortschritte des Reichthums und der Macht der Reiche hat in Zweifel gezogen werden können.

Warum bezahlt das Departement der Seine eben so viel Steuer, als dreizehn Departements, welche eine Bevölkerung von mehr als 7 Millionen Seelen haben? — als einundzwanzig Departements, welche eine Bevölkerung von mehr als 4 Millionen 500,000 Individuen zählen?

Wird man noch sagen, Paris erschöpfe die Provinzen, bereichere sich durch ihr Elend und lege ihnen die Tribute seiner politischen Ueberlegenheit auf?

Die Antwort ist leicht.

Die Provinzen geben der Hauptstadt ihre Erzeugnisse nur gegen ein Aequivalent. Dies ist das gemeine Gesetz des gesellschaftlichen Systems, worunter wir leben; dies ist die Triebfeder aller Arbeit, die Bedingung alles Austausches, die Belohnung aller Dienste, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen. Nie hat man etwas unentgeltlich gethan. Ohne allen Zweifel erhalten die Arbeit und Betriebsamkeit der Hauptstadt ein beträchtlicheres Aequi-

*) In dieser Summe ist nicht begriffen die Salzsteuer, von welcher ich mir den Belauf für jedes einzelne Departement nicht habe verschaffen können.

valent, als die Arbeit und Betriebsamkeit der Provinzen; allein es ist dabei kein anderes Vorrecht wirksam, als das der Einsicht und der Talente: ein Privilegium, das unter allen Umständen rechtmäßig ist, wenn die Laufbahn für Niemand verschlossen und die Palme dem Geschicktesten und Arbeitsamsten zu Theil wird.

Was von Paris gilt, dasselbe gilt auch von allen großen Städten des Königreichs: alle zahlen, hinsichtlich ihrer Bevölkerung, Steuern, welche in keinem Verhältniß stehen zu denjenigen, welche eine gleiche Bevölkerung auf dem Lande zahlt. Woher diese Ungleichheit der Steuer zwischen zwei Bevölkerungen, welche der Zahl nach vollkommen gleich sind, von welchen aber die eine in der Stadt, die andere auf dem Lande wohnt?

Sie rührt nicht her von dem Uebermaß der auf die Stadt gelegten Steuern, und von der Mäßigkeit derjenigen, die man vom platten Lande erhebt; nichts unterstützt, nichts begründet diese Meinung.

Der Unterschied der Besteuerungen unter diesen beiden Arten der Bevölkerung rührt nur von dem Unterschiede ihrer respektiven Reichthümer her: die Bevölkerung der Städte wird stärker belastet, als die des platten Landes, weil jene reicher ist, als diese.

Allein in unserem gesellschaftlichen System ist der Reichthum das Produkt der Betriebsamkeit, und Städte können nur dadurch reicher werden, als das platte Land, daß sie arbeitsamer und betriebsamer sind: so wie dadurch, daß ihre Betriebsamkeit kostbarer und der Erzeugung des Reichthums günstiger ist: ein Ergebniß, welches in Widerspruch steht mit allen vorherrschenden Doctrinen, nach

welchen der Reichthum vom Grund und Boden herrührt und die ackerbauliche Arbeit allein produktiv oder wenigstens die produktivste von allen ist.

Und das ist hier keinesweges eine müßige Frage, ohne Interesse, ohne Wichtigkeit und ohne Anwendbarkeit. Es knüpfen sich an dieser Frage vielmehr die Grundsätze, welche die öffentlichen Steuern regeln.

In die Augen springt, daß, wenn man die Quelle der Reichthümer, ihre Richtung und ihren Lauf nicht kennt, oder auch verkennt, es ganz unmöglich ist, zu bestimmen, welches die, für die Hervorbringung der Reichthümer am wenigsten lästigen Steuer sind, und zugleich diejenigen, welche den Anwuchs derselben am mindesten schaden, und doch dem Staatsschatze das Meiste bringen. Vorzüglich bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. werden die Vortheile der Wissenschaft, das Bedürfniß ihrer Aufhellungen und die Nützlichkeit ihrer Lehren, fühlbar.

Wenn also, wie ich in der Theorie der Staatswirthschaft bewiesen zu haben glaube, und wie es handgreiflich aus dem Steuerbeitrage der Stadt Paris hervorgeht, die Betriebsamkeit der Städte für die Entstehung und den Anwuchs des Reichthums eines Landes günstiger ist, als die Betriebsamkeit des platten Landes; wenn die am mindesten begünstigte Betriebsamkeit nothwendig dem Gange derjenigen folgt, welche mehr begünstigt wird; wenn die Wohlfahrt der einen unabtreiblich die Wohlfahrt der andern regelt: so hat man Unrecht, über die Vervielfältigung, Ausdehnung und Größe der Städte zu erschrecken, sie des Elends auf dem platten Lande anzuklagen, und an die Möglichkeit zu glauben, daß das platte Land auf Kosten der

Städte, und die Provinzen auf Kosten der Hauptstadt bereichert werden können.

Diese irrigen Lehren — sind sie der Bildung unseres Besteuerungs-Systemes ganz fremd geblieben? Bringt man sie nicht in allen Erörterungen, die sich darauf beziehen, aufs Neue hervor? Ueben sie nicht einen verderblichen Einfluß auf diese Art von Berathschlagung? Ich will in dieser Hinsicht nichts behaupten; darum frag' ich bloß.

Allein, es ist höchst merkwürdig, daß Frankreich, dies von Natur so hoch begünstigte Land, bei seiner zahlreichen, thätigen, betriebsamen, aufgeklärten, in den Wissenschaften und Künsten so bewanderten Bevölkerung, nur ein Fünftel seiner Bevölkerung in Städten vereinigt hat, während in England die Bevölkerung der Städte die des platten Landes übertrifft.

Wie soll man sich diesen merkwürdigen Unterschied zwischen beiden Ländern erklären?

Will man sagen, Frankreich sei mehr ackerbauend, als betriebsam (kunstfleißig), und England mehr betriebsam, als ackerbauend? Da bleibt die Frage übrig: woher ist Frankreich nicht eben so betriebsam, wie England, da doch die Betriebsamkeit dem Reichthume günstiger ist, als der Ackerbau? Selbst wenn Frankreich in seinem Ackerbau England eben so überträfe, wie es von England in der Betriebsamkeit übertroffen wird, so könnte man doch nur die falsche Richtung anklagen, die es seiner Arbeit und seinen Capitalien gegeben hat. Allein es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Ackerbau in England viel weiter vorgeschritten ist, als in Frankreich; und dem kann nicht wohl anders seyn, wenn, wie es mir als ausgemacht

erscheint, der Ackerbau den Schritten der Betriebsamkeit folgt, und mit ihr vorschreitet, oder zurückgeht.

Woher kommt es also, daß Frankreich im Ackerbau, wie in der Betriebsamkeit hinter England zurückgeblieben ist?

Es scheint mir unmöglich, davon einen anderen haltbaren Grund anzugeben, als den, daß es dem Ackerbau zu allen Zeiten den Vorzug vor der Betriebsamkeit gegeben hat, und daß es sich hierin noch immer gleich bleibt: — in der That, ein Vorzug, der um so unbegreiflicher ist, als das Beispiel Englands die Trieglichkeit desselben in das hellste Licht stellt.

England mit einem Territorium, das beinahe um die Hälfte kleiner ist, als Frankreich, mit einer Bevölkerung, welche um mehr als zwei Fünftel hinter der Bevölkerung Frankreichs zurücksteht, mit unendlich weniger Bereicherungsmitteln, als Frankreich — England zahlt ohne Gewalt, ohne Murren ohne scheinbare Erschöpfung, beinahe 1500 Mill. Fr. Steuer, während Frankreich nicht einen Milliard ohne Anstrengung, ohne Leiden, ohne Verfall zahlen kann.

Und man glaube nur ja nicht, daß England zweimal mehr Reichthümer habe, als Frankreich. Dies würde ein bloßer Wahn seyn. Allein Englands Reichthümer sind leichter zu besteuern, weil sie in den Städten mehr zusammengeengt sind; sie können stärkere Besteuerungen ertragen, weil sie aus den unerschöpflichen Quellen der städtischen Betriebsamkeit abfließen; sie leiden weniger von dem Uebermaß der Besteuerung, weil sie in dem Credit unversiegliche Quellen finden: lauter Vorzüge, die sich nicht antreffen lassen in einem Lande, wo die Reichthümer über ein un-

geheures Territorium hin zerstreut, unter eine zahlreiche Bevölkerung vertheilt, und von dem Beistande der Cirkulation und des Credits entblößt sind.

Ziehen wir also die Folgerung, „daß es für die Völker von der höchsten Wichtigkeit ist, im Klaren zu seyn über die Richtung, welche ihre Arbeit und ihre Capitalien nehmen, und daß sie der städtischen Betriebsamkeit den Vorzug vor der ländlichen geben müssen, ohne gleichwohl die eine auf Kosten der andern zu begünstigen, was, wie ich bereits gesagt habe, an und für sich unmöglich ist." Das Nöthige geschieht, wenn man ihren gegenseitigen Fortschritten kein Hinderniß entgegenstellt, und sie nur mit solchen Steuern belastet, welche der Natur ihres Einkommens und ihrer Reichthümer entsprechen. Betrachtungen, welche mir bei der Zusammenstellung unseres Steuer-Systems gänzlich vernachläßigt zu seyn scheinen."

Nachschrift des Herausgebers.

Wir wollen dem Leser kein Geheimniß daraus machen, daß wir dies Bruchstück nur aufgenommen haben, weil es eine Bestätigung alles dessen enthält, was in den fünf letzten Heften dieser Monatsschrift über Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen u. s. w. zur Sprache gebracht ist.

Steht der Grundsatz fest, daß für die nachhaltige Blüthe der Finanzen nichts so sehr in Betrachtung komme, als das richtige Verhältniß der ackerbaulichen Betriebsamkeit zu der nicht ackerbaulichen, die wir auch die städti-

sche nennen: so ist darin die Richtung gegeben, welche Arbeit und Capital nehmen müssen, um in jedem Betracht große Erleichterungen zu gewähren.

Es ist warlich kaum einem Zweifel unterworfen, daß die ganze Krankheit, woran das europäische Festland gegenwärtig leidet, ihren letzten Grund nur in einer allzu weit getriebenen direkten Begünstigung des Ackerbaues habe; wiewohl sich darin auch nichts weiter tadeln läßt, als eine unvollständige Erkenntniß dessen, was das Wesen der Gesellschaft ausmacht: denn bei einer näheren Untersuchung des Gegenstandes dürfte sich finden, daß jene Begünstigung in der allergenauesten Verbindung steht mit dem Civilisations-Grade im Allgemeinen.

Und so würde denn der Vorzug der Gegenwart gerade darin bestehen, daß wir bestimmter, als bisher, wissen, worauf die gesellschaftliche Blüthe beruht, und was geschehen muß, um dieselbe da hervorzubringen, wo sie bisher zurückgehalten wurde. In der That, wir sind in dieser Kunst, Dank sei den Bemühungen so vieler vortrefflichen Köpfe! weiter gekommen, als Themistokles, der in einem unbewachten Augenblick von sich selbst prahlte „daß er zwar nicht die Zyther spielen könne, dafür aber sich darauf verstehe, aus einer kleinen Stadt einen großen Staat zu machen.“

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.

Die letzten elf Regierungsjahre Karls des Zweiten.

Zu dem französischen Heere, das Holland erobern sollte, gehörte ein englisches Corps von etwa 10,000 Mann, das, bis zum Separat-Frieden von Breda, nicht wenig zu den Erfolgen von Ludwig des Vierzehnten Unternehmungen beigetragen hatte. Dies Corps blieb auf dem Kriegsschauplatze zurück, indem Karl der Zweite in der Friedensunterhandlung geltend machte, daß er sich tractatenmäßig verpflichtet habe, es nicht abzuberufen. Die einzige Verbindlichkeit, welche er gegen die Holländer in dieser Hinsicht übernahm, war, daß er keine Ergänzung gestatten wollte. Da nun seine Partheilichkeit für Frankreich ihn auch an der strengen Erfüllung dieses Artikels verhinderte: so können wir, aufgefordert von diesem Umstande, eine Untersuchung dessen, was dem innigen Verhältnisse zwischen Frankreich und England, oder vielmehr zwischen den Höfen dieser beiden Län-

der, zum Grunde lag, nicht länger zurückweisen. Wir beginnen dabei mit Frankreich.

Man würde sich eine sehr falsche Vorstellung von diesem großen Reiche machen, wenn man annehmen wollte, daß es um die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte den Thron bestieg, d. h. gegen den Anfang der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, auch nur in der Annäherung das gewesen sei, was es gegenwärtig darstellt. Ein richtiges Bild von seinem gesellschaftlichen Zustande in jener Zeit hat man nur dann, wenn man sich die Republik Polen am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts zu vergegenwärtigen versteht. Um alles mit einem Worte zu sagen: Frankreich war in jenem Zeitabschnitt ein bloß ackerbauender Staat; und da der Ackerbau, geschieden von anderen Gewerben, geschieden also von allem, was Kunstfleiß und Wissenschaft genannt zu werden verdient, nicht wohl etwas Anderes seyn kann, als — Mittel zur Verlängerung des Daseyns, so versteht es sich ganz von selbst, daß das, was man in diesen Zeiten französischen Staat nannte, in allen seinen Theilen, wo nicht gelähmt, doch schwach und kraftlos war. Es würde anziehend seyn, genau zu wissen, wie hoch sich das öffentliche Einkommen bei Ludwigs des Vierzehnten Regierungs-Antritte belief; allein man schlägt es gewiß sehr hoch an, wenn man es auf die Summe von 100 bis 110 Millionen Liv. setzt. Rechnet man die Hauptstadt ab: so gab es — Lyon und Rouen etwa ausgenommen — keine bedeutende Stadt, welche den financiellen Bedürfnissen der Regierung zu Hülfe gekommen wäre; denn Bordeaux und Marseille beschrieben noch ihre eigne Bahn und standen zu dem französischen Königreiche ungefähr in

demselben Verhältniß, worin Bremen und Hamburg zu Preußen stehen. Die großen Eroberungen, welche Spanien und Portugal am Schlusse des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gemacht hatten, waren dem französischen Reiche fremd geblieben; und die bürgerlichen Kriege, welche dies Reich im sechzehnten Jahrhundert aushalten mußte, hatten es aus der Bahn der Betriebsamkeit und des Handels gänzlich herausgeworfen. Heinrich der Vierte hatte gute Ideen gehabt; aber waren diese nicht selbst von einem Sully bekämpft worden?

Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz, verbunden mit Colberts Scharfsinn und rastloser Thätigkeit, hatte endlich zu der Ueberzeugung verholfen, daß Frankreich, wenn es jemals aus seiner Schwäche und Kraftlosigkeit hervortreten sollte, noch mehr werden müsse, als ein ackerbauender Staat. Allein von diesem Augenblick an mußte das nachgeholt werden, was Ludwigs Vorgänger, zufrieden mit dem Range, den sie unter dem Adel ihres Landes einnahmen, vernachläßigt hatten. Es kam also auf nichts Geringeres an, als die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen zu vermehren, Manufacturen und Fabriken zu stiften, dem Gewerbfleiße einen großen Spielraum anzuweisen, auf dem Festlande von Asien und Amerika Erwerbungen zu machen, Colonieen anzulegen, und die Verbindung derselben mit dem Mutterstaate durch eine Marine zu sichern, die sich, im Nothfalle, gegen jeden Angriff zu vertheidigen vermöchte.

So verhielt es sich mit Colberts Idee vom französischen Staate.

Nicht ungünstig waren, wie wir bereits oben bemerkt haben, die Umstände; am wenigsten von Seiten Spaniens,

das, vermöge seiner theokratischen Staatsgesetzgebung, welche jede freiere Bewegung lähmte, in seiner unermeßlichen Territorial-Größe seiner Schwerkraft erlag. Indeß waren bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, wenn man nicht die Kunst verstand, diese auf eine unmerkliche Weise, gleichsam durch Taschenspielerei, zu beseitigen. Ohne Englands Beistand konnte Frankreich auf der Bahn, in die es sich zu werfen gedachte, keine Fortschritte machen. Wie aber England's Beistand gewinnen? Die Sache würde ganz unmöglich gewesen seyn, wenn Karl der Zweite irgend ein Gefühl für seine Pflicht gehabt hätte, oder in seinem Verfahren von irgend einer Liebe für die Engländer geleitet worden wäre. Durch die zwölfjährige Trennung, worin dieser Monarch von seinem Volke gelebt hatte, war jedes allgemeinere Wohlwollen aus seinem Herzen verdrängt worden; und so wie er, nach der Restauration, kein Vertrauen zu den Engländer fassen konnte, so schreckte er auch von jedem Vertrauen zurück, das diese zu ihm hätten fassen mögen. Hier waren also Verhältnisse, die sich trefflich benutzen ließen.

Welche Beschlüsse im französischen Cabinet gefaßt wurden, darüber weiß die Geschichte freilich nichts auszusagen; sofern aber der Erfolg entscheiden darf, war man darüber einig geworden, Karls natürliches Mißtrauen zu verstärken, um durch dieses, dem Anschein nach aus lauter Wohlwollen und Freundschaft zusammengesetzte Mittel die Kluft zu erweitern, welche die Revolution zwischen dem Könige und dem Volke befestigt hatte. Die Politik ist am allerwirksamsten, wenn sie sich an dem hält, was am nächsten liegt. Karls Eitelkeit und Verschwendung waren

Eigenschaften, die leicht benutzt werden konnten; und da man mit einem Könige zu thun hatte, zu welchem ein einsichtsvolles und rechtschaffenes Ministerium am wenigsten paßte, so hatte man nur um so leichteres Spiel.

Hätte also ein so einsichtsvoller Mann, wie Colbert war, Rechenschaft geben wollen von dem, was vom Jahre 1668 bis 1674 zwischen Frankreich und England vorging; so würde er gesagt haben: „wir benutzen die sittliche Schwäche der englischen Regierung für unsere Zwecke, welche sämmtlich dahin gehen, Frankreich einem höheren Grad von Stärke zu geben, als es bisher gehabt hat. Wirklich ist Ludwigs des Vierzehnten Größe (man verbinde mit diesem Worte welchen Sinn man wolle) immer übertrieben worden. Sie war von allem, was unbedingt genannt werden kann, so weit entfernt, daß man berechtigt ist, zu sagen, sie habe keine andere Grundlage gehabt, als das Bischen List, womit er Karls des Zweiten Fahrlässigkeit und Geldbedürftigkeit zu seinem Vortheil zu benutzen verstand. Nie wurden größere Summen vortheilhafter angelegt, als diejenige, wodurch der König von Frankreich die Zustimmung Karls und seiner Minister erkaufte; denn ohne diese Opfer hätte Frankreich in so kurzer Zeit weder zum Besitz einer Flotte, noch zum Besitz von Colonieen gelangen können. Das französische Ministerium handelte im Einverständnisse mit einem Könige, welcher begriff, daß man nur dann Zwecke haben darf, wenn man auch die Mittel will; und darum mußte der französischen Regierung in dieser Zeit so Vieles gelingen, daß man nur mit Bewunderung auf sie hinblicken konnte. Was seit mehr als einem Jahrhundert über den Wider-

streit ausgesagt ist, worin Colbert und Louvois gestanden haben sollen, ist zuverlässig ungegründet. Beide Minister verfolgten, unter der Autorität ihres Königs, nur einen und denselben Zweck; und so wie Colbert, als Minister des Inneren, durch seine Schöpfungen Louvois zu Hülfe kommen mußte, wenn dessen Entwürfe gelingen sollten, eben so mußte Louvois, als Minister des Aeußeren und des Krieges, Colberts Entwürfen zu Hülfe kommen, wenn Frankreich jemals Handel und Gewerbe in einem größeren Umfange gewinnen sollte. Der Zweck von Ludwigs Kriegen war in der That bei weitem nicht so sehr Frankreichs Vergrößerung auf dem europäischen Continent, als Erwerbungen in anderen Welttheilen.

Abgesehen also von dem Sittengesetz, hatte das französische Ministerium wenigstens das für sich, daß seine rastlose Thätigkeit dem französischen Reiche zu Gute kam; — und vielleicht ist es gar nicht erlaubt, eine noch größere Forderung an ein Ministerium zu machen. Das brittische hingegen — wir beziehen uns auf die Cabale — beschränkte seine ganze Thätigkeit darauf, die Kraft der englischen Nation zu mindern, weil es hierin ein sicheres Mittel fand, die hergebrachte Verfassung zu untergraben und an deren Stelle die unbedingte Monarchie zu bringen.

Wie könnte man umhin, das englische Volk in dieser verhängnißvollen Lage zu bedauern? Das, was in einem erblichen System ganz unmöglich seyn sollte, was zum wenigsten dem Zwecke dieses Systems schnurstracks entgegen ist, war, zu seinem Verderben, wirklich geworden: ein König, der nur darauf bedacht ist, wie er die

Kraft seines Volks zur Vergrößerung und Verstärkung seines Nebenbuhlers verwenden will.

Während Ludwigs des Vierzehnten Fortschritte von den einsichtsvollsten Engländern mit Bangigkeit und Bekümmerniß wahrgenommen wurden, bewiesen der König und sein Ministerium die vollendetste Gleichgültigkeit gegen dieselben. Das Einzige, was in dieser höchst bedenklichen Lage Rettung versprach, war, daß die Cabale sich, in Folge ihrer schlechten Grundsätze, immer mehr auflösen mußte. Wirklich dauerte es nicht lange, daß Buckingham — er, der durch seine Unterhaltungsgabe und seinen Witz die Gunst des Königs gefesselt zu haben schien — in Ungnade fiel. Die beiden vornehmsten Minister waren, von jetzt an, Arlington und der Schatzmeister Danby. Aber auch zwischen diese trat Eifersucht; und die Angelegenheiten des Königs wurden dadurch nicht wenig gestört. Am meisten vermochte Danby durch die Ordnung, welche er in seine Verrichtungen zu bringen verstand. Als ein erklärter Feind des Bündnisses mit Frankreich, hätte er den König und den Herzog von York gern für seine Meinung gewonnen; allein dies überstieg seine Kräfte. Genöthigt also, über diesen Punkt nachzugeben, konnte er seine Maßregeln immer nur dahin nehmen, daß der Wille seines Gebieters gerettet blieb. Dahin gehörte denn auch die späte Zusammenberufung des Parliaments im Jahre 1675: eine Zusammenberufung, welche aus keinem anderen Grunde verspätet wurde, als damit die Politik des Königs hinsichtlich des neuen Feldzugs keine wesentliche Störung erleiden möchte.

Welche Listen man aber auch anwenden möge, um eine große Versammlung über ihre wahre Bestimmung irre zu leiten: so kann dies immer nur in sehr geringem Maße gelingen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich ihrer Vorrechte bewußt bleibt. Das Haus der Gemeinen, die Absichten des Königs und seines Ministeriums errathend, führte Klagen über das Zunehmen des Pabstthums und die Unverschämtheit der katholischen Priester; und als diese Klagen erschöpft waren, reichte es eine lange Beschwerde gegen den Herzog von Lauderdale ein, welcher in einer Rathsversammlung gesagt haben sollte, „die Verordnungen des Königs müßten strenger befolgt werden, als die Gesetze des Königreichs.“ Das Haus erneuerte diese Beschwerde, sobald es wahrgenommen hatte, daß der König darauf nicht eingehen wollte; es gab ihr noch den Zusatz, daß der Herzog in Schottland ein Miliz-System in Gang gebracht hätte, von welchem England in jedem Augenblick bedroht wäre. Auch hierbei blieb es nicht stehen. Gegen den Grafen von Danby wurde von ihm eine Untersuchung eingeleitet, welche auf dem Vorwurf beruhete, „daß er es darauf anlege, den König unumschränkt zu machen.“ Zwar ließ es diese Untersuchung wieder fallen, weil es an hinreichenden Beweisen fehlte; um aber sein Mißvergnügen von einer anderen Seite an den Tag zu legen, verlangte es von dem Könige, daß er seine Hülfstruppen aus Frankreich abrufen sollte: eine Forderung, welche Karl durch die Entschuldigung zurückwies, „daß er dies nicht könne, ohne sich der Gefahr eines Bruchs mit seinen Verbündeten auszusetzen.“

Das Haus der Gemeinen verfuhr in allen diesen

Dingen mit so viel Wärme, daß mehrere Mitglieder des Oberhauses, vorzüglich aber die Bischöfe, von der Besorgniß ergriffen wurden, der Geist des Republikanismus möchte wieder aufleben und den Staat in neue Gefahren bringen. Voll von dieser Besorgniß, brachte der Graf von Lindsey die sogenannte Test-Bill ein, „nach welcher sich alle, in der Kirche, im Staate und im Militär angestellte Personen, so wie auch alle geheimen Räthe und alle Mitglieder des Parliaments, verpflichten sollten, dem Widerstandsrechte, sofern es sich auf den König oder auf dessen Beauftragte bezöge, unbedingt zu entsagen, und vor Gott zu erklären, daß sie nicht versuchen wollten, die Regierung, es sei in der Kirche oder im Staate, zu verändern." Was Graf von Lindsey sich dabei gedacht hatte, da jedes neue Gesetz nothwendig eine Veränderung in der Regierung in sich schließt, läßt sich nicht wohl sagen; allein es war dahin gekommen, daß wenigstens von Einzelnen für nöthig erachtet wurde, Grundsätze und Gesinnungen auf dem Wege der Gesetzgebung zu erzwingen: die kläglichste Erscheinung, die es in einem Staate geben kann, weil sie, unter allen Umständen, ein gegenseitiges Mißtrauen voraussetzt, und eben dadurch einen nahen Zerfall ankündigt. Der Sinn für das wahrhaft Sittliche war indeß, während des siebzehnten Jahrhunderts, in England viel zu wenig entwickelt, als daß man dies auf der Stelle hätte empfinden können. Nicht weniger als 17 Tage gebrauchte man zur Erörterung einer so verwerflichen Bill, welche zuletzt doch, wenn gleich mit einer schwachen Mehrheit, durchging; wobei am merkwürdigsten war, daß Graf Bristol, mit einigen katholischen und protestantischen Lords, die Opposition bildete, ohne

etwas Besseres erreichen zu können, als — die Eintragung ihrer Protestation in das Tagebuch des Hauses.

Welches Schicksal diese Bill, in welcher alles auf die Hervorbringung eines unbedingt leidenden Gehorsams abzweckte, so daß sie in dieser Beziehung die vollkommenste Vernichtung der beiden Häuser des Parliaments in sich schloß — welches Schicksal, sag' ich, diese Bill im Unterhause gehabt haben würde, wenn die Gemeinen nicht, um dieselbe Zeit, mit den Peers wegen eines Jurisdictions-Streits zerfallen gewesen wären, steht dahin: doch läßt sich schwerlich annehmen, daß das Unterhaus bei der Stimmung, worin es sich befand, jemals gewilligt haben würde in die Vollziehung eines Gesetzes, das zur höchsten Willkühr berechtigte. Der König, welcher dies vorhersah und ein größeres Aergerniß abzuwenden gedachte, prorogirte das Parliament bis zum 3. October. Ihm genügte, daß das Unterhaus ihm eine Subsidie von 300,000 Pf. bewilligt hatte, wiewohl daran die Bedingung geknüpft war, daß das Tonnen- und Pfundgeld zur Aufrechthaltung der Marine verwendet werden sollte. Ueberhaupt ist an Karl dem Zweiten nichts auffallender, als die Schwäche, womit er zurücktrat, so oft die Dinge der Entscheidung näher rückten. In seinem Wunsche lag Unumschränktheit; zugleich aber fürchtete er die Erwerbung derselben. Geschreckt durch das Schicksal seines Vaters, wollte er lieber im Vorhofe bleiben, als in den Tempel selbst eingehen; nur daß auch jenes seine Schwierigkeiten hatte.

Gäbe es eine vollständige Geschichte des Jesuiten-Ordens, so würden viele Erscheinungen der brittischen Welt während dieser Periode in ein weit volleres Licht treten, als

es jetzt möglich ist, weil die Handlungen dieses verrufenen Ordens weder nach ihren Beweggründen, noch nach ihren Mitteln hinlänglich gewürdigt werden können. Am Tage liegt, daß die weit verbreitete, auf die Grundlage eigner Betriebsamkeit gestützte Gesellschaft Jesu nicht rasten konnte, nachdem das große Experiment, das sie in Deutschland, zu ihrem eignen Verderben, d. h. zum Emporkommen des Protestantismus, dreißig Jahre hindurch fortgesetzt hatte, gänzlich fehlgeschlagen war. Genöthigt also, ihrer, den Geist des Jahrhunderts bekämpfenden Thätigkeit eine andere Richtung zu geben, und angezogen von der vortheilhaften Lage Englands (die dem Handelsgeiste vor allen günstig war), wendete sie sich nach Großbritannien — unstreitig weniger mit der Absicht, dem päbstlichen Stuhle eine verlorne Provinz wieder zu erobern, als die Blüthe des eignen Ordens zu vermehren. Hierbei nun leistete ihr die geistige Schwäche des Herzogs von York eben so viel Vorschub, als der Leichtsinn des Königs selbst, der, ohne irgend einem Kirchenthum aus Ueberzeugung zugethan zu seyn, mit Dogmen und Ceremonien, wie mit Kinderklappern, spielen wollte. Von beiden gleich sehr begünstigt, träumte sie Möglichkeiten, die keine waren.

Keine Classe ist unternehmender, als die der Bekehrer, wenn sie sich von der öffentlichen Macht unterstützt glaubt. Den Jesuiten scheint es daher gar nicht zweifelhaft gewesen zu seyn, daß sie über das Parliament und die ganze Nation siegen müßten, wenn die Dynastie und einige bedürftige Großen auf ihrer Seite wären. Die Frechheit, womit sie zu Werke gingen, verschmähte bald alle Schranken. Gegen die Zeit, wo das Parliament im Jahre

1675 sich wieder versammeln sollte, drang der Jesuit St. Germain in das Haus eines gewissen Luzanzy, der zur protestantischen Kirche übergegangen war, und brachte diesen Neubekehrten durch Drohungen dahin, daß er seiner Bekehrung schriftlich entsagte. Vielleicht beabsichtigte dieser Jesuit nur ein großes Aergerniß, um mit Erfolg andere Dinge in Gang zu bringen, bei welchem sein Orden stärker betheiligt war, als bei dem Abfall eines obscuren Bürgers, der gar nicht in Betracht zu kommen verdiente. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: das Parliament hatte sich kaum versammelt, als Luzanzy vor den Schranken des Unterhauses erschien, und das, was ihm begegnet war, mit dem Zusatze erzählte: „er wisse aus dem Munde des Jesuiten St. Germain, daß der König im Herzen katholisch wäre; daß der Hof damit umgehe, Gewissensfreiheit zu gewähren, und daß in weniger als zwei Jahren die Mehrheit des englischen Volks die Autorität des Pabstes anerkennen werde."

Groß war der Eindruck, den diese Aussage auf die Volksvertreter machte; er wurde aber noch dadurch verstärkt, daß Luzanzy hinzu fügte: „die Zahl der Priester und Papisten in London sei so groß, daß man nicht durch die Straßen gehen könne, ohne sein Leben zu wagen." Sollte der Zweck, um dessentwillen Karl das Parliament zusammenberufen hatte, nicht ganz vereitelt seyn, so mußte Auffallendes geschehen. Die Gemüther wieder zu besänftigen, machte der König bekannt, daß eine Belohnung von 200 Pf. Sterl. desjenigen harre, der den Jesuit St. Germain ergreifen und ausliefern würde. Diese Bekanntmachung blieb indeß ohne Erfolg, weil der Jesuit schon

nach dem festen Lande entwichen war; und gerade weil dies der Fall war, vermehrte jene das Mißtrauen des Unterhauses durch die Voraussetzung, daß der Hof selbst die Entweichung des Jesuiten beschleunigt habe. Immer mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der Protestanten gegen die Entwürfe des römischen Hofes überzeugt, beschäftigten sich die Gemeinen mit einer Bill zur Erleichterung der Presbyterianer, als der Herzog von Buckingham, jetzt ein Gegner des Hofes und des Ministeriums, im Oberhause eine Rede gegen die Verfolgung sprach, und die Erlaubniß erhielt, eine Bill zum Vortheil nichtconformistischer Protestanten einzubringen. Doch ehe dies geschehen konnte, brach der Jurisdictions-Streit zwischen den beiden Häusern von neuem mit so großer Heftigkeit aus, daß der König, nach einem vergeblichen Versuch zur Beilegung desselben, das Parliament auf 15 Monate prorogirte.

Karl der Zweite glaubte sich durch diese Maßregel auf eben so lange Zeit Ruhe verschafft zu haben; allein es zeigte sich bald, daß das Parliament nur das Organ war, wodurch die öffentliche Meinung zur Kenntniß des Throns gelangte; ja es zeigte sich sogar, daß dies Organ ein geringeres Maß von Kränkung und Beleidigung in sich schloß. Die Engländer entsagten ihrem freien Urtheil über die Politik und die Aufführung ihres Königs nicht, weil das Parliament zum Schweigen gebracht war. Kaffeehäuser, in diesen Zeiten neu, bildeten die Versammlungsörter der Politiker; und hier wurde die Regierung, vorzüglich aber die Fahrlässigkeit und Verschwendungssucht Karls des Zweiten, mit einer Bitterkeit getadelt, die, wenn sie

freien Umlauf behielt, nur damit endigen konnte, das ganze Volk in Aufruhr zu setzen. Flugschriften giftigen Inhalts verstärkten das Uebel durch die Begierde, womit sie gekauft und gelesen wurden. Indem nun auf diese Weise das Mißvergnügen sich von der Hauptstadt über das ganze Reich verbreitete, entstand für den Hof die Frage, was zu thun sei, damit das Uebel nicht ärger werde. Am nächsten lag die Unterdrückung der Kaffeehäuser. Zwar fehlte es dazu an einer Berechtigung: doch diese erkünstelten die Richter durch eine Schikane des Gesetzes. Da nämlich das Gesetz, wodurch die Accise geregelt war, dem Könige die Macht verlieh, denjenigen, welche, als Wein- und Branntweinschenker, für die Entrichtung der Steuern nicht würden Sicherheit gewähren können, die Licenzen zu versagen: so wendete man dies Gesetz auf den Kaffee an, obgleich der Kaffee als Getränk keiner Accise unterworfen und die Macht, Licenzen zu versagen, überhaupt sehr beschränkt war. So erfolgte denn die Unterdrückung der Kaffeehäuser. Gleichzeitig wurde Denen eine Belohnung versprochen, welche die Urheber von Schandschriften wider die Regierung anzeigen würden. Und so war es denn dahin gekommen, daß Karl seinen ungeregelten Neigungen nur dadurch Befriedigung verschaffen konnte, daß er eine Meinung unterdrückte, welche zu beherrschen er sich viel zu schwach fühlte: ein Verfahren, wodurch zu keiner Zeit und in keinem Lande das Mindeste geleistet worden ist.

Wenn wir in diesem Zusammenhange die kriegerischen Begebenheiten mit Stillschweigen übergehen: so geschieht es aus keinem anderen Grunde, als weil wir später darauf zurückkommen müssen; da nämlich, wo von Ludwig dem Vier-

zehnten ausführlicher die Rede seyn wird. Ohne Zweifel blieben diese Begebenheiten nicht wirkungslos, so fern sie sich auf das Verhältniß des Volks zur Regierung bezogen; allein ihr Einfluß kann nur als untergeordnet betrachtet werden. Die Hauptsache war und blieb die Vorliebe des Königs und des Herzogs von York für den Katholicismus: eine Vorliebe, welche unter dem einmal vorhandenen Umständen nicht in die Erscheinung eintreten konnte, ohne Befürchtungen aller Art anzuregen. Ein Jahrhundert später würde sie die gleichgültigste Sache von der Welt gewesen seyn; denn ein Jahrhundert später hätte die königliche Prärogative ihr Maß in der Größe der Staatsschuld, so wie überhaupt in der Achtung vor einer gebietenden Wirklichkeit gefunden. Im siebzehnten Jahrhunderte hingegen mußte es scheinen, als könne ein der Mehrzahl nach protestantisches Volk seiner Dynastie nicht eine Abweichung von Protestantismus gestatten, ohne allen seinen Rechten zu entsagen und ohne auf jede Harmonie mit dem Herrscherstamm für immer zu verzichten. Nicht in England allein stellte sich die Sache auf diese Weise: wir finden dieselbe Erscheinung um dieselbe Zeit in mehreren europäischen Ländern, die sich dem Protestantismus zugewendet hatten, wieder; und wenn wir nach der Ursache fragen, so stellt sich keine andere dar, als daß Gesetze und Institutionen in jener Zeit noch nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, der gewonnen seyn will, ehe das Kirchliche in den Schatten treten kann. Im Großen genommen, war also die Forderung, welche das englische Volk an seinen Herrscherstamm machte, nicht nur nicht ungerecht, sondern sie war sogar achtungs- und verehrungs-

werth; denn, da Herrscherstamm und Volk unter allen Umständen und bei jedem Civilisations-Grade zu einander gehören, und die Macht einer Nation wesentlich auf der Eintracht beruht, worin ein Volk mit seinem Herrscherstamme lebt: so kann man, ohne allen Grundsätzen gesunder Vernunft zu entsagen, es niemals tadelnswerth finden, wenn die Forderung gestellt wird, daß auch der Herrscherstamm auf Eintracht hinwirken solle. Mehr aber thaten die Engländer durchaus nicht. Die Einsichtsvolleren unter ihnen schlossen etwa so: „wenn die Stuarts den Katholicismus vorziehen, so kann es aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil sie glauben, daß diese Art von Gottesverehrung der unumschränkten Fürstenmacht günstiger sei, als der Protestantismus; da wir aber alle Ursache haben, unsere Rechte und Vorrechte zu bewahren, um nicht in den Strudel der Willkühr und Tyrannei zu gerathen: so ist es auch unsere Pflicht, uns im Protestantismus festzusetzen und alles zu entfernen, was, selbst von fern her, darauf abzweckt, uns von einem Glauben zu einem andern zu bekehren."

Jene Frist von funfzehn Monaten, welche der König dem Parliament bewilligt hatte, verstrich für die Ungeduld der Vaterländischgesinnten langsam; aber sie verstrich. Das neue Parliament trat im Februar 1677 zusammen, und weil der Hof von seinem Geldbedürfniß mehr als jemals gequält war, so eröffnete Karl die Sitzung mit der Versicherung, daß er bereit sei, alle in seiner Macht stehende Sicherheit für die Aufrechthaltung der protestantischen Religion und der Freiheiten des Volks zu geben. Zugleich empfahl er den beiden Häusern Eintracht, und machte sie sodann mit seinem Bedürfniß bekannt, nicht ohne zu er-

ken-

kennen zu geben, daß die Vermehrung der Seemacht eine beträchtliche Summe erfordere. Sobald nun die Gemeinen das Oberhaus verlassen hatten, warf der Herzog von Buckingham die Frage auf: ob das Parliament nicht als aufgelöst betrachtet werden müsse, da, nach einem Statute Eduards des Dritten, das Parliament wenigstens Einmal im Jahre zusammentreten müsse. Er fügte in seiner witzigen Manier hinzu, „mit Parliaments-Acten verhalte es sich nicht, wie mit Weibern, die mit den Jahren schlimmer würden; und wenn der König es wage, ein Parliament über den Zeitraum eines Jahres hinaus zu prorogiren, so verletze er die magna charta." In diesen Behauptungen wurde er von den Grafen Salisbury und Shaftesbury und dem Lord Wharton unterstützt. Es erfolgte eine lange und heftige Erörterung; da man aber in großer Allgemeinheit empfand, daß Buckinghams Antrag nur auf Zwietracht, Aufstand und Anarchie abzweckte, so übte das Haus an sich selbst eine lobenswerthe Polizei, indem es den Herzog mit allen, die seinen Antrag unterstützt hatten, in den Tower schickte. Hier unterwarfen sich Buckingham, Salisbury und Wharton, nachdem sie zwei Monate gesessen hatten, der Gnade des Königs, der sie sogleich in Freiheit setzen ließ. Shaftesbury wollte zwar durch einen Gerichtshof freigesprochen seyn; da dieser sich aber nicht mit einem Erkenntniß in seiner Sache befassen wollte, so blieb er ein volles Jahr im Gefängniß, bis er sich endlich der Gnade des Königs unterwarf, und so seine Freiheit wieder erhielt.

Es hatte Anfangs den Anschein, als ob die Gemeinen ein sehr gemäßigtes Betragen annehmen würden; denn sie bewilligten die Summe von 580,000 Pf. zur Verstärkung

der Flotte. Sobald aber die Eroberung von Valenciennes bekannt wurde, erwachte die alte Eifersucht gegen Frankreich. Ihr Verlangen ging also, ohne allen Umschweif, dahin, daß der König Maßregeln zur Beschützung der spanischen Niederlande ergreifen möchte; und als Karl nur in allgemeinen Ausdrücken darauf antwortete, wiederholten sie ihre Forderung mit dem Zusatze, daß sie, im Falle eines Krieges mit Frankreich, ihn aus allen Kräften unterstützen wollten. Doch ein Krieg mit Frankreich war das, wozu Karl um keinen Preis bewogen werden konnte. Um nicht zu beleidigen, oder vielmehr, um, unbeschadet seiner selbstsüchtigen Politik, in den Besitz einer großen Summe zu gelangen, gab er den Gemeinen zu verstehen, die beste Weise, für die Sicherheit des Königreichs zu sorgen, werde auf ihrer Seite darin bestehen, wenn sie ihn in den Stand setzten, dasselbe gehörig zu vertheidigen; und nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, vertagte er das Parliament.

Die Niederlage, welche der Prinz von Oranien um dieselbe Zeit bei Montcassel erlitt, vermochte nichts über des Königs festen Entschluß, nur Ludwig dem Vierzehnten gefällig zu seyn. Als nun die Gemeinen, im May desselben Jahres, wieder zusammentraten, erwarteten sie nichts Geringeres, als daß Karl ihnen Eröffnungen machen werde über die Verbindungen, in welche er seit der Vertagung getreten; allein sie erfuhren nur, daß der König wünsche, das Finanz-Gesetz beendigt zu sehen, weil er in Kurzem die Sitzung schließen wolle. Zwar drangen sie noch immer darauf, daß sie belehrt seyn müßten über die Anwendung der von ihnen zu bewilligenden Gelder; doch so weit trieb Karl die Verstellung, daß er die Besorgniß äußerte, man

wolle ihn in einen Krieg mit Frankreich nur verwickeln, um ihn hinterher im Stich zu lassen. Es kam zuletzt dahin, daß die Gemeinen den König baten, „mit den General-Staaten der Vereinigten Provinzen in ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen die wachsende Macht des Königs von Frankreich und zur Erhaltung der Niederlande zu treten, und mit Deutschlands Fürsten solche Verträge zu schließen, welche diesen heilsamen Zweck unterstützen würden." Sie führten alle Gründe an, welche für diesen heilsamen Entschluß sprachen: sie verhießen zugleich reichliche Geldmittel, da es die Ehre Sr. Majestät und die Sicherheit des Königreichs gelte. Doch Karl, anstatt sich gewinnen zu lassen, äußerte nur Unwillen über einen Vorschlag, den er als einen gefährlichen Eingriff in seine Prärogative darstellte; und um nicht länger an seine Pflicht erinnert zu werden, vertagte er das Parliament.

Mitten im Laufe dieser Verhandlungen mit dem Unterhause hatte Karl den Mitgliedern desselben sein königliches Wort darauf gegeben, daß sie das in ihn gesetzte Vertrauen hinsichtlich dessen, was die Sicherheit des Königreichs fordern könne, nie bereuen sollten. Die Gelegenheit, die sich ihm darbot, in das Verhängniß Europa's zum Vortheil, nicht bloß Englands, sondern eines ganzen Welttheils einzugreifen, konnte nicht günstiger seyn; auch fehlte keins von den Mitteln, deren er bedurfte, um mit dem besten Erfolge das Schiedsrichteramt zu üben, und zukünftige Leiden abzuwenden. Doch in seinem Gemüthe war nichts von dem, was zu großmüthigen Entschließungen treibt; und indem ihm selbst die Aufrichtigkeit fehlte, darf man behaupten, daß Niemand einer erhabenen Be-

stimmung unwürdiger war, als er. Denkschriften, in dieser Zeit verfaßt und späterhin bekannt gemacht, beweisen über jeden Zweifel hinaus, daß er um dieselbe Zeit, wo er dem Unterhause sein königliches Wort verpfändete, mit Frankreich in Unterhandlungen stand, welche nichts weniger bezweckten, als einen Bruch; daß es ihm also immer nur darauf ankam, die großen Verhältnisse, worin er lebte, zur Befriedigung gemeiner Leidenschaften zu benutzen.

Ein bedeutender Vortheil liegt für Machthaber darin, daß nur wenige Menschen sich entschließen können, zu glauben, auch sie könnten unter verwerflichen Antrieben und Beweggründen stehen; die Meisten erschöpfen sich lieber in Voraussetzungen, als daß sie jener Ueberzeugung Raum geben. Nun konnte zwar Karls des Zweiten Schwäche am wenigsten für seine Minister ein Geheimniß seyn; aber auch diese irrten sich an ihm, sofern sie glaubten, der Charakter derselben bestehe weniger in Verkehrtheit, als in allzu großer Nachgiebigkeit. Ihn in eine andere Bahn zu leiten, vereinigten sich Danby und Sir William Temple in dem Entwurf, die ältesten Tochter des Herzogs von York mit dem Prinzen von Oranien zu vermählen. Beide setzten voraus, die Bande der Verwandtschaft brauchten nur enger geknüpft zu werden, um in dem Geiste des Königs die Veränderung hervorzubringen, welche ihn mit dem Vortheil Englands versöhnen und mit seiner Pflicht befreunden würde. Falsche Rechnung! Karl hatte nur ein Herz für Frankreich und dessen Beherrscher, nicht für sein Volk und für die Wohlfahrt desselben. Zwar gab er seine Einwilligung zu der in Vorschlag gebrachten Vermählung; und da er in dem Prinzen von Oranien einen Mann von

Charakter kennen lernte, dem nicht leicht etwas abzuschlagen war: so vereinigte er sich mit ihm sogar über einen Friedensplan, nach welchem er sich anheischig machte, dahin zu wirken, daß Ludwig der Vierzehnte nicht bloß das zurückgäbe, was er dem Kaiser und dem Herzoge von Lothringen entrissen hatte, sondern auch die den Holländern und den Spaniern schuldige Genugthuung nicht länger versagte. Doch kaum war Wilhelm von Oranien mit seiner jungen Gemahlin nach Holland zurückgekehrt, als Karl in seine alte Denkweise zurücktrat. Unfähig, den Manipulationen Barillons zu widerstehen, gab er das Versprechen, daß er sich nicht zu Gunsten der Verbündeten erklären wolle, wie stark auch die Anmahnungen des Parliaments dazu seyn möchten. Hierüber wurde sogar durch Montague, den englischen Gesandten in Paris, ein förmlicher Vertrag geschlossen. Montague verlangte für seines Königs Gefälligkeit nicht weniger als 200,000 Pf. St. jährlich, so lange der Krieg dauern würde; doch Courtin, welcher in London residirte, bestimmte Karln, mit 2 Millionen Livres zufrieden zu seyn, und diese ehrlose Unterhandlung schloß damit, daß Montague bei dem französischen Ministerium darauf dringen mußte, daß seinem Könige, nach zu Stande gebrachtem Frieden, drei Jahre hindurch, noch 600,000 Liv. jährlich in der Voraussetzung bewilligt würden, daß er, während dieses Zeitraums, von dem Parliamente keine Unterstützung zu erwarten hätte. So trat Karl, auf das Förmlichste, in den Sold Ludwigs des Vierzehnten; und wer möchte daran zweifeln, daß sein Verhältniß zu seinem Volke dadurch aufs Wesentlichste verschlimmert wurde? List war, von dieser Zeit an, mehr als jemals, der Charakter

seiner Regierung. Um das Parliament zu reichlichen Bewilligungen zu vermögen, nahm er immer die Miene an, als könnte er sich zu einem Kriege gegen Frankreich entschließen; und wenn jenes Auskunft über abgeschlossene Verträge forderte, so zog er sich immer hinter das Bollwerk jener Prärogative zurück, welche ihn zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden machte, und verlangte nebenher, daß man ein unbedingtes Vertrauen in seine Einsicht und Gesinnung setzen solle.

Man erräth leicht, daß dem Könige von England diese verwerfliche Rolle nur dadurch gelingen konnte, daß er in seinem eigenen Volke Helfershelfer fand, welche, zufrieden mit einem erbettelten Daseyn, das Vaterland mit allen seinen Bestrebungen der Willkühr hinzuopfern kein Bedenken trugen. Clifford wird beschuldigt, diese Verworfenen ins Leben gerufen zu haben. Man nannte sie Cavaliere. Sie rächten sich dadurch, daß sie für die Gegenparthei die Benennung von Rundköpfen (round heads) in Umlauf brachten. Als im Verlaufe der Zeit die Erbitterung zwischen den Partheien stieg, fehlte es nicht an ärgeren Benennungen, und wir werden, weiter unten, nicht vergessen, die ursprüngliche Bedeutung der erst nach und nach veredelten Bezeichnungen von Tory und Whig anzugeben.

Der Nymweger Frieden kam zu Stande, ohne daß Karl irgend einen wesentlichen Einfluß auf die Unterhandlung ausübte. Ein Stein des Anstoßes war auf diese Weise aus dem Wege geräumt; doch nur einer. Indem die Engländer ihren Blick von den Angelegenheiten des festen Landes abwendeten, kehrte sich dieser, wie von selbst, den Angelegenheiten des Vaterlandes zu. Schottland, in

diesen Zeiten noch als ein abgesondertes Königreich verwaltet, nahm die volle Aufmerksamkeit der englischen Patrioten dadurch in Anspruch, daß die Behandlung dieses benachbarten Staates ihnen einen Spiegel aufstellte, worin sie die ihnen zugedachte Zukunft ohne Mühe erkennen konnten.

Nimmt man den kurzen Zeitraum aus, wo der Graf von Tweddale und Sir Robert Murray — Männer von gemäßigten Grundsätzen — Schottland verwaltet hatten: so war dies Königreich zwölf Jahre hindurch das Opfer des grausamsten und treulosesten Despotismus. Hier waltete Lauderdale mit der vollen Härte und Unbiegsamkeit, welche Graf Strafford ehemals gegen Irland bewiesen hatte. Nichts war, wie er sehr wohl wußte, den Schottländern verhaßter, als die Episkopal-Verfassung ihres Kirchenthums. Gleichwohl mußten sie sich zur Annahme derselben bequemen, sobald Lauderdale im schottischen Parliamente jene beiden Gesetze durchgetrieben hatte, die sich auf den Supremat des Königs und auf die bewaffnete Macht bezogen. Beide Gesetze machten ihn zum unumschränkten Beherrscher; und als solcher erließ er Verordnungen gegen die Non-Conformisten, die kaum einen andern Endzweck hatten, als Geld und Leibesstrafen zu verhängen. Nicht glimpflicher verfuhr er in rein bürgerlichen Angelegenheiten, wo er den Verkehr beschränkte, schwere Steuern auflegte und seinen Creaturen Monopolien gewährte. Er war hierin sehr weit gegangen, als sich eine Parthei wider ihn bildete. Sie bestand aus dem Herzog von Hamilton, dem Grafen von Tweddale und einigen anderen Edelleuten, die dem Könige eine umständliche Anzeige von seinem Verfahren in der Voraussetzung machten, daß Karl Erbarmen

haben würde mit seinen angestammten Unterthanen. Nichts war weniger der Fall. Zwar wurden die Ankläger Lauderdale's gnädig genug entlassen; doch der Angeklagte blieb auf seinem Posten. Er selbst war des stillen Beifalls seines Königs so gewiß, daß er nur auf Rache sann; und da der Geheime Rath des Königreichs in seinen Händen war, so brachte er es durch diesen dahin, daß die Häuser seiner Ankläger in Garnisonen verwandelt wurden, wobei die Soldaten die Weisung erhielten, die Geräthschaften Derer zu zerstören, die von ihnen waren vertrieben worden. Da die Edinburger Gesetzkundigen den Ausspruch gethan hatten, daß Appellationen an das Parliament rechtmäßig wären; so wurden sie, mit Genehmigung des Königs, zwölf Meilen von der Hauptstadt verbannt und die Gerechtigkeitspflege auf ein ganzes Jahr zum Stillstand gebracht. Zwölf von den vornehmsten Magistratspersonen wurden für unfähig erklärt, bloß, weil sie gegen die Verordnungen Lauderdale's nicht eine knechtliche Nachsicht bewiesen hatten. Nichts war gewöhnlicher als Einkerkerung; alle öffentlichen Aemter aber waren käuflich. In den westlichen Abtheilungen des Königreichs, wo der Presbyterianismus am meisten in Schwange ging, machte man die Gutsbesitzer verantwortlich für die Conventikeln, die von ihren Leuten gebildet werden würden; und weil sie eine so verdrießliche Obliegenheit zurückstießen, so erklärte man sie für Rebellen. Auf den Befehl des Staatsraths mußten sich achttausend Hochländer unter ihren Anführern versammeln; und nachdem man sie durch die Leibwache verstärkt hatte, wurden sie nach dem Westen geschickt, wo sie zwei Monate auf Discretion lebten, d. h. alle Arten von Bedrückung, Raub und

Grausamkeit verübten. Eine große Anzahl von Predigern und Zuhörern wurde in den Bann gethan, d. h. halb und halb für vogelfrei erklärt; und damit das Geschrei der Unterdrückten nicht bis zum Throne vordringen möchte: so wurde allen Edelleuten und Gutsbesitzern verboten — ja sogar bei schwerer Strafe verboten, das Land zu verlassen. Nichts desto weniger begaben sich der Herzog von Hamilton, die Grafen von Cassels und Tweddale mit mehreren anderen Edelleuten nach London, um den König den bejammernswerthen Zustand zu schildern, worin sich ihr Vaterland befand. Karl hob zwar die Beschränkungen auf, welche dem Adel so lästig waren; allein er ließ auch nicht den allermindesten Unwillen gegen Lauderdale blicken, der die ihm anvertraute Gewalt so sehr gemißbraucht hatte. Dieser versammelte inzwischen die Stände des Königreichs, und erpreßte von ihnen das schriftliche Zeugniß, daß sie mit seiner Verwaltung vollkommen zufrieden wären.

So war die Lage der Sachen in Schottland: ein Gegenstand tiefer Bekümmerniß für jeden Engländer, der sein Vaterland liebte, und vorher sah, daß der Versuch, welcher dort zur Unterdrückung des Gemeinsinns und der bürgerlichen Freiheit gemacht wurde, sehr bald auf England übergehen werde. Man denke hinzu, daß der König, die Königin und der Herzog von York mit Jesuiten umgeben waren, die, wie ihr Betragen auch im Uebrigen beschaffen seyn mochte, vermöge ihrer Bestimmung, alles, was in ihren Kräften stand, thun mußten, wir wollen nicht sagen den Geist der Zwietracht zu verstärken, wohl aber, den Geist der Eintracht und Sittlichkeit zu schwächen. Des Königs Ideal war jene Unumschränktheit, wodurch sich der fran-

zösische Monarch vor allen Fürsten seiner Zeit auszeichnete. Ohne jemals zu fragen, worauf diese Unumschränktheit beruhe, und wie lange sie vorhalten werde, haßte er das Parliament als das stärkste Hinderniß derselben, träumend, daß er in Schätzen werde schwelgen können, wenn es ihm, mit Hülfe des französischen Monarchen, gelingen sollte, die politischen Rechte seiner Unterthanen zu vernichten. Ihm ähnlich dachte der Herzog von York, nur daß er, auf den Credit der Jesuiten, Kirchenthum mit Religion verwechselnd, offner und ehrlicher zu Werke ging, und folglich weniger zurückhielt. Beide Brüder wollten im Grunde eins und dasselbe; weil sie aber nicht wußten, wie sie zum Ziele kommen sollten, so gingen sie gleich zaghaft zu Werke: der König, um nicht Vortheile einzubüßen, in deren Besitz er sich befand; der Herzog, um sich die Aussicht auf den Thron nicht durch einen tadelnswerthen Mißgriff zu verdunkeln. Doch, wie vorsichtig beide auch seyn mochten: die Unfähigkeit der menschlichen Klugheit, in Verhältnissen, welche ihrer Natur nach sittlich sind, die bessere Gesinnung zu ersetzen, mußte bald an den Scheideweg führen, wo alle Verstellung aufhört, weil Verlegenheiten eintreten, denen man nicht gewachsen ist.

Unter allen gesellschaftlichen Erscheinungen ist keine merkwürdiger, als die, welche sich einstellt, so oft Partheien das, was durch sie entschieden werden soll, zu fürchten angefangen haben, bloß damit ihnen in ihrer staatsbürgerlichen Lage kein Abbruch geschehe. Es tritt alsdann nämlich ein Drittes ein, das, indem es in Erstaunen setzt, leicht Bekenntnisse entreißt, die freiwillig nie gemacht seyn würden, und eben dadurch Handlungen er-

zwingt, deren man gern überhoben geblieben wäre. Wer hätte glauben mögen, daß es dem allerverworfensten Sycophanten gelingen würde, die englische Regierung in allen ihren Theilen zu erschüttern, und Trennungen hervorzubringen, die von keinem Sterblichen jemals beabsichtigt, weit weniger berechnet werden konnten! Gleichwohl geschah dies; und man darf hinzu fügen, daß es bei dem, im Jahre 1677 hergebrachten Stande der Partheien auf eine unvermeidliche Weise geschah.

Der Sycophant, auf welchen wir so eben angespielt haben, war Titus Oates; und damit der Leser so schnell als möglich erfahre, was er von der Wahrhaftigkeit dieses Angebers zu halten habe, müssen wir sogleich die Hauptzüge aus dem eben so verruchten als abentheuerlichen Leben desselben hier anführen.

Titus Oates also war der Sohn eines anabaptistischen Predigers, und der Herzog von Norfolk hatte ihn zuerst als Landgeistlichen angestellt. Des Meineids angeklagt, hatte Oates die Flucht ergriffen, und seine zweite Anstellung als Schiffsgeistlicher gefunden. In dieser neuen Lage war er in den Verdacht gerathen, daß er die Matrosen zu unnatürlichen Lastern verführe; und zum zweiten Male weggejagt, hatte er sich nach St. Omer gewendet, um sich in den Jesuiten-Orden aufnehmen zu lassen. Dreißig Jahr alt, war er in das Seminarium getreten, aber aus diesem, wegen schlechter Aufführung auf einer Sendung nach Spanien, wieder verstoßen worden.

Nach seiner Zurückkunft in England, hatte er zu London die Bekanntschaft eines, der Hochkirche angehörigen Geistlichen, Namens Tongue, gemacht, und mit diesem einen

Plan verabredet, nach welchem die höchste Erbitterung gegen die Katholiken in Gang gebracht werden sollte. Was auf Oates Seite Groll gegen einen Orden war, an welchem er sich zu rächen wünschte, das war auf Tongue's Seite Fanatismus und Leichtsinn. Im Uebrigen wünschten beide ihre Lage zu verbessern; vorzüglich Oates, mit welchem es so weit gekommen war, daß er von den Wohlthaten des Chemikers Kirbyleben mußte. Dieser Kirby war ein treuherziger Mann, der leicht alles für wahr hielt, was man ihm über gesellschaftliche Erscheinungen mitzutheilen für gut befand; denn gerade, eines solchen bedurfte Oates, welcher in der Schule des Jesuiten-Ordens gelernt hatte, daß man Leidenschaften am sichersten anregt und unterhält, wenn man zu mystifiziren versteht. Diese Kunst war ihm sehr geläufig; und wir werden nun sehen, wie er sie anwendete.

Karl der Zweite ging den 12. August 1678 im Park spazieren, als der Chemiker Kirby ihn mit den Worten anredete: „Sire, trennen Sie sich nicht von ihrer Begleitung; Ihre Feinde haben Absichten auf ihr Leben, und es wäre möglich, daß Sie auf diesem Spaziergange erschossen würden." Ueber die Veranlassung zu so seltsamer Rede befragt, antwortete Kirby: zwei Männer, Namens Grove und Pickering, hätten sich anheischig gemacht, den König zu erschießen, und Sir Georg Wackeman, der Arzt der Königin, wolle ihn vergiften. Diese Nachricht, fügte er hinzu, verdanke er dem Doctor Tongue, den er, wenn es erlaubt würde, bei dem Könige einführen wolle.

So war der erste Anfang der Mystification, bei welchem von Oates Seite alles darauf berechnet war, die

Neugierde anzuregen. Tongue, vorgefordert, brachte dem Könige Schriften, welche in drei und vierzig Artikeln Auskunft gaben über ein Complot, das wider das Leben des Königs gerichtet seyn sollte. Da Karl nicht begriff, wie die Katholiken seine Feinde seyn könnten, so nahm er sich nicht einmal die Zeit, diese Schriften zu lesen, sondern überschickte sie dem Lord Schatzmeister Danby, und befahl den beiden Angebern, sich ausführlicher gegen diesen Minister zu erklären. In der Unterredung nun, welche Tongue mit Danby hatte, gestand dieser Geistliche, daß er nicht der Urheber dieser Schriften sei, daß ihm dieselben heimlich zugesteckt wären, und daß er den wahren Urheber zwar errathen, aber nicht mit voller Sicherheit anzeigen könne. Auf diese Weise wurde Danby's Neugierde eben so gespannt, wie früher die des Königs. Sie wurde es aber noch mehr, als Tongue wenig Tage darauf vor ihm erschien und aussagte: seine Vermuthungen hätten sich bestätigt; zwei- oder dreimal wäre er dem Verfasser jener Schriften auf der Straße begegnet; dieser habe ihm alles eingestanden und ihm vollständige Auskunft über die Verschwörung gegeben, wiewohl mit der Bitte, daß sein Name verschwiegen bleiben möchte, weil er sonst Gefahr liefe, von den Päbstlichen ermordet zu werden. In Beziehung auf Grove und Pickering wiederholte Tongue seine Aussage mit dem Zusatze, sie wären nach Windsor abgegangen, um ihr Vorhaben durchzusetzen.

Es wurden nun Verhaftsbefehle ausgefertigt, welche gleich nach ihrer Ankunft in Windsor angewendet werden sollten; doch die beiden bezeichneten Personen erschienen nicht. Danby schöpfte hieraus zwar den Verdacht, daß Tongue sich nur wichtig machen wolle; allein dieser Verdacht ver-

lor sich um so schneller, weil der Minister die katholische Parthei am Hofe allzu gut kannte, um sie nicht zu fürchten, und auf diese Weise einen Betrug unterstützte, den er hätte aufdecken sollen. Auch ließen die Mystificatoren ihn nicht zur Besinnung kommen.

Es mußte dem Minister auffallen, als Tongue, nach einigen Tagen, von neuem vor ihm erschien, um ihm zu melden, daß ein Paket von Briefen, welche, von Jesuiten geschrieben, das Complot beträfen, nach Windsor an den jesuitischen Beichtvater des Herzogs von York mit der Post abgegangen wäre. Der Minister meldete dies sogleich dem Könige; allein Karls Antwort war: das besagte Paket sei vor wenigen Stunden dem Herzoge von York durch Bedingfield — dies war der Name des Beichtvaters — mit der Erklärung eingehändigt worden, „diese Briefe rührten nicht von den Personen her, deren Namen unterzeichnet wären, und er vermuthe, daß man etwas wider ihn im Schilde führe."

Gerade jene Meldung in ihrem Zusammenhange mit dem, was in Windsor wirklich vorgegangen war, bestärkte den König in seiner Voraussetzung, daß Betrüger ihn nur beunruhigen wollten; und der von Oates entworfene Plan würde im ersten Beginnen an der Gleichgültigkeit Karls gescheitert seyn, hätte er nicht durch die leidenschaftliche Vorliebe des Herzogs von York für den Katholicismus Kraft und Haltung gewonnen. Es schmerzte diesen Prinzen, seinen Beichtvater, den er für einen durchaus rechtschaffenen Mann hielt, verläumdet zu sehen; und um in dem, was er seine Religion nannte, nicht Unrecht zu haben, drang er in der gewissen Voraussetzung, daß die Ausmitte-

lung des gespielten Betrugs nicht schwer seyn werde, auf eine genaue und gründliche Untersuchung.

Durch diese wurde zunächst ins Klare gesetzt, daß Tongue und Kirby nur Werkzeuge eines Dritten waren, und daß Titus Oates allein befriedigende Auskunft geben konnte. Die Erscheinung des letzteren vor dem Staatsrathe war nun nicht länger zu vermeiden. Doch ehe sie erfolgte, hielt er es für angemessen, sich mit seinen beiden Gehülfen zu dem Friedensrichter Edmonsbury Godfrey zu begeben, um diesem, den sie als einen eifrigen Protestanten und rüstigen Geschäftsmann kannten, die gegen den Staat und gegen die Person des Königs in Schwange gehende Verschwörung anzuzeigen. Oates Aussage drehete sich um Folgendes:

„Der Pabst habe sich in einer Congregation de propaganda fide für den rechtmäßigen Besitzer Englands erklärt und die Suveränetät über beide Königreiche (England und Schottland) wegen der Ketzerei sowohl des Königs als des Volks übernommen. Diese höchste Macht sei dem Jesuiten-Orden übertragen worden; und dem gemäß habe Oliva, der General dieses Ordens, über alle Civil- und Militär-Aemter unter dem Siegel der Gesellschaft verfügt. Lord Arundel sei zum Kanzler, Lord Povis zum Schatzmeister, Sir William Godolphin zum Geheimen Siegelbewahrer, Coleman (Privat-Sekretär des Herzogs von York) zum Staatssekretär, Langhorn zum General-Anwald, Lord Bellasis zum General des päbstlichen Heeres, Lord Peters zum Lord Lieutenant, Lord Stafford zum Kriegszahlmeister ernannt. Auf gleiche Weise wären die kirchlichen Würden vertheilt worden: die meisten an Spanier

nnd andere Ausländer. Der Provincial des Jesuiten-Ordens habe eine Versammlung veranstaltet, worin der König, den man in dieser Versammlung nur den schwarzen Bastard genannt habe, als Ketzer zum Tode verurtheilt worden sei. Pater la Chaise (Oates war so unwissend, diesen jesuitischen Beichtvater Ludwigs des Vierzehnten immer le Shee zu nennen) habe in London 10,000 Pf. St. als Belohnung für Denjenigen niedergelegt, der sie durch die Ermordung des Königs verdienen würde; und gleiche Freigebigkeit habe ein spanischer Provincial bewiesen. Die Dominikaner billigten zwar die That, entschuldigten sich aber mit ihrer Armuth. Nur der Prior der Benedictiner wolle bis auf 6000 Pf. geben. Dem Arzte der Königin (Sir George Wakeman) wären 10,000 Pf. geboten worden, wenn er den König vergiften wollte; er hätte aber auf 15,000 bestanden, und davon wären ihm 5000 vorgeschossen worden. Damit nun die Ermordung des Königs durchaus nicht fehlschlagen möchte, hätten die Jesuiten vier irische Banditen gemiethet. Grove und Pickering wären gleichmäßig bestimmt, den König mit silbernen Kugeln zu erschießen; und Pickering würde die ihm versprochene Belohnung von 1500 Pf. Sterling bereits verdient haben, wäre ihm nicht der Stein von seinem Pistol in dem entscheidenden Augenblick gefallen. Coniers, der Jesuit, hätte ein Messer für 10 Sh. gekauft, und es in Hinsicht seines Vorsatzes, den König damit zu erstechen, nicht allzu theuer zu bezahlen geglaubt. In ganz England circulirten unter den Katholiken Unterzeichnungsbriefe für denselben Endzweck; und nicht weniger als 50 Jesuiten wären im abgewichenen May im weißen Roß zusammengetre-

treten, um sich wegen der Ermordung des Königs zu besprechen. Eben diese Synode habe sich später in mehrere kleine Gesellschaften getheilt; und er selbst (Oates) sei gebraucht worden, Noten und Briefe von der einen zur andern zu bringen, alle desselben Inhalts, daß der König ermordet werden müsse. Man habe darauf gewettet, daß er keinen Weinachtskuchen mehr essen sollte; kurz, es sei beschlossen worden, daß, da er nicht R. C. (Römisch-Catholisch) werden wolle, er nicht länger C. R. (Carl Rex) bleiben könne. Das große Feuer zu London sei von den Jesuiten angelegt worden, die, mit einer neuen Feuersbrunst beschäftigt, ein papiernes Modell gefertigt hätten, auf welchem alle Punkte, wo die Brandstiftung anheben sollte, bezeichnet wären. Ihrem Plane nach hätte der König schon bei dem ersten Brande sein Leben einbüßen sollen; da er sich aber bei demselben so äußerst thätig und menschenfreundlich bewiesen hätte, so wäre es den Jesuiten unmöglich geworden, ihr Vorhaben auf der Stelle durchzusetzen. In allen Theilen der drei Königreiche würden von diesem Orden Aufstände, Rebellionen und Ermordungen vorbereitet; und Jennison, der Jesuit, habe geäußert, daß 20,000 Katholiken in London hinreichend wären, um 100,000 Protestanten die Kehlen abzuschneiden. In Schottland hätten 8000 Katholiken sich anheischig gemacht, die Waffen zu ergreifen; und in Irland wäre alles in Bereitschaft, die Ermordung der Protestanten zu beginnen. Die Rebellion auf dieser Insel zu befördern, hätte Coleman 200,000 Pf. dahin versendet; und der König von Frankreich sei entschlossen, jene durch ein starkes Landungsheer zu unterstüzzen. Dem Herzog von York sollte nach diesen Vernichtun-

gen die Krone angetragen werden, wiewohl unter der doppelten Bedingung, daß er sie als ein freies Geschenk des Pabstes annähme, alle Anstellungen billigte und den Mördern seines Bruders Verzeihung gewährte. Wollte er solche Bedingungen nicht annehmen, so sollte auch er entweder vergiftet oder erdolcht werden."

So lautete Oates's Aussage vor dem Friedensrichter; und es ist wohl unnöthig, hinzu zu fügen, daß, welches auch die Plane des Hofes und des Jesuiten-Ordens seyn mochten, Oates nicht den schwächsten Schimmer davon aufgefaßt hatte. Die von ihm vorgetragene Lüge lag schon darin am Tage, daß der König nicht, wie er voraussetzte, ein Protestant, sondern ein Katholik war, gegen welchen sich also weder der römische Hof, noch der Jesuiten-Orden verschwören konnte, sofern es auf nichts weiter ankam, als daß er katholisch seyn sollte. Dem Friedensrichter Godfrey blieb indeß nichts anders übrig, als das von ihm aufgenommene Protokoll der höheren Behörde zuzusenden. Vor den Staatsrath gefordert, ließ Oates es nicht an Frechheit fehlen; inzwischen waren auch hier seine Erläuterungen so beschaffen, daß die Lüge allenthalben durchbrach. Seiner Versicherung nach, hatte er, während seines Aufenthalts in Spanien, mehr als eine Unterredung mit Don Juan d'Austria gehabt; als aber der Köuig ihn fragte, wie dieser Prinz aussähe, beschrieb er ihn, der Wahrheit ganz zuwider, als einen langen hageren Mann. Gleiche Unbekanntschaft verriethen seine Reden, als er die Lage des Jesuiter-Collegiums zu Paris beschrieb. Er gab ferner vor, den Sekretär Coleman genau zu kennen; und doch erkannte er ihn nicht, als er dicht neben ihm stand, und

entschuldigte sich, als ihm dies vorgehalten wurde, mit der Blödigkeit seiner Augen bei künstlichem Lichte. Nicht anders erging es ihm mit Wakeman. Kurz, wenn irgend jemand als Verläumder und Sycophant betrachtet und selbst bestraft werden mußte, so war es Oates.

Dennoch wurde auf seine Aussage nur allzu viel Gewicht gelegt. Je unheimlicher es im Staate war, desto geneigter war man, das Unwahrscheinlichste und Abgeschmackteste ganz natürlich zu finden. Ein Wort des Königs würde hingereicht haben, das ganze Lügengewebe des Verläumders zu durchschneiden: doch Karl wollte, vor allen Dingen, sein Geheimniß bewahren, d. h. noch länger für einen Protestanten gelten, der er nicht war. Weil die Erbitterung der Protestanten gegen die Katholiken grenzenlos war: so fand man die Entwürfe der Jesuiten um so glaublicher, je teuflischer sie schienen. Selbst Danby machte davon keine Ausnahme. Als entschiedener Feind der katholischen Parthei am Hofe, begünstigte er jedes Gerede, das auf Verunglimpfung derselben abzweckte; und da ein Verhaftsbefehl gegen Coleman ausgefertigt werden mußte: so ermangelte er nicht, zu bemerken, daß man sich außer seiner Person, auch seiner Papiere bemächtigen sollte. Ein Umstand, welcher die wichtigsten Folgen nach sich zog!

Coleman, ein eifriger Katholik, hatte, theils für den Herzog von York, theils in seinem eignen Namen, einen Briefwechsel mit dem Pater la Chaise, mit dem päbstlichen Legaten in Brüssel und mit anderen Katholiken des Auslandes unterhalten; und man erachtet leicht, daß, bei dem Vorzug, welchen der Katholicismus am Hofe genoß, seine Ausdrücke nicht auf der Goldwage abgewogen waren,

d. h. daß er sich seinen Freunden auf das Unbefangenste mittheilte. Sein Briefwechsel umfaßte die Jahre 1674, 75 und zum Theil 76. In einem Schreiben an den Pater la Chaise hieß es: „Wir haben hier ein schweres Werk durchzuführen — kein geringeres, als die Bekehrung von drei Königreichen, und in derselben die gänzliche Unterdrückung einer pestartigen Ketzerei, welche nur allzu lange diesen Theil des Nordens beherrscht hat. Doch seit den Zeiten der Königin Maria, gab es keine schönere Aussichten auf glänzende Erfolge, als in unseren Tagen. Gott hat uns einen Prinzen (er meinte den Herzog von York) geschenkt, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als der Urheber und das Werkzeug eines so ruhmvollen Werkes zu seyn. Nur dürfte die Gegenkraft, auf welche wir stoßen, bedeutend seyn; und so kommt es darauf an, jede Hülfe, jeden Beistand um uns her zu versammeln." In einem anderen Schreiben sagte Coleman: „Ich bin ungewiß, ob ich wache oder träume, wenn ich an einen Prinzen unserer Zeiten denke, der zu einem so hohen Grade von Eifer und Frömmigkeit bekehrt ist, daß er alles Irdische gering achtet in Vergleich mit dem Ruhme des Allmächtigen, mit der Rettung seiner eignen Seele und mit der Bekehrung unseres Königreichs." Man fand in diesen Briefen ferner Stellen, worin der Vortheil der englischen Krone als unzertrennlich von dem des französischen Königs und dem der katholischen Kirche dargestellt war; auch wurde von dem Herzog von York gesagt, daß sein Interesse unauflöslich an das des Königs von Frankreich geknüpft sei. Von dem Könige hieß es, er sei geneigt die Katholiken zu begünstigen, so weit es ohne Gefahr geschehen könne, und dann

fügte Coleman hinzu: „Geld vermag diesen Monarchen zu allem, sogar zu dem, was augenscheinlich zu seinem Nachtheil ist; Logik, auf Geld gebaut, hat an unserem Hofe unendlich mehr Zauberkraft, als jedes andere Argument." Coleman schlug hierauf dem Pater la Chaise vor: der König von Frankreich möchte die Summe von 300,000 Pf. übermachen, mit der Bedingung, daß das Parliament aufgelöset würde: eine Maßregel, zu welcher, seiner Behauptung nach, der König zwar durch sich selbst hinneige, welche aber unanwendbar sei, so lange man durch das Parliament Geld erhalten müsse. „Das Parliament, setzte er hinzu, hat den König bereits genöthigt, gegen den Vortheil der katholischen Kirche und seiner allerchristlichsten Majestät Frieden mit den Holländern zu machen; und sollte es aufs Neue zusammentreten, so würde es ihn zwingen, den Krieg gegen Frankreich zu erklären." Und aus demselben Briefe ging hervor, daß die verspätete Zusammenberufung des letzten Parliaments das Werk der katholischen und französischen Parthei am Hofe war, welche die Holländer hatte zwingen wollen, auf jeden Beistand Englands Verzicht zu leisten.

Wie hätte der Inhalt dieses Briefwechsels bekannt werden mögen, ohne eine große Bestürzung zu verbreiten! Zwar bestätigte er nichts von dem, was Oates ausgesagt hatte; allein er war beunruhigend genug, da er zeigte, daß man hinsichtlich der Gesinnungen des Hofes in keinem Irrthum gelebt hatte. Mochte der Pabst immerhin nicht in einer Congregation de propaganda fide die Oberlehnsherrlichkeit über Großbritannien und Irland wieder an sich genommen haben: das, wogegen man sich durchaus nicht

länger verblenden konnte, war die Proselyten-Macherei der Jesuiten, die Verblendung des Herzogs von York, die Heuchelei eines Königs, der, um des Geldes willen, alles that und litt, und das Streben der französischen Parthei an dem Hofe dieses Königs. Da sich durchaus nicht berechnen ließ, wohin dies Alles führen konnte, so ward die Furcht nur um so stärker; und wenn man, von ihr geleitet, geneigt wurde, den geschehenen Aussagen einen unbedingten Glauben zu schenken: so fehlte es nicht an einer Begebenheit, welche alle Leidenschaften beflügelte, indem sie alle Vorurtheilte verstärkte.

Diese Begebenheit war die Ermordung Godfrey's, jenes Friedensrichters, welcher die Aussagen Oates's zuerst niedergeschrieben hatte. Mehrere Tage hindurch hatte man diese obrigkeitliche Person vermißt, als man endlich ihren Leichnam in einem Graben bei Primrose-Hill auffand. Am Halse glaubte man die Zeichen der Erdrosselung wahrzunehmen; unverkennbar aber waren die Verletzungen der Brust. In dem Leibe Godfrey's steckte sein eigener Degen; und da beim Herausziehen dieses Werkzeuges kein Blut floß, so folgerte man daraus, daß es erst nach vollbrachter Erdrosselung in den Leib gestoßen worden, daß er folglich nicht sich selbst getödtet habe. In den Ringen an seinen Fingern, und in dem Gelde, das man in seinen Taschen fand, lag der Beweis, daß er nicht in die Hände von Straßenräubern gefallen war. Uebereilt war unstreitig die Voraussetzung, daß er von den Päbstlern ermordet seyn müsse, weil er Oates's Aussagen zu Papier gebracht habe; allein wie hätte, unter den vorwaltenden Umständen, diese Voraussetzung ausbleiben können! Nur

allzu schnell bildete sie sich zu allgemeiner Meinung aus; und wer sie annahm, sah in Godfrey's Schicksal den Anfang der fürchterlichen Entwürfe, womit, nach Oates's Aussagen, die Jesuiten umgingen. Man schätzte sich glücklich, die gefährlichste aller Verschwörungen entdeckt zu haben; aber man hörte deshalb nicht auf, davor zu zittern. Täglich verbreiteten sich — wie es in solchen Lagen zu geschehen pflegt — neue Gerüchte von Eroberungsversuchen, die gemacht werden sollten, von Empörungen im Innern, von Mordthaten, von Vergiftungen. Nicht an die große Verschwörung glauben, hieß in dieselbe verflochten seyn; selbst der Zweifel wurde zu einem Verbrechen. So gab sich denn, mit wenigen Ausnahmen, alles derselben Täuschung hin: Royalist und Republikaner; Mitglieder der Hochkirche und Sectirer; Hofmann und Patriot. Gerade, als ob der Feind schon vor Londons Thoren wäre, dachte man auf Vertheidigung der Stadt: es wurden Ketten gezogen und Posten ausgestellt, und recht witzig sagte Sir Thomas Player (ein Kammerherr) „daß, ohne diese Vorsichtigkeits-Maßregeln, die Bürger der Hauptstadt am folgenden Morgen leicht mit abgeschnittenen Kehlen aufstehen könnten." Was den Volkswahn bis zur Narrheit trieb, war der Antheil, welchen die Geistlichkeit an Godfrey's Schicksal nahm. Mit großem Pompe wurde das Leichenbegängniß dieses Unglücklichen gefeiert: denn man trug die Leiche durch die Hauptstraßen so, daß 72 Geistliche vorangingen und 1000 vornehme Bürger folgten. Noch mehr: bei der Leichenrede, welche dem Ermordeten gehalten wurde, stellten sich zwei handfeste Geistliche neben dem Redner auf die Kanzel, damit dieser nicht in eben dem Augenblick er-

mordet werden möchte, wo er dem unglücklichen Friedensrichter die letzte Pflicht bewiese.

Wie allgemein auch die Voraussetzung war, daß die Päbstler Godfrey's Ermordung verschuldet hätten: so stützte sie sich doch nur auf jenen Argwohn, der dem Partheigeiste eigen ist. Denn als Friedensrichter konnte Godfrey den Katholiken nicht verhaßter seyn, als jedes andere Mitglied der Gerechtigkeitspflege; und wenn der Umstand, daß er zuerst Oates vernommen hatte, überall in Betracht gezogen zu werden verdiente, so durfte dabei nicht aus der Acht gelassen werden, daß er sich nie als einen Feind der Katholiken bewiesen, und daß er Coleman, mit welchem er in freundschaftlicher Verbindung stand, sogar gewarnt hatte. Ging man bei der Beurtheilung des ganzen Ereignisses von dem Grundsatze aus, daß nur Derjenige sich zu einem Verbrechen entschließt, der sich große Vortheile davon verspricht: so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß nicht die Katholiken, wohl aber die Häupter der Volkspartheí die Urheber jenes Mordes gewesen seien; wiewohl sich auch durch diese Hypothese die Thatsache nur dann erklären ließ, wenn man bestimmte Personen damit in Verbindung bringen konnte, was durchaus nicht der Fall war. Sehr wahrscheinlich stand Godfrey's Ermordung in keiner Art von Zusammenhang mit dem von Oates angezeigten Complott der Katholiken; ganz andere Feinde konnten in einer so volkreichen Stadt, wie London schon im siebzehnten Jahrhunderte war, die Urheber derselben seyn. Und wenn auch diese Voraussetzung beseitigt werden mußte, so blieb noch übrig, daß Godfrey, welcher zum Trübsinn hinneigte, selbst Hand an sich gelegt haben konnte. Auffallend war zum minde-

sten, daß, als der König eine Belohnung von 500 Pf. auf die Entdeckung des wahren Thäters setzte und zugleich Verschwiegenheit und Sicherheit gelobte, Niemand sich meldete, um einen so hohen Preis zu erwerben. Was später geschah, war das Produkt von Ursachen, die im Sommer des Jahres 1678 noch nicht wirksam waren.

Bei Eröffnung des Parliaments war die unverkennbare Absicht des Königs, die Frage über das papistische Complott der Erörterung der beiden Häuser zu entziehen; denn als er, in der Thronrede, diesen Gegenstand berühren mußte, geschah dies mit dem Zusatze: „daß er, um weder zu viel noch zu wenig zu sagen, seine Meinung zurückhalten und die Untersuchung ganz dem Gesetz anheim geben wolle.“ Jenes stand, wenn der Erfolg entscheiden darf, nicht in seiner Gewalt; und alles wurde dadurch versehen, daß Danby (unstreitig in der Voraussetzung, daß sein König in eben dem Maße beliebter werden würde, worin man sein Leben für gefährdet hielte) gleich in der ersten Sitzung die Sache zur Sprache brachte. Höchst aufgebracht über diese Unvorsichtigkeit, sagte Karl zu seinem Minister: „Ihr werdet sehen, daß Ihr dem Parliament Gelegenheit gegeben habt, euren Sturz zu bewirken und alle meine Angelegenheiten zu verwirren.“ Eine Voraussicht, die sich nur allzu schnell bewährte.

Das Geschrei über die Verschwörung der Katholiken hallte sogleich von dem einen Hause des Parliaments zu dem andern hinüber. Und wie hätte dies wohl geschehen können, ohne die Wuth des Volks zu verstärken! Die Geistlichkeit blieb nicht aus dem Spiele. Es wurde durch den Erzbischof von Canterbury ein feierliches Fasten angeordnet;

und da bei Abfassung der damit verbundenen üblichen Gebetsformel des papistischen Complotts nicht gedacht war, so wurde dieser sorgfältig eingeschoben, „damit, wie ein Geschichtschreiber sich darüber ausdrückt, der Allwissende erfahren möchte, wovon in England die Rede sei.“ Hierauf folgten Anträge auf Anträge. Man verlangte die Vorlegung solcher Schriften, die sich auf die fürchterliche Verschwörung bezögen; man verlangte, außer der Entfernung aller papistischen Widerspänstigen aus London und Westminster, die allgemeine Anwendung des Supremat-Eides, die Vertreibung aller verdächtigen Personen vom Hofe des Königs, endlich auch die Bethätigung der Milizen. Die Lords Povis, Stafford, Arundel, Peters und Bellasis wurden in den Tower geschickt, und bald darauf des Hochverraths angeklagt; und als die beiden Häuser Oates's Aussage vernommen hatten, votirten sie: „Lords und Gemeine wären der Meinung, daß es ein verdammliches und höllisches Complott gebe, geschmiedet und unterhalten von papistischen Widerspänstigen, um den König zu ermorden, die Regierung zu stürzen und die protestantische Religion auszurotten und zu zerstören.“ So leidenschaftlich nahmen sich beide Häuser der angeregten Sache an, daß sie alle übrige Angelegenheiten darüber vergaßen. Ihre Sitzungen dauerten von Morgen bis zum Abend, und unausgesetzt beschäftigte sich ein Ausschuß des Oberhauses mit Abhörung von Angeklagten und Zeugen, wobei es ihm nicht an Vollmacht fehlte, alle Verdächtigen zur Haft zu bringen. Oates erschien in dem Lichte eines Retters der Nation. Er, der selbst dann, wenn seine Aussage die Wahrheit selbst gewesen wäre, noch immer als ein Verruch-

ter betrachtet werden mußte, wurde von Allen geliebko-set; und so weit reichte die Macht der öffentlichen Meinung, daß selbst der König, aufgefordert von dem Parliament, ihm weder eine neue Wohnung in White-Hall, noch ein jährliches Gnadengehalt von 1200 Pf. St. versagen durfte.

Wo solche Belohnungen ausgetheilt werden, da fehlt es nie an Leuten, die ihrer theilhaftig zu werden wünschen. Ein gewisser Bedloe betrat zunächst die Bühne. Niedriger Abkunft, ohne Sitten, höchst liederlich, und wegen mehrerer Diebstähle zur Auswanderung genöthigt, hatte er sich mehrere Jahre hindurch in Frankreich und den Niederlanden umgetrieben, als ein glücklicher Zufall ihn gerade in dem Zeitpunkte, wo nur von dem papistischen Complott die Rede war, nach England zurückführte. Um nun diesen Zufall zu seinem Vortheile zu benutzen, stellte er sich als Denjenigen dar, der über Godfrey's Ermordung Auskunft geben könne. Sie war, seiner Aussage nach, in Sommersethouse, wo die Königin lebte, von Papisten im Dienste dieser Fürstin verübt worden. Zwar leugnete er Anfangs irgend eine Kenntniß von dem Complott zu haben; nachdem ihm aber klar geworden war, wie wichtig er dadurch werden könnte, sagte er am folgenden Tage: „er habe sich eines besseren bedacht und wolle mittheilen was er wisse. Zehntausend M. wären bestimmt, von Flandern aus in Burlington-Bay zu landen, und sich der Stadt Hull zu bemächtigen. Jersey und Guernsey würden von Brest aus angegriffen werden. Zu diesem Endzweck habe die französische Flotte, den ganzen Sommer hindurch, im Canal gekreuzt. Die Lords Povis und Peters wären beauftragt, in Radmore

shire ein Heer zu bilden, zu welchem ein zweites Heer von 20 bis 30,000 Pilgern stoßen sollte, das von St. Jago in Spanien bei Milfordhaven landen sollte. Vierzigtausend Mann stark wolle man auf London losgehen. Um alle Ausrüstungen zu bestreiten, hätten Lord Stafford, Coleman und Pater Ireland Geld in Ueberfluß. Ihm selbst wären 4000 Pf. und der Segen des Pabstes noch obendrein angeboten worden, wenn er sich entschließen könnte — einen Gewissen zu ermorden. Allerdings wäre es zunächst auf den König abgesehen; zugleich aber sollten alle die Protestanten, die sich nicht bekehren würden, ermordet werden. Die Regierung wolle man Einem übertragen, wenn er sie aus den Händen der Kirche annehmen wollte; würde er sich dessen aber weigern, so sollte die höchste Macht unter eine gewisse Zahl von Lords vertheilt werden, welche der Pabst ernennen werde." Noch bezeichnete Bedloe mehrere Adelige, als in die Verschwörung verflochten; und diese wurden auf der Stelle zur Haft gebracht.

Was in Bedloe's Aussage mit der Aussage Oates übereinstimmte, war sehr erklärbar; denn die letztere war durch den Druck bekannt gemacht, so daß Bedloe, ohne jemals Oates gesehen zu haben, sehr wohl davon unterrichtet seyn konnte. Im Uebrigen paßte sie, wie sie einmal war, sehr schlecht zu der Lage der Dinge: denn Spanien war so entkräftet, daß es nicht einmal seine Besatzungen in Flandern vervollständigen konnte, und Frankreich, in einem offnen Kriege mit Spanien begriffen, dachte an keine Landungen auf Jersey und Guernsey. Außerdem mußte man annehmen, daß die Suveräne von Frankreich und Spanien sich verschworen hätten, alle weltliche Be-

weggründe bei Seite zu setzen, um den Pabst und den Jesuiten-Orden gefällig zu werden. Man kann nur darüber erstaunen, daß sich keine einzige Stimme erhob, um so erweisbare Dinge geltend zu machen. Alle gesunde Beurtheilung hatte ihr Ende gefunden in der Vorstellung von dem papistischen Complott; und so wagte es Niemand, sich dem Strome der Volksvorurtheile zu widersetzen. Nie war die königliche Gewalt mehr gelähmt gewesen; und dies erkennend, verlangte das Haus der Gemeinen von dem Könige, daß die Diener seines Hauses, so wie die des Herzogs von York, der Königin und der Gemahlin des Herzogs, dem Treu- und Supremats-Eide unterworfen würden. Hieraus nun entwickelte sich ein Streit, der zu vielen anderen Forderungen führte, namentlich zu der, daß künftig nur Protestanten im Parliament sitzen sollten: eine Forderung, welche allzu auffallend auf die Ausschließung des Herzogs von York abzweckte, als daß dieser Prinz dabei hätte gleichgültig bleiben können. Als die Bill, welche in der Folge unter der Benennung der „Test-Acte" so berühmt geworden ist, in das Oberhaus gebracht wurde, bat der Herzog mit Thränen in den Augen, daß man in Beziehung auf ihn eine Ausnahme machen möchte; er versicherte zugleich, daß seine Religion, als eine Angelegenheit zwischen Gott und seiner Seele, in seinem öffentlichen Betragen nicht sichtbar werden sollte. Doch so verhärtet waren die Gemüther, daß jener sehr wenig Eindruck machte und nur durch zwei Stimmen über die Gegenparthei siegte. Ein Peer — die Geschichte hat seinen Namen nicht aufgezeichnet — sagte bei dieser Gelegenheit: „hier in dieser Versammlung muß es keinen Papisten geben, er sei

Mann oder Weib; nicht einmal einen papistischen Hund möchte ich hier leiden, noch weniger eine papistische Katze, welche um den König knurrt oder miaut."

Aufgemuntert durch die Nachgiebigkeit des Königs, wagten Oates und Bedloe — nachdem sie bisher geflissentlich vermieden hatten, irgend eine Person von so großer Bedeutung in das Complot zu verflechten — die Königin selbst, als gegen das Leben ihres Gemahls verschworen, zu bezeichnen; wobei ihre Absicht schwerlich eine andere war, als den König durch seine nur allzu bekannte Abneigung von seiner Gemahlin für ihre Sache zu gewinnen. Das Unterhaus ging sogleich in diese Verleumdung ein, weil es in der Scheidung des Königs das Mittel absah, den Herzog von York vom Throne zu verdrängen; eine förmliche Zuschrift der Gemeinen sprach den Wunsch aus, „daß eine Untersuchung gegen die Königin eingeleitet werden möchte." Doch zum Unglück für die Ränkeschmiede wollte das Oberhaus die Adresse nicht unterstützen, und der König selbst, überzeugt von der Unschuld seiner Gemahlin, ließ Oates, als den eigentlichen Urheber des Antrags, einsperren. „Sie meinen — sagte Karl bei dieser Gelegenheit — ich habe Lust zu einer zweiten Ehe; aber ich will darüber nicht eine unschuldige Frau mißhandeln lassen." Der Verwendung des Parliaments verdankte Oates, daß er seine Freiheit wiedererhielt.

Obgleich aus lauter Royalisten zusammengesetzt, stellte sich das Parliament, nach und nach, auf denselben Punkt, worauf das lange Parliament unter Karl dem Ersten gestanden hatte. Es erwachten nämlich neue Bedenklichkeiten wegen der Miliz; und um zu verhindern, daß die

Thronfolge des Herzogs von York erzwungen werde, gerieth man auf den Gedanken, solche Einrichtungen zu treffen, daß die Miliz bei weitem mehr in den Händen des Unterhauses, als in denen des Königs wäre. Den Anträgen, welche in dieser Hinsicht gemacht wurden, widersetzte sich der König durch die Erklärung: „daß er, wäre es auch nur auf eine halbe Stunde, sich nie von der Gewalt des Schwertes trennen würde."

Kaum war dieser Entwurf fehlgeschlagen, als sich, durch Montague's Ankunft in London, der Auftritt veränderte. Zum Mitgliede des Unterhauses gewählt, hatte Montague seinen Posten als Gesandter des Königs in Paris eigenmächtig verlassen; und seine unerwartete Erscheinung ließ vermuthen, daß er entschlossen sei, den öffentlichen Wirrwar durch die Mittheilung von Staatsgeheimnissen zu vermehren. Eine solche Absicht zu vereiteln, ließ ihm zwar der König, gleich nach seiner Ankunft, seine Papiere abfordern; doch Montague, der dies vorhergesehen hatte, war besonnen und entschlossen genug, gerade das Document, wodurch er sich am leichtesten wichtig machen konnte, auf die Seite zu schaffen. Dies war ein Brief des Schatzmeisters Danby, geschrieben im Anfange des Jahres, während der Verhandlungen zu Nymwegen. Montague wurde dadurch aufgefordert, den König von Frankreich mit den Bedingungen bekannt zu machen, unter welchen Karl ihm seine guten Dienste noch länger verkaufen wollte; und dies Schreiben enthielt unter andern folgende Stelle: „im Fall die Friedensbedingungen angenommen werden, erwartet der König jährlich 6 Mill. Livres, und zwar drei Jahre hindurch, angerechnet von dem Zeitpunkt, wo dies Uebereinkommen zwi-

schen Sr. Majestät und dem Könige von Frankreich unterzeichnet seyn wird; denn wahrscheinlich werden zwei bis drei Jahre verstreichen, ehe das Parliament dem Könige eine Unterstützung gewährt, nachdem er mit Frankreich Friede geschlossen hat." So ungern hatte sich der Schatzmeister Danby in diese Unterhandlung eingelassen, daß der König, um ihn zufrieden zu stellen, mit eigner Hand unter den Brief an Montague gesetzt hatte: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben, C. R."

Dies nun war die Urkunde, welche Montague dem Unterhause vorlegte. Die Leidenschaft, welche darüber in der Mehrheit der Mitglieder dieser Versammlung erwachte, war so heftig, daß sich Anfangs nicht absehen ließ, wo sie ihre Gränzen finden würde. Da gegen den König keine Anklage gerichtet werden konnte, so mußte die ganze Schuld auf Danby zurückfallen, den man vorläufig als einen Verräther bezeichnete. Eine förmliche Anklage wurde bei dem Oberhause eingereicht. Doch dieses begriff, daß, wie gerecht auch die Beschuldigung im Allgemeinen seyn mochte, dennoch die Statuten Eduards des Dritten auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar waren. Der König seinerseits glaubte, der Zeitpunkt sei gekommen, wo ein so gefährliches Parliament nicht bloß prorogirt, sondern aufgelöst werden müsse. Die Entlassung geschah den 30. Dec. Vielleicht war das Rettungsmittel verzweiflungsvoll; allein nachdem sich die öffentliche Wuth, von dem Parliament unterstützt, gegen das königliche Haus gewendet hatte, durfte das Heilmittel nicht schwächer seyn, als die Krankheit, welche dadurch vermindert werden sollte. Und doch reichte die Entlassung des Parliaments nicht aus, die Folgen

gen aufzuheben, welche Karls Leichtsinn und Herzlosigkeit durch Oates und Bedloe's Sycophanten-Streiche herbei geführt hatte.

Der Prozeß der Angeschuldigten, welcher während der Sitzung des Parliaments seinen Anfang genommen hatte, wurde nach der Auflösung desselben fortgesetzt; wie hätte der König dies hintertreiben oder abwenden mögen, ohne den, gegen ihn gefaßten Verdacht zu verstärken? Der Reihe nach, war Coleman der erste, welcher zur Untersuchung gezogen wurde. Gegen ihn sprachen seine Briefe an den Beichtvater Ludwigs des Vierzehnten. Allein wenn es kein Verbrechen war, ein eifriger Katholik zu seyn, so konnte ihm nichts zur Last gelegt werden. Oates und Bedloe sagten also wider ihn aus, daß er von dem General des Jesuiten-Ordens eine Bestallung erhalten habe, die ihn zum päbstlichen Staats-Sekretär mache; ferner, daß er in die Ermordung des Königs eingewilligt und eine Guinee zu diesem Endzweck verwendet habe. Nichts half dem Angeklagten, daß er beweisen konnte, er habe, während des Monats August (wo er sich am thätigsten in der Verschwörung gegen das Leben des Königs bewiesen haben sollte) in der größten Zurückgezogenheit auf dem Lande gelebt. Zwar wollte man ihm das Leben schenken, wenn er sich entschließen könnte, die Geheimnisse des Herzogs von York auszuplaudern; da er aber diesen unwürdigen Antrag verwarf, so verurtheilte man ihn zum Tode. Er starb mit der Betheuerung, daß er unschuldig sei, und Oates nur ein einziges Mal, Bedloe aber zuerst vor Gericht gesehen habe.

Unmittelbar nach seiner Hinrichtung kam die Reihe

der Verurtheilung an den Pater Ireland und an jene Beiden, die es übernommen haben sollten, den König zu erschießen: Grove und Pickering. Die einzigen Zeugen, welche wider sie auftraten, waren wieder Oates und Bedloe. Ireland machte sich anheischig, zu beweisen, daß er im August, wo er, nach Oates Aussage, in London gewesen seyn sollte, in Straffordshire gelebt habe; allein man erlaubte ihm nicht, den Beweis zu führen. Grove betheuerte, daß er von allem, was ihm zur Last gelegt werde, durchaus keine Kenntniß habe, und Pickering versicherte, in seinem ganzen Leben kein Pistol abgeschossen zu haben. Gleichwohl wurden alle drei verurtheilt und aufs Blutgerüst gebracht, wo sie bis zum letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuerten, ohne den mindesten Glauben zu finden, weil man von Jesuiten (Grove allein war ein Laie) in der höchsten Allgemeinheit annahm, daß sie nie die Wahrheit sagten.

Bedloe war bisher, in Beziehung auf Godfrey's Ermordung, der einzige Zeuge wider die von ihm beschuldigten Personen geblieben; selbst die stärksten Anreizungen von Geld und Ehre hatten Niemand vermocht, die Aussage des Angebers zu bestätigen. Wie nun das Mittel finden, um den gesetzlichen Zeugenbeweis vollständig zu machen? Ein Goldschmidt, Namens Prance, seinem Glaubensbekenntniß nach ein Katholik, war von Bedloe der Theilnahme an jener Mordthat beschuldigt worden; und da Prance geleugnet hatte, so war er, mit Ketten beladen, in ein Gefängniß geworfen worden, wo er, der Kälte, der Feuchtigkeit und der Dunkelheit ausgesetzt, nur zur Verzweiflung übergehen konnte. Unfähig nun, diesen Zustand länger zu er-

tragen, erklärte er, Theil genommen zu haben an Godfrey's Ermordung; und als er vor den Untersuchungsausschuß geführt wurde, gab er Umstände an, welche freilich nicht zur Sache paßten, die man aber deswegen nicht weniger zuließ. Von dem Könige und dem Staatsrath befragt, nahm er zwar seine Aussage als vollkommen unwahr zurück; als man ihn jedoch zum zweiten Male in den Kerker warf, bestimmten neue Leiden und neue Schrecknisse ihn zur Bestätigung seiner ersten Aussage. Er wurde demnach als Zeuge angenommen. Die angeblichen Mörder Godfrey's waren Hill, Green und Berry: lauter Personen niedrigen Standes; denn Hill war Bedienter eines Arztes, und die beiden andern gehörten zur papistischen Kapelle in Sommerset-House. Die Untersuchung dauerte lange, weil Bedloe's und Prance's Aussagen sich in den Hauptpunkten widersprachen. Dies allein hätte die Angeklagten retten sollen. Doch sie wurden deshalb nicht minder verurtheilt und hingerichtet. Auch sie starben, ihre Unschuld betheuernd; und da Berry als Protestant starb, so fand man es zum wenigsten befremdend, daß er mit Katholiken in einer solchen Sache habe conspiriren können.

Die Gerichtshöfe waren in dieser Zeit so wenig frei von Partheiwuth und kirchlichen Vorurtheilen, daß selbst die Richter (sie, die unter allen Umständen die Vertheidiger der Gefangenen und Wehrlosen seyn sollten) die Flamme noch mehr anbliesen. Nach der Verurtheilung Irelands, Grove's und Pickerings, sagte der Oberrichter zu den Geschwornen: „sie hätten gehandelt, wie gute Unterthanen und sehr gute Christen, d. h. wie sehr gute Protestanten." Dieser Oberrichter hieß Scroggs; und möge sein

Name ewig ein Gegenstand des Abscheus bleiben, weil der, welcher ihn führte, seine achtungswerthe Bestimmung in einem so hohen Grade verkennen konnte!

Am meisten mußten der König und der Herzog von York von der Unschuld der Hingerichteten überzeugt seyn. Da nun dem Könige ein unbedingtes Begnadigungsrecht zustand: so erstaunt man über nichts so sehr, als über die scheinbare Gleichgültigkeit, womit Karl diese Justiz-Morde vollziehen sah. Diese Gleichgültigkeit aber erklärt sich, sobald man erwägt, daß, obgleich Oates und Bedloe verruchte Sycophanten waren, der König und sein Bruder dadurch nicht an Unschuld gewannen. Beide hatten sich durch ihre, die Wohlfahrt Englands gewissenlos aufopfernde Politik außer Stande gesetzt, die Quelle der vertheilenden Gerechtigkeit zu seyn, glücklich, daß sie nicht selbst zur Verantwortung gezogen wurden.

Im nächsten Kapitel werden wir sehen, wie, nachdem es zwei Erzschurken gelungen war, das Heiligthum der Gerechtigkeit zu entweihen und unschuldiges Blut vergießen zu machen, alle Bemühungen der Bessergesinnten, der gegenseitigen Wuth eine Gränze zu setzen, vergeblich waren; und wie Karl, von dem Vertrauen der Nation verlassen, in seinen letzten Regierungsjahren sich nur dadurch zu retten vermochte, daß er vom Leichtsinn zur Tyranney überging.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Zunftwesen und Gewerbefreiheit.

(Fortsetzung.)

Will man sich eine angemessene Vorstellung von dem Zustande des Gewerbes vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhunderte in Frankreich machen: so muß man sich, vor allen Dingen, die Definition vergegenwärtigen, welche noch im achtzehnten Jahrhunderte, und zwar im Schooße der Parlamente, von dem dritten Stande gegeben wurde. Von diesem Stande wurde nämlich ausgesagt: er sei la gent corvéable et taillable à merci et à miséricorde. Und wahrlich, mehr braucht man nicht zu wissen, um den Ausspruch zu thun, daß sich das Gewerbe in Frankreich am längsten in dem Zustande der Leibeigenschaft erhalten und den der Erbunterthänigkeit beinahe gar nicht gekannt habe.

„Der dritte Stand, sagt Lemontey, war viel zu elend, als daß es in der Gewalt des Monarchen (Ludwigs des Vierzehnten) gestanden hätte, ihn noch tiefer herabzuwürdigen. Verrathen von der Magistratur, welche in die Reihen des Adels trat, verlassen von den meisten Gelehrten, die sich an den geistlichen Stand anschlossen, bildeten arme Tagelöhner, grobe Handwerker und kleine Kaufleute in schmutzigen Städten oder in dem Wirrwarr der Märkte ein unwissendes und verschmähetes Volk, ohne Nacheiferung, wie ohne Ruhe. Das Bischen Handel, das man duldete, war gebrandmarkt, und befand sich in den

Händen der Fremdlinge (Juden oder Italiäner), welche ein gieriger Hof und ein brutaler Pöbel mit Schmach überschütteten. Die Befreiung des Landmanns durch Ludwig den Zehnten hatte sein Schicksal keinesweges verbessert: die sogenannten Gerechtigkeiten und der größte Theil der Frohnen dauerten fort; der persönliche Dienst, in Geldleistungen verwandelt, war nicht minder drückend; die Kronsteuern und alles, was die Könige von Feudal-Rechten an sich genommen hatten, warfen ihn vollends zu Boden. Die ursprüngliche Usurpation der Edelleute sprang in die Augen durch die Verschiedenheit der Maße. Im Norden des Königreichs, wo die Barbaren Deutschlands mächtiger gewesen waren, galt die verhaßte Maxime: Kein Grundbesitz ohne Edelmann (Point de terre sans Seigneur); im südlichen Frankreich hingegen, wo die Municipal-Einrichtungen der Römer tiefere Wurzeln getrieben hatten, ließ man eine minder unbillige Regel zu; denn hier hieß es: Kein Edelmann ohne Anspruch (Point de Seigneur sans titre). Doch im Norden, wie im Süden, lebte der Landmann in Schande und Elend, geplündert durch die Schikanen der Feudisten, wenn er es von den Soldaten des Schlosses nicht in einem noch höhern Grade war, immerdar der Leibeigene des ersten und härtesten der Suveräne, d. h. des Elendes. Die den Städten verkauften Befreiungsbriefe hätten bessere Früchte tragen sollen. Man verstand noch nicht die betrügliche Kunst, eine ideale Freiheit tropfenweise zu destilliren. Die Städte, welche der Monarch für frei erklärte, waren frei, der Benennung und der Wirkung nach; denn sie hatten ihr Eigenthum, ihre Gerechtigkeitspflege und ihre Verwaltung, wie noch jetzt

Städte dieser Art in einigen Gegenden Deutschlands. Hat man nicht die Archive unsers alten Rechts gelesen, so kann man sich kaum vorstellen, wie weit die neueren Ideen über diese zarte Materie zurückgegangen sind. Ich glaube übrigens, daß in allen diesen Bewilligungen mehr Freigebigkeit als Aufrichtigkeit war; und daß, wem die Krone die Gemeinen erhob, um die Vasallen zu demüthigen, sie, nachdem ihr Zweck in Beziehung auf die letztern erreicht war, immer nur darauf dachte, wie sie die Gemeinen in ihre Gewalt bringen wollte. Mehr als einmal sah man die Agenten des Fiscus durch Verletzung der Freiheitsbriefe den Widerstand reizen, und den Fürsten, zur Strafe für die Empörung, die Privilegien zurücknehmen. Vor allen Dingen aber waren es unsere Bürgerkriege und Religionsstreitigkeiten, was die Rechte der Gemeinen in den Abgrund versenkte. Was dem Schiffbruch entrann, war läppisch, betrieglich, auf bloße Ehrenvorzüge berechnet, wurde ohne Gewissensscrupel verletzt, und diente nur zum Vorwande für neue Brandschatzungen. Ludwig der Vierzehnte brachte diese Trümmer kaum in Anschlag, und durch die Einführung von Intendanten und den Verkauf der immerwährenden Mairien drückte er der Vernichtung aller politischen und Municipal-Freiheiten das Siegel auf. Wenn auch hie und da eine Schlacke von alten Freiheiten übrig blieb, so war es nur ausnahmsweise. Die Ausübung der natürlichsten Rechte, z. B. die eigene Stadt zu bewachen, den selbst gewonnenen Wein zu verkaufen, eine Waffe zur Selbstvertheidigung zu tragen, verkleidete sich in Privilegium, und dieser Schund von parziellen Ungerechtigkeiten galt mehr, als das gemeine Gesetz."

So Lemontey mit bewundernswürdigem Scharfsinn und seltener Wahrheitsliebe.

Ist man nun mit dem Inhalt der französischen Geschichte vertraut: so muß man sich dahin entscheiden, daß das Gewerbe, sofern darunter hauptsächlich die Veredlung der rohen Stoffe und die Vertheilung dieser Kunsterzeugnisse durch den Handel verstanden werden muß, während des langen Zeitraums vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhunderte hinter dem deutschen Gewerbe weit zurückstand. Man muß sogar dafür streiten, daß ihm die Form, welches es in Spanien, in Italien und Deutschland durch das Zunftwesen erhielt, nur allzu lange fremd geblieben sei.

Schlagen wir Joinville's Denkwürdigkeiten auf, so stoßen wir auf Züge, welche das Gewerbe noch in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts als im Zustande vollkommner Leibeigenschaft darstellen: auf einen Zug, z. B. worin mit der höchsten Unbefangenheit erzählt wird, daß der Gutsherr einen, durch den Handel bereicherten Unterthanen gezwungen habe, die Hälfte seines Vermögens einem armen Edelmanne zu geben.

Mehrere Erscheinungen der früheren Franzosenwelt erklären sich überhaupt nur aus einem auffallenden Daniederliegen des Gewerbes. Dahin gehören die Streitigkeiten Philipps des Schönen mit Bonifaz dem Achten, wegen der freien Ausfuhr des Goldes und Silbers; denn wäre das Gewerbe in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts blühend gewesen, so würde auch ein angemessener Geldumlauf Statt gefunden haben; und hätte ein König von Frankreich in jener Zeit ein Einkommen auch nur von 100 Millionen Livres gehabt, so würde es zwischen ihm

und dem Pabste nicht zu einem Zank gekommen seyn, der, nachdem die Gesetze des Anstandes darin auf das Gröbste verletzt waren, sich mit einer Versetzung des päbstlichen Stuhls von Rom nach Avignon endigte. Nur, um die Priesterschaft seines Königreichs, nach seinem Willen zu beugen, gestattete Philipp der Schöne den Gewerbtreibenden den Eintritt in die allgemeine Ständeversammlung: denn bis zu welchem Grade diese Gewerbtreibenden noch la gent corvéable et taillable à merci et à miséricorde waren, das offenbarte sich vorzüglich darin, daß sie den König bei seiner Erscheinung in ihrer Versammlung nicht anders als auf den Knieen liegend empfingen.

Die Streitigkeiten, worein Frankreichs Könige aus dem Hause Valois mit den Königen von England geriethen, trugen nicht wenig zur Unterdrückung des Gewerbes bei; und obgleich in den größeren Städten sich ein freieres Bürgerthum entwickelt hatte, so zeigte sich doch bei mehr als einer Gelegenheit, daß es keiner Achtung genoß, was wesentlich immer nur die Folge seiner Kraftlosigkeit seyn konnte. Die Denkungsart der Könige des funfzehnten Jahrhunderts war noch nicht so veredelt, daß sie in ihren Unterthanen (den Adel allein ausgenommen — und dieser wollte nicht einmal dahin gerechnet seyn —) noch etwas mehr gesehen hätten, als einen zu ihrem Nutzen und Vergnügen vorhandenen Stoff, über welchen sie nach Belieben verfügen könnten. Heinrich der Fünfte, König von England, fand nichts Anstößiges darin, nach der Schlacht bei Azincourt die Kriegsgefangenen niederhauen zu lassen, bloß, weil es einer französischen Streifparthei gelungen war, das englische Lager zu plündern; und mit gleicher Grausamkeit ließ

er die Bürger von Rouen über die Klinge springen, bloß weil sie gewagt hatten, ihre Stadt gegen seinen Angriff zu vertheidigen. Nicht besser aber machten es die Könige von Frankreich bei jedem Widerstande, auf welchen sie trafen. Seltsame Erscheinung! Die Könige dieser Zeit wünschten stark und mächtig zu seyn; doch über alles, was dahin führen konnte, tappten sie so sehr im Finstern, daß sie in den meisten Fällen nur das thaten, was ihre Abhängigkeit von dem Adel und folglich ihre Schwäche verewigen mußte. Der Adel selbst — war er wirklich stark? Nichts weniger, als das! Weil er nur genießen, nicht arbeiten wollte, so trat er nie aus der Bedürftigkeit hervor; und diese war um so unvertilgbarer, weil er nichts emporkommen ließ, was ihn hätte verdunkeln können. Frankreich hatte im funfzehnten Jahrhundert zwar seinen Ackerbau; aber selbst dieser schloß allen wahren Reichthum aus, weil er aller Aufmunterungen entbehrte: er diente nur zur Verlängerung des Lebens und zur Aufrechthaltung derjenigen Verhältnisse, von welchen man in diesen Zeiten annahm, daß sie für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung einen unbedingten Werth hätten. In Deutschland verdrängte in dieser Periode, vermöge eines blühenden Gewerbes, eine Erfindung die andere, während von Frankreich keine einzige ausging; wahrlich nicht, weil die Bewohner dieses schönen Landes minder geistreich waren — denn über diesen Punkt haben sie sich in späteren Jahrhunderten vollkommen gerechtfertigt — sondern weil sie, von Adel und Geistlichkeit gleich sehr gezwängt, eines geringeren Grades von Freiheit genossen, als die Deutschen in ihren reichs-unmittelbaren Städten.

Das sechzehnte Jahrhundert verfloß für Frankreich unter anhaltenden Kriegen, welche, nachdem sie in der ersten Hälfte in Italien und an der West- und Ost-Gränze geführt waren, in der zweiten Hälfte, vermöge des Geistes des Protestantismus, in Bürgerkriege ausarteten. Mit welchen Zerstörungen für das Gewerbe diese verbunden waren, geht vielleicht über jede Beschreibung hinaus. Der elende Zustand des Ackerbaues am Schlusse des Jahrhunderts malt sich am besten in der Aeußerung des wohlwollendsten Königs, den Frankreich je gehabt hat; ich bezeichne hierdurch Heinrich den Vierten, der das Maximum ackerbaulicher Wohlhabenheit in dem Huhn fand, das, seinen Wünschen zufolge, jeder Bauer Sonntags in seinem Topfe haben sollte. Wahrlich, das Gewerbe kann da keine Fortschritte gemacht haben, wo der Bauer, nachdem er sechs Tage im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, am siebenten sich nicht einmal ein Huhn zu seinen gewöhnlichen Genüssen zulegen kann! Allein man begreift etwas von den Erscheinungen dieser früheren Franzosenwelt, wenn man in Erwägung zieht, daß noch gegenwärtig, wo das Gewerbe sich auch in Frankreich unendlich verbessert hat, nur ein Fünftel seiner Bewohner in den Städten lebt und dem Gewerbe obliegt, während die übrigen vier Fünftel mit einem Ackerbau beschäftigt sind, der auf kleinen Schollen so uneinträglich ist, das er kaum das Leben fristet. Um wie viel mehr mußte dies im sechzehnten Jahrhundert der Fall seyn! Wenn nun die Franzosen sich immerdar in den Ackerbau gedrängt haben: so erklärt sich auf der einen Seite die Bedürftigkeit ihrer Regierung, auf der andern der zum Kriege aufgelegte Geist der Nation. Nur ein

wahrhaft wohlhabendes Volk verabscheut den Krieg, weil es dadurch nur verlieren, nicht gewinnen kann; ein nicht wohlhabendes hingegen sucht den Krieg, weil es dadurch zu gewinnen glaubt, und sich auf jeden Fall des Ueberschusses seiner Bevölkerung entledigt. Nun aber ist wahre Wohlhabenheit nur da zu suchen, wo es eine große Mannichfaltigkeit gesellschaftlicher Verrichtungen giebt, und wo das Verhältniß der ackerbauenden Classe zu den nicht ackerbauenden von einer solchen Beschaffenheit ist, daß jene in diesen das stärkste Unterpfand für ihr Wohlseyn, hat. Der Schluß ist leicht gezogen; denn, was auch die Revolution im Uebrigen für die Classe der Ackerbautreibenden gethan haben möge, so hat sie ihr Verhältniß zu den Nicht-Ackerbautreibenden doch gar nicht so verbessert, daß sie zu einer Wohlhabenheit gelangt wäre, welche den kriegerischen Sinn verdrängen könnte. Blut wird in Frankreich noch sehr lange weniger gelten, als Gold.

Ueber große Männer, welche einer früheren Zeit angehören, soll man niemals nach dem Maßstabe urtheilen, der in einer späteren Zeit erworben ist. Sully hat um Frankreich das große Verdienst, daß er in das, von ihm vorgefundene financielle Chaos zuerst Regelmäßigkeit und Ordnung gebracht hat; allein, wie weit dieser Staatsmann davon entfernt war, die wahren Quellen eines reichen Staatshaushalts zu kennen, dies hat er in seinen Denkwürdigkeiten auf eine so treuherzige Weise verrathen, daß ich nichts kenne, was den Zustand des Gewerbes in Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, so wie die Unbekanntschaft, worin man hinsichtlich des Wesens der Gesellschaft in dieser Periode lebte, vollständiger schildert, als die Un-

terredung, welche er mit Heinrich dem Vierten über die Einführung des Seidenbaues und die Errichtung von Fabriken in Frankreich hatte.

Bekanntlich wünschte Heinrich der Vierte dergleichen, um die Südfranzosen auf eine, ihrem Genius angemessene Weise zu beschäftigen und die hergebrachte Armuth in diesem Theile seines schönen Königreichs zu vermindern. Sully, welcher Ackerbau und Viehzucht nicht bloß als die ergiebigsten, sondern selbst als die einzigen Quellen (mamelles) des National-Reichthums betrachtete, bekämpfte aus allen Kräften Heinrichs wohlwollenden Gedanken; und indem er hinterher diese Unterredung niederschrieb, hinterließ er der Nachwelt den Maßstab, an welchem die staatswirthschaftliche Einsicht der vorzüglichsten Köpfe seiner Zeit gemessen werden muß.

„Sehr weise, so sagte er, habe die Vorsehung es also eingerichtet, daß das eine Land dieses, das andere jenes hervorbringe; denn ihre Absicht sei, die Völker der Erde durch gegenseitige Bedürfnisse an einander zu knüpfen. Bei der Vertheilung der einzelnen Güter aber sei Frankreich wahrlich nicht zu kurz gekommen: denn von allen Ländern der Erde, Aegypten vielleicht allein ausgenommen, bringe es die reichste Fülle von Dingen erster Nothwendigkeit und von Bequemlichkeiten aller Art hervor. Sein Getreide, seine Gartenfrüchte, seine Weine, sein Hanf, sein Flachs, seine Wolle, seine Oele und sein Ueberfluß an Vieh aller Art erhöben es über die Nothwendigkeit, seine Nachbarn zu beneiden, die, wenn sie sich auch in dem einen und dem anderen Artikel mit Frankreich messen könnten, dennoch, im Ganzen genommen, weit hinter dem-

selben zurück ständen, wie Spanien, Italien und Sicilien. Wahr sei es, die Natur habe Frankreich die Seide versagt, weil der Frühling sich zu spät einstelle, und in der Regel sehr feucht sei; allein dadurch gehe für Frankreich nichts verloren. Die Arbeiten und Beschäftigungen des Landbaues ließen nur Diejenigen müßig, die es durchaus seyn wollten. Man müsse es darauf anlegen, dem Volke die Beweggründe und Vorwände des Müßigganges abzuschneiden; geschähe dies aber wohl dadurch, daß man ihm die Cultur der Seide als einen Gegenstand der Beschäftigung darbiete? Vor allen Dingen berede man es, ein Geschäft sicheren und hinreichenden Ertrags gegen ein anderes fahren zu lassen, dessen Ertrag zweifelhaft und zufällig sei. Bei der großen Neigung der Menschen, die leichtere Arbeit der schwereren vorzuziehen, sei dies eben kein großes Kunststück; allein gerade hierin liege ein zweiter Grund verborgen, um dessentwillen man das Volk in seiner gewohnten Beschäftigung nicht unterbrechen müsse. Es sei nämlich zu allen Zeiten bemerkt worden, daß die besten Soldaten aus den Familien abgehärteter Landleute und nervigter Handwerker hervorgingen; und brächte man an ihre Stelle Menschen, die nur leichte Beschäftigungen kenneten, so würde es sehr bald um die kriegerische Vortrefflichkeit geschehen seyn, welche Frankreich in jeder Hinsicht so nothwendig wäre. Doch nicht genug, daß man das Landvolk entnerve, führe man auch bei den Städtern den Luxus mit allen seinen gefährlichen Folgen ein, als da wären: Wollust, Weichlichkeit, Müßiggang und häuslicher Ruin. Habe man denn in Frankreich der unnützen Bürger, welche, unter einem Kleide von Scharlach und Gold,

die Sitten wahrer Weiber verbärgen, noch nicht genug? Wäre von den unermeßlichen Summen die Rede, welche zur Unterhaltung dieses Luxus aus Frankreich gingen, so diene zur Antwort: das beste Mittel sei, diesen Luxus zu untersagen und durch tüchtige Reglements die Dinge auf den Fuß zurück zu führen, worauf sie unter Ludwig dem Elften, Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften gestanden hätten. Dies sei um so nothwendiger, da man, mit einiger Aufmerksamkeit, nicht umhin könne, die Entdeckung zu machen, daß die Urheber der neuen Moden Leute wären, die, weil sie die Kunst verstanden hätten, das Staatsvermögen auf sich abzuleiten, trotz der Verächtlichkeit ihrer Sitten, über den Beutel der Besseren geböten, und alles ihren Launen unterwürfen. Es wären aber nicht bloß die seidenen Kleider, über welche der Arm des Fürsten herfallen müsse; die Diamanten, die kostbaren Steine, die Statüen, die Gemälde u. s. w. verdienten auch eine Reform, so wie manches Andere, z. B. die Equipagen, die Geschirre, die Möbel. Die auswärtigen Manufakturen verschlängen nicht den zehnten Theil des Goldes, welches in Frankreich ohne Noth verschwendet werde. Die Herren von der Justiz und von der Finanz schienen nur dazu vorhanden zu seyn, den Staat zu Grunde zu richten; darüber lasse sich viel sagen."

Welchem Staatsmanne der gegenwärtigen Zeit würde man ein solches Raisonnement verzeihen? Warum aber verzeihet man es einem Sully, vorausgesetzt, daß man billig ist und daß man sich in eine frühere Periode zu versetzen versteht? Gewiß aus keinem anderen Grunde, als weil man fühlt — wäre es auch nur dunkel — daß da,

wo ein Staatsmann sich auf eine so oberflächliche Weise erklären kann, das Gewerbe keine bedeutende Fortschritte gemacht haben könne; wie denn dies wirklich der Fall in Frankreich war und blieb, bis Colberts schöpferischer Geist, frei von allen Standesvorurtheilen, zuerst ahnete, daß die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen für einen Staat, welcher stark seyn will, nie allzu groß werden kann, und bis Turgot, ein Jahrhundert später, alle die Fesseln zerschlug, wodurch das Gewerbe bis dahin verhindert worden war, das natürliche Verhältniß, worin Kraft und Zeit zu einander stehen, zum Vortheil des Gewerbes zu benutzen. Doch dies ist ein Gegenstand, über welchen sich erst weiter unten mit Bestimmtheit reden lassen wird.

Um dahin zu gelangen, werfen wir vorher nur noch einen flüchtigen Blick auf dasjenige Land, welches sich in neuerer Zeit am meisten ausgezeichnet hat durch die glänzende Entwickelung, die seinem Gewerbe eigen ist; wir meinen Großbritannien.

Die, welche in der gegenwärtigen Zeit vor dieser Entwickelung so sehr erstaunen, daß sie die Hoffnung, einen gleichen Grad zu erreichen, lieber aufgeben, als muthig Hand an's Werk legen wollen — diese sollten wenigstens nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, wo England, hinsichtlich des Gewerbes, weit hinter den Ländern des mittleren Europa zurück stand, und, um Spielraum für überschüssige Hände zu gewinnen, seine junge Mannschaft an die oströmischen Kaiser verhandelte.

Versetzen wir uns in das zwölfte Jahrhundert, wo die Leibwache der Komnenen ganz aus Engländern bestand:

so sehen wir, unter der Regierung Heinrichs des Zweiten, den Erzbischof von Canterbury, Thomas Beckett, seine zahlreichen Gäste in einer großen Halle auf eine Weise bewirthen, welche sehr bestimmt aussagt, daß England in diesen Zeiten kaum irgend ein anderes Gewerbe kannte, als den Ackerbau und die Viehzucht, verbunden mit einigem Handel; denn jene Halle ist so leer an allen Geräthschaften und Bequemlichkeiten, daß sich die vornehmen Gäste, wie das liebe Vieh, längs den Wänden lagern, wo ihnen von der Dienerschaft, in Speise und Trank, das Vergnügliche gereicht wird. Welcher Lord oder Gentleman des neunzehnten Jahrhunderts hätte an diesem Mahle Theil nehmen mögen? und wenn man dies Sitteneinfalt nennen will, mit wie viel Schmutz und Ekelhaftigkeit mußte sie verbunden seyn! Sehr allmählig, und erst nach heftigen Erschütterungen des ganzen gesellschaftlichen Zustandes, sehen wir den Landmann aus den Banden einer Leibeigenschaft hervorgehen, die seine ganze Kraft in Anspruch nimmt, weil sie sich seiner ganzen Zeit bemächtigt hat. An Geldumlauf ist während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts so wenig zu denken, daß die freiwilligen Steuern in Wolle bezahlt werden, welche die Könige nach den Niederlanden senden, um Metall dafür einzutauschen — Metall, das nothwendig nach dem festen Lande zurückfließet, weil man sich bekleiden will. Erst unter Eduard dem Dritten, d. h im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, erhielt England seine ersten Tuchmacher aus den Niederlanden: so weit war es in den nothwendigsten Gewerben zurück! Ein großer Theil des funfzehnten Jahrhunderts verfloß unter den Kämpfen der rothen und der

weißen Rose, d. h. unter zerstörenden Bürgerkriegen. Heinrich der Siebente muß als der wahre Urheber von Englands gegenwärtiger Gewerbsgröße betrachtet werden; und zwar nicht durch die directen Begünstigungen, wodurch er das Gewerbe etwa aufgemuntert hätte, wohl aber durch die Organisation, welche er dem Ackerbau gab: eine Organisation, die, indem sie den Grundbesitz an das Vorrecht der Erstgeburt knüpfte, den Ueberschuß der ackerbaulichen Bevölkerung in die Städte trieb, die sich erst von diesem Augenblick an, wie wohl sehr langsam, erhoben. England, gegenwärtig reicher, als jedes andere Land von gleichem Umfange und gleicher Bevölkerung, war unter der Königin Elisabeth, d. h. in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, noch so arm, daß der Bauer zum Kopfkissen nichts weiter hatte, als einen ausgehöhlten Klotz: ein Umstand, welcher beweiset, daß das Gewerbe im Allgemeinen sehr zurück war, indem es für den Landmann keine Aufmunterungen in sich schloß. Auch ist keines Landes frühere Geschichte durch den Kampf der Regierung mit dem Gelde mehr ausgezeichnet, als die Englische; und wenn man von irgend einer Regierung sagen darf, sie habe sich auf die richtige Behandlung dieses Ausgleichungsmittels der gesellschaftlichen Arbeit am wenigsten verstanden, so ist es die Brittische. Dies geht so weit, daß man sagen kann, Englands ganze Verfassung sei das Ergebniß dieses Kampfes. Hätten die Stuarts die Kunst verstanden, das Gewerbe blühender zu machen, so würden sie vor den Schicksalen bewahrt geblieben seyn, die sich mit ihrer Vertreibung endigten. Elisabeth hatte ihnen den rechten Weg

gezeigt, als sie, den Kampf Philipps des Zweiten mit den Niederlanden zum Vortheile Englands benutzend, die Ausfuhr der Wolle verbot, damit die gewerbfleißigen Niederländer sich in größerer Anzahl unter den Britten ansiedeln möchten. Doch, berauscht von ihren eingebildeten Vorrechten, und überall die Wirkung ohne die Ursache, den Zweck ohne das Mittel wollend, thaten die Stuarts, mit einem beinahe unbegreiflichen Unverstande, alles, was in ihren Kräften stand, um ihre Unterthanen in einen niedrigern Culturgrad, als sie bereits erworben hatten, zurück zu stürzen; und um die Zeit, wo ihre Vertreibung nicht mehr fern war (im Jahre 1685, wo Jacob der Zweite den Thron bestieg), da führte die Aufhebung des Edikts von Nantes den Engländern, von Frankreich her, alles das zu, wodurch ihr Gewerbe sich rasch auf eine höhere Stufe erheben konnte. Wirklich kam das brittische Gewerbe erst von dieser Zeit an in Flor.

Man sieht aus allem, was wir über die Fortschritte des Gewerbes in Frankreich und England bemerkt haben, daß dasselbe unendlich weniger in den Banden des Zunftzwanges ging, als in Italien und Deutschland. Nicht, daß es in jenen Reichen nicht auch Meister, Gesellen und Lehrlinge gegeben hätte; dergleichen wird das Gewerbe unter allen Umständen voraussetzen. Allein das Gewerbe hatte weniger den Charakter der Erbunterthänigkeit, der (wie wir gezeigt zu haben vermeinen) ein höherer ist, als der der Leibeigenschaft; und die Ursache dieser Erscheinung kann nicht wohl eine andere gewesen seyn, als, daß das Gewerbe, vermöge der königlichen Autorität, die nie von

diesen Ländern wich, nicht die doppelte Bestimmung in sich trug, zugleich den Bürger und den Soldaten in derselben Person aufrecht zu erhalten.

Wir müssen nun zunächst untersuchen, wodurch diese doppelte Bestimmung zuerst geschwächt und dann gänzlich aufgehoben wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kreditgeld und Zettelbanken.

Bei Beurtheilung der Zulässigkeit oder Schädlichkeit des gemünzten Papiers, oder der Bankzettel, geht man gewöhnlich von den Grundsätzen aus, welche bei Banken, sofern sie Handels-Institute sind, obwalten.

Als solche sind Banken eigentlich nichts, als eine Niederlage gewisser Zahlmittel, gemeinschaftliche Kassen, oder Deposita.

Das Geschäft der Zahlungen, welches diesen Banken fast gleichzeitig übertragen worden, macht die ursprünglichen Deposito-Banken zugleich zu Giro- und wohl auch zu Wechsel-Banken, je nachdem sie die Zahlung durch Umschreiben von einem Conto auf das andere, oder auch durch Austausch einer Münzsorte gegen die andere leisten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die, in den Banken niedergelegten Baarschaften nur in einem verhältnißmäßig geringen Theile zu wirklichen baaren Zahlungen erfordert werden; und hieraus mag der Gedanke entstanden seyn, jene Baarschaften auch zu andern Zwecken zu benutzen. So sind also Leih- und Disconto-Banken gegründet, je nachdem das gegebene Unterpfand in werthhabenden Effekten oder in Handelspapier bestand.

Im Verfolg eben dieses Gedankens mag man darauf verfallen seyn, die Basis einer Bank, oder das in derselben niedergelegte Geld von vorn herein unter irgend einem gewählten Werthzeichen wieder weg zu geben, und den Fonds der Bank als Unterpfand für diese Werthzeichen

anzusehen. Der kaufmännische Ursprung der Banken hat es wohl mit sich gebracht, daß diesen Werthzeichen die Gestalt der Wechsel à vista oder der assignations au porteur gegeben worden; und so sind die Bankzettel zum Vorschein gekommen, welche von den Zettelbanken emaniren.

Alle diese Bestimmungen und Geschäfte haben bloß Bezug auf den größeren Handel, dem sie zur Erleichterung und Bequemlichkeit der Zahlungen oder des Geldtransports dienen. Für den innern Verkehr, die Zirkulation, oder das umlaufende Zahlungsmittel selbst entsteht noch nichts daraus.

Wenn aber der Fonds der Bank, indem er seine ursprüngliche Qualität eines Depositi und Unterpfandes beibehält, zugleich als nutzbares Kapital verwandt wird: so ist es offenbar, daß dadurch eine Vermehrung der Zahlmittel in der Zirkulation entsteht, und zugleich, daß die Bank außer Stand gesetzt wird, denen, die das Geld bei ihr niedergelegt haben, dasselbe sofort zurück zu geben.

Da eine Bank, so wenig wie irgend ein Privatmann, Kapitalien ausgiebt, ohne eine Gewähr dafür zu erhalten, so sollte man glauben, daß eine solche Operation den Kredit der Bank nicht schwächen könne, da sie, in der That, im vollen Besitz des Werths ihres Grundkapitals geblieben ist, und dies letztere vielmehr durch die Kapitalrente vermehrt hat. Selbst in dem Falle, da sie tägliche Zahlungen zu leisten hätte, könnte sie dennoch den ganzen Ueberschuß ihres Fonds, welcher zu solchen Zahlungen erfahrungsmäßig nicht benutzt wird, als Kapital benutzen, ohne ihre Geschäfte zu stören, oder ihren Kredit zu schmählern.

Wenn z. B. die Hamburger Bank einen Fonds von 10 Mill. besitzt, wovon sie zu ihren täglichen baaren Zahlungen nur 1 Million braucht: so sehe ich nicht, warum sie die übrigen 9 Millionen nicht als Kapital benutzen könnte, wofern die theilhabende Kaufmannschaft damit einverstanden, oder unter sich darin einig wäre, ihr Bankgeld in gleichem Werthe zu erhalten, ungeachtet es in baaren Silberbarren nicht vorhanden ist. Bei der Amsterdamer Bank war es sogar statutenmäßig, daß das eingelegte Grundkapital nicht wieder heraus gezogen werden konnte.

Als der venetianische Staat durch seine Anmaßungen in der Levante in verdrießliche Händel verwickelt wurde, und es ihm bei seinem bemerklichen Verfall an den nothwendigen Hülfsmitteln gebrach, bemächtigte derselbe sich eines großen Theils des Fonds der Bank dello spirito santo, indem er sich selbst als Gewähr und Unterpfand dafür erklärte. Der venetianischen Kaufmannschaft blieb dieser Umstand lange verborgen; alle Geldgeschäfte wurden in der Bank mit demselben Vertrauen abgemacht, als früher, und niemand fiel auf den Gedanken, daß das Bankgeld weniger werth geworden seyn könne. Dies kann wohl zum Beweise dienen, daß eine theilweise Benutzung des Fonds einer Bank neben den Geschäften ihrer eigentlichen Bestimmung sehr wohl bestehen könne.

Die Londoner Bank ging gleich bei ihrer Gründung noch viel weiter: im J. 1694, ihrem Geburtsjahre, gab sie den Betrag ihres Fonds von 11 Millionen in Bankzetteln aus, und bewilligte zugleich der Regierung eine Anleihe von ebenfalls 11 Millionen in klingender Münze. Um die, ihr täglich vorkommenden Bankzettel realisiren zu kön-

nen, war es hinlänglich, von den Aktionairs einen kleinen Nachschuß von etwa 300,000 Pf. St. zu fordern. Der Fonds der Bank bestand also damals lediglich in Staatspapieren; — jedermann wußte dieses, und gleichwohl nahm jeder die Bankzettel für baares Geld. Nachdem aber die Bank-restriction-bill erlassen, und die Verbindlichkeit der Bank zur unverzüglichen Realisation der Bankzettel dadurch suspendirt worden, verloren auch die Bankzettel von ihrem Nominal-Werthe.

Der caisse d'escompte in Paris ging es eben so: sie mogte schon sehr lange über ihren baaren Fonds disponirt haben, wovon sie der Regierung bekanntlich 70 oder gar 95 Millionen vorgeschossen hatte, ohne deshalb ihren Credit geschwächt zu sehen; sobald aber ihr Cassirer im Jahre 1788 zur Realisation eines Billets von 100,000 Thalern zwei Tage Aufschub verlangte, war es um ihren Credit geschehen.

So lange also die Erfahrung lehrt, daß eine Bank ihre Verbindlichkeiten wirklich erfüllt, wird die Untersuchung von dem großen Publikum nicht angestellt, ob sie im Stande sei, diesen Verbindlichkeiten in ihrem ganzen Umfange zu genügen. Sie bleibt in ihrem vollen Credit, und ihre Papiere gelten für baar Geld. Nur dem Kaufmanne genügt dieses nicht; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er häufig in die Lage kommt, seinen ganzen Fonds zu gebrauchen, und daher wissen muß, daß die Bank, welcher dieser Fonds anvertraut ist, das baare Geld wirklich vorräthig und disponibel hat.

Nach meiner Meinung hat daher Sonnenfels (Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz, Th. III. Kap. 7.)

Recht, wenn er die Banken in kaufmännische und politische theilt, wiewohl er diesen Unterschied nur beiläufig und ohne weitere Benutzung macht. Zur richtigen Beurtheilung des Bankwesens und des Papiergeldes scheint es mir aber gegenwärtig nöthig, diesen Unterschied fest zu halten und zu bestimmen. Die Vernachlässigung dieses Unterschieds, die vermischte und indistinkte Anwendung der Grundsätze auf Banken aller Art, und das daraus entstandene Schwanken in der Verwaltung derselben, sind, wie ich glaube, die Hauptursachen gewesen, weshalb so viele Banken ihren Credit verloren haben, oder auch gänzlich untergegangen sind. Aus eben diesem Grunde haben die mehrsten Urtheile über die Banken, ihren Werth und Einfluß auf den Handelsverkehr und die Zirkulation so wenig Haltung, und leiden entweder an der Einseitigkeit, oder an der Verwechselung der Begriffe.

Handels-Banken nenne ich solche, deren Zweck es ist, für eine gewisse Gesellschaft von Kaufleuten eine gemeinschaftliche Kasse zu bilden, in welcher die gegenseitigen Zahlungen nach einer unveränderlichen Rechnungsmünze geschehen.

Eine solche Bank ist bloß als eine Niederlage der kaufmännischen Zahlungsmittel anzusehen; und diese Betrachtung bringt es mit sich, daß sie zu jeder Zeit und genau vollzählig sei. Das, bei derselben niedergelegte Metall, es sei gemünzt oder nicht, ist als das Unterpfand anzusehen, worauf der Kaufmann seinen Credit, den guten Glauben an seine vollkommene Zahlungsfähigkeit stützt, worauf er sein Kassenbuch gründet, seine Zahlmittel berechnet, und seine Zahlungen leistet. Würde die Bank irgend

einen Theil des, ihr überlieferten Unterpfandes nicht wirklich baar vorräthig haben, so würde auch das Unterpfand nicht vollständig seyn; die Kassenrechnung und die Zahlung müßten einen Ausfall erleiden, und der Credit wäre erschüttert. Es könnte dem Kaufmann in solchem Falle mit der Bank nicht anders ergehen, als es ihm mit einem Wechselschuldner ergeht, der ihm zur Verfallzeit 5, 10 oder irgend ein anderes Prozent des Wechselbetrags abziehen will. Der Schuldner ist unfehlbar bankerot — und so ist es auch die Bank.

Zwar bis zum Verfalltage ist der Bezogne zahlungsfähig, oder wird dafür angesehen: steht er übrigens in Credit, so werden die auf ihn laufenden Wechsel unbedenklich mit baarem Gelde gekauft oder dafür angenommen. Aber schon der leiseste Verdacht, daß der Bezogne schwanken könne, raubt seinen Wechseln ihren Nominal-Werth; sie werden schwerer untergebracht, geben höhern Discont, und was dergleichen Zeichen eines schwankenden Credits mehr sind.

Gerade so geht es der Bank: so lange niemand auf den Gedanken geräth, daß sie weniger baare Zahlmittel besitze, als ihr übergeben sind, wird sie mit vollem Vertrauen gesucht: sie empfängt und zahlt Geld, und jeder Kaufmann glaubt seine Kasse in der Bank so sicher und vollständig, als in seinem Hause. Sobald hingegen eine Ahnung Raum gewinnt, daß der Bank an ihrem Fonds irgend etwas fehle, so ist es auch um ihren Credit geschehen. Jeder eilt, sein Guthaben herauszuziehen: die Furcht, der letzte zu seyn, und also eine leere Kasse zu finden, drängt alle Welt zur Bank, und diese kann dem Andrange nicht

genügen. Dabei entsteht nun folgender Calcul: die Bank hat so oder so viel weniger Baarschaft, als sie haben soll; sie kann nicht nachweisen, daß das Fehlende zu dem Conto dieses oder jenes Einzelnen gehöre; folglich fehlt an jedem einzelnen Conto etwas, und folglich hat das Bankgeld nicht mehr seinen ursprünglichen Werth. Das baare Geld gewinnt demnach ein Agio gegen Bankgeld: ein jeder sucht das letztere loszuschlagen, und nimmt seine Kasse nach Hause. Dies alles liegt in der Natur der Sache, und ist genau, was sich bei der venetianischen Bank, deren ich vorhin gedachte (nach Abzug der Ehrfurcht, welche die Regierung in ihrer damaligen Stellung einflößte), zugetragen hat.

Die Bedingung, daß das in einer Handelsbank niedergelegte Geld auch wirklich und vollständig darin vorhanden sei und bleibe, ist demnach schlechthin nothwendig für den Bestand des Instituts, so wie für die Ruhe, Sicherheit und den ungestörten Geschäftsgang der Interessenten. Das Geld ist des Kaufmannes Pflug: nur Er soll damit pflügen, und kein anderer; auch die Bank darf sich desselben nicht bedienen, weil doch zwei nicht gleichzeitig mit Einem Pfluge arbeiten können.

Die Unveränderlichkeit des Bankgeldes, oder ihrer Rechnungsmünze, ist zwar nicht durchaus so nothwendig; allein sie macht doch eine wesentliche Basis des Organismus einer Handelsbank aus. Eine Bank, die nach Belieben in Dukaten, Guineen, Brabanter Kronen, Rubeln, und was immer für Münzsorten zugleich, rechnete und zahlte, würde allerdings ihre Geschäfte machen können, vorausgesetzt, daß sie wirklich im Besitz aller dieser Münzsorten

sei. Allein, der Schwierigkeit nicht zu gedenken, sich alle Geldsorten anzuschaffen, welches eigentlich nicht der Bank, sondern dem Aktionär, der das Geld einlegt, obliegen muß, so würde auch für den Verkehr in der Bank die größere Schwierigkeit entstehen, diese Geldsorten in andre zu verwechseln, und das jedesmalige Agio von der einen zur andern so zu berechnen, daß die Bank niemals in Verlust kommen kann, wofür sie keine Art von Deckung haben würde.

Für den Kaufmann müßte diese Lage der Sache ebenfalls schwierig und verdrießlich seyn: denn er möge sein Guthaben bei der Bank immerhin in vielerlei Geldsorten haben, so wird er doch häufig in solchem Gelde zahlen müssen, das er gerade nicht hat — ja sogar nicht haben kann. Es käme zum Beispiel eine Zahlung in Albertus-Thalern oder in römischen scudi d'oro vor, so würden beide, die Bank und ihr Aktionär, in gleicher Verlegenheit seyn. Aber auch ohne daß eben von solchen seltenen oder gar nicht vorhandenen Münzen die Rede wäre, würde schon im täglichen Handelsverkehr eine ähnliche Verlegenheit eintreten, weil auch der reichste Kaufmann nicht immer alle die Geldsorten, oder doch nicht in der erforderlichen Menge haben kann, deren er gerade bedarf. Also müßte neben der eigentlichen Bank auch eine Wechselbank angeordnet seyn, die den Umsatz aus einer Geldsorte in die andere bewirkte, oder der Kaufmann müßte selbst die Reduktion in dasjenige Geld vornehmen, welches er in der Bank vorräthig hat.

Die Bank selbst darf sich, in keinem Falle, weder mit dem Verwechseln noch mit dem Verrechnen abgeben, weil da-

bei aus der täglichen Variation der Cours-Verhältnisse einiger Verlust unvermeidlich seyn kann, und das Geschäft in endlose Verwickelungen gerathen würde. Je geringer also die Zahl der Geldsorten ist, in denen die Bank zahlt und rechnet, desto einfacher ist das Geschäft, und desto weniger Verlust hat der Kaufmann durch die Verwechselung zu fürchten; und diese Erwägung führt ganz gerade zu dem Resultate, daß es am angemessensten sei, wenn die Bank nur ein einziges Geld annimmt und darin zahlt.

Die innere Unveränderlichkeit des Bankgeldes oder der Rechnungsvaluta ist eine ganz unmittelbare Folgerung aus dem Begriffe von der Einheit oder der Basis jeder Rechnung. Diese Einheit muß jeder Veränderlichkeit unzugänglich seyn, wenn anders die Rechnungs-Resultate zuverlässig seyn sollen — und in Geldsachen — wenn wirklich dasjenige ganz gezahlt werden soll, was gefordert wird.

Die Münzen sind, ihrem Wesen nach, bekanntlich Theile einer angenommenen Einheit irgend eines gewählten Metalls, es mag dies nun die Köllnische Mark Silber oder die Unze Standard-Gold seyn; und sofern das, in der Münze angegebene Verhältniß zur Einheit wirklich beobachtet ist, kann jedes gemünzte Geld als Bankgeld dienen. Allein jede Münze verliert durch die Abnutzung im Umlauf etwas von ihrem Gewichte, und dieses wird mit der Zeit allerdings merklich. Der Beweis ist z. B. durch das englische Silbergeld geführt, und er stellt sich auch in der Rechnung z. B. des alten dänischen Courant dar. Das Pari dieser, zu $11\frac{3}{8}$ Thaler aus der Köllnischen Mark fein geprägter Münze ist $123\frac{5}{12}$ in Hamburger Banko, da es doch gegenwärtig zwischen 125 — 126 steht, indem es

durch die Zeit an Gewicht und Werth verloren hat. Ueberdies werden die kleinen Fehler, welche bei dem Münzen begangen werden, bekanntlich von der Gesellschaft der Wipper sorgfältig benutzt; und weil sich auch noch eine Gesellschaft der Kipper dazu eingefunden hat, so ist die Industrie dieser beiden Gesellschaften die Ursache des verringerten Werths verschiedener Münzsorten geworden. Unter diesen Umständen schicken sich die im Umlauf befindlichen Münzen nicht zum Bankgelde, und es ist deshalb eben so natürlich, als richtig, daß die Banken entweder eine imaginaire Rechnungs-Valuta, oder ein gegebenes Gewicht von einem edlen Metalle zur Grundlage ihres Verkehrs gewählt haben. Beide sind unveränderliche Größen, und es bleibt jedem überlassen, sich den Werth seines gemünzten Geldes, nach dem Gewicht und innern Korn desselben, gegen jene zu berechnen. Das Depositum der Bank bleibt in seinen ursprünglichen Würden, es mögen nun Blechmünzen, oder Heller, oder Napoleonsd'or im Umlauf seyn.

Dieses sind die Gründe, weshalb ich glaube, daß man die Unveränderlichkeit des Bankgeldes als eine wesentliche Bedingung jeder Handelsbank ansehen muß.

In dieser Vollkommenheit und völligen Reinheit besteht gegenwärtig, so viel ich weiß, nur die Hamburger Bank. Der Credit dieses Instituts und der große Einfluß desselben auf den Umfang und die Wichtigkeit des Hamburgischen Handels, mögen wohl als zureichende Beweise für die Richtigkeit der Grundsätze desselben angesehen werden. Hätte die Amsterdamer Bank auch ein unveränderliches Bankgeld angenommen, und wäre sie übrigens unangeta-

ſtet geblieben: ſo hätte ſie das Duplicat zur Hamburgiſchen abgeben können.

Dies Wenige möge hier genügen: die übrigen bankartigen Inſtitute als Hülfsmittel des Handels, die Disconto-, Wechſel-, Leih-Banken und dgl. werde ich übergehen, da es nur zu meinem gegenwärtigen Zwecke gehört, den Begriff von eigentlichen Handelsbanken im Gegenſatze von den politiſchen beſtimmt aufzuſtellen.

Die politiſchen Banken ſind ihrem Weſen nach auf den allgemeinen Verkehr, oder, beſtimmter zu reden, auf das Verhältniß der Zahlmittel zu dem Bedürfniſſe der Zirkulation berechnet. Dieſe Inſtitute empfangen Geld in der geſetzmäßigen Landesmünze, und geben dafür Anweiſungen auf ſich ſelbſt, oder Bankzettel. Des letztern Umſtandes wegen, haben ſie den Namen der Zettelbanken erhalten.

Die nächſten Zwecke derſelben waren wohl urſprünglich: die Landesmünzen gegen das Abſchleißen, Kippen und Wippen zu ſchützen, und dadurch ihre Handelsvaluta feſt zu halten; 2) die Zahlungen und Verſendungen des Geldes zu erleichtern.

Zu dieſen nächſten Zwecken tritt aber jetzt noch der entferntere, in ſeinen Folgen ungleich wichtigere, nämlich der: die Maſſe der umlaufenden Zahlungsmittel zu reguliren, und dem jedesmaligen Bedürfniſſe anzupaſſen.

Die Bedingungen der Zettelbanken ſind alſo: daß ſie eine, für den Bedarf des Publikums hinreichende Maſſe Geldzeichen oder Bankzettel ausgeben, daß ſie für dieſe Maſſe eine völlig deckende Gewähr in unläugbar werthſeienden Dingen beſitzen, und daß ſie ſtets einen ſolchen Vor-

rath von baaren Landesmünzen unterhalten, um jede vorkommende Summe dieser Zettel auf Verlangen ohne Verzug einlösen zu können.

Man ist zwar sehr häufig der Meinung gewesen, und ist es wohl noch, daß die zweite Bedingung mit der dritten zusammenfallen und so heißen müsse: daß die Bank für jede ausgegebene Masse von Bankzettel eine ganz gleichlautende Masse baarer Münze von ächtem Schrot und Korn bei sich niederlegen, und lediglich zum Zweck der Realisation verwenden müsse. Dieser Meinung kann ich aber nicht beipflichten, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Wenn die Zettelbanken gerade nur so viel Zettel oder Papiergeld ausgeben dürfen, als sie baares Geld erhalten, so sind sie am Ende nichts als Diener oder Gehülfen der Münzstätten. Dieses interessirt aber niemand, als die Münze selbst, der es auch lediglich überlassen bleiben mag, für die Erhaltung des Credits ihrer Münz-Surrogate zu sorgen. Unter welchen Bedingungen sie dieses zu Stande zu bringen gedenkt, ist ihre Sache: die Werthschätzung des Surrogats aber, so wie der Metall-Münze selbst, ist die Sache des Publikums, welches sich darin durch keine Institution beschränken oder einreden läßt.

Daß auch Privatpersonen oder Kapitalisten ihr klingendes Geld zu dieser Bank tragen werden, bloß und allein, um dafür eben so viel an gemünztem Papier zu erhalten, läßt sich zwar für einzelne Fälle und einzelne Orte, wie etwa in großen Handelsstädten, zugeben; allein dieses wird immer nur vorübergehend seyn, und nicht hinreichen, die große Masse der Münzen in der Zirkulation gegen Papiergeld einzuziehen. Der große Haufe

ge-

gelangt überhaupt schwer zu dem Begriffe, Papier für Geld anzusehen: die Erfahrung lehrt, daß alle Ersparnisse des kleinen Mannes, und sogar in den Ländern, in denen Papier das einzige Zahlmittel ist, in Metallgeld hinterlegt werden. Selbst der russische Bauer, der bei der Milde, womit er im Allgemeinen sowohl von der Krone als dem Grundherrn behandelt wird, oftmals ansehnlich zurücklegen kann, hascht mit der größten Begierde nach Silbermünzen, bewahrt dagegen selten, und nur im Nothfalle, Banknoten auf.

Die Masse Geldes, die sich auf solche Weise durch Bankzettel aus der Zirkulation ablösen läßt, wird also nur diejenige seyn, welche die Münze jährlich fabrizirt, und höchstens den Betrag erreichen, der zur Zahlung der öffentlichen Abgaben erfordert wird, wenn ich zugleich voraussetzen kann, daß die öffentlichen Kassen den ganzen Betrag der Abgaben in Papier annehmen, was vielleicht nicht der Fall ist. Dieser Betrag ist jedoch, wenn es hoch kommt, noch nicht die Hälfte des, in einem Lande umlaufenden Geldes.

Eine solche Bank wird demnach selbst die nächsten Zwecke nicht erreichen, nämlich das Verschleißen, das Kippen und Wippen der Metallmünzen nicht hemmen; um so weniger, als sie doch nicht hindern kann, daß der baare Bestand ihr im Laufe eines Jahres mehrmals abgefordert wird, wäre es auch nur, um zu wippen.

Welches wäre denn der Zweck der Operation, wobei die Münze Gold und Silber ausprägt, dasselbe bei sich hinlegt, und dafür Papiergeld ausgiebt? Ich weiß hierauf nichts Verständiges zu antworten.

2) Die Kosten dieses Instituts würden dem Staate zur Last fallen, ohne ihn dafür auf irgend einem Wege verhältnißmäßig zu entschädigen. Da nämlich, unter der angegebenen Voraussetzung, die Bank, als solche, durchaus keine Art von Vortheil haben, oder sich Einkünfte machen kann: so fallen sämmtliche Kosten ihrer Einrichtung, Verwaltung und Papier-Creation ihr selbst oder ihrem Gründer zur Last. Dieser kann aber kein anderer seyn, als der Besitzer der Münzstätte oder der Staat selbst, und folglich macht eine solche Bank dem Staate ganz unnöthige Kosten. Daß diese so gering nicht seyn können, wird jeder wissen, der sich mit der Sache ein wenig bekannt macht. Es wird, so weit ich habe nachrechnen können, schon Mühe kosten, die erste Ausfertigung der Bankzettel für ½ pro mille oder 5000 für 1 Million Thaler zu bewirken; und wenn dazu die Erneuerungs-Kosten, die Direktion, Buchhalterei, Controlle und mehr gelegt werden: so läßt sich übersehen, daß ein solches Institut zu kostbar wird, um ohne weiteren Nutzen angeordnet zu werden. Dem Staate erwachsen daraus nothwendig doppelte Münzkosten, da die Münze dennoch nicht feiern darf, sofern die Zirkulation der Zahlmittel bedarf; und es bleibt ihm kein Mittel, sich dafür zu entschädigen, auch nicht durch erhöheten Schlagschatz. Dieser letztere würde nur dazu dienen, der Landesmünze einen geringern Handelswerth zu geben; es würde eine eigentliche Münz-Verringerung seyn, die weit mehr Unheil und Verwirrung anrichtet, als die Zettelbank irgend wieder gut machen könnte.

Wozu denn ein ganz unnützes und kostbares Institut?

3) Der eigentliche Hauptzweck der Zettelbanken bei

dem gegenwärtigen Zustande des großen Handels, des Münzwesens, des inneren Verkehrs und der Finanz, der nämlich: die Masse der umlaufenden Zahlmittel nach dem Bedürfnisse der Zirkulation zu reguliren, ist gar nicht zu erreichen, wenn der Grundsatz bestehen soll, daß die Masse des vorräthigen Metallgeldes der Masse der umlaufenden Zettel stets gleich kommen müsse.

Eines von beiden muß seyn: entweder hat der Staat eine solche Masse von Gold- und Silbermünzen vorräthig, als die Zirkulation unter allen Umständen bedarf, oder er hat sie nicht.

Hat er sie vorräthig, so kann er zwar einem, auf den Handels-, Geld- oder Kapital-Märkten eintretenden größern Bedürfnisse durch einen reichlichern Erguß aus den Münzstädten genügen; allein er kann zu einer anderen Zeit die überschüssigen Geldmassen nicht wieder einziehen. Er wird es nicht einmal gewahr, ob und wieviel Zahlmittel erfordert werden oder überschüssig bleiben. Denn das baare Geld, das er ausgegeben hat, kommt ihm nicht wieder vor: es vertheilt sich in größerm Verhältnisse unter die Masse des Volks, oder sammelt sich auf den Kapital-Märkten, oder geht für vermehrte Bedürfnisse des höheren Wohllebens — woran der Luxus gränzt — ins Ausland. Das Gleichgewicht der Geldmasse zu dem Bedürfnisse der Zirkulation stellt sich zwar auf diese Weise nach und nach her, jedoch ohne Nutzen für die Staats- oder Finanz-Verwaltung, welche bei einem neuen Anlaß zum vermehrten Geldbedürfnisse, die erstere Operation von neuem vornehmen und sich daher zu irgend einer Zeit in ihren Metall-Vorräthen erschöpfen muß.

Hat aber der Staat die nöthigen Geldmittel nicht vorräthig, so ist es offenbar, daß er der Zirkulation nie zu Hülfe kommen kann, und daß daher das Land alle die Vortheile entbehren muß, die aus einer angemessenen Masse von Zahlmitteln und einer beschleunigten Zirkulation erwachsen. Daß dies ein noch viel größeres Gebrechen sei, als der Ueberfluß des Geldes, daß jede Entwickelung der National-Oekonomie dadurch gehemmt werde, und daß dieser Fall in mehreren Ländern des mittleren und nördlichen Europa eine Hauptursache ist, weshalb Industrie, Gewerbe und allgemeiner Wohlstand mit trägern Schritten vorschreiten: dieses wird keiner Beweisführung bedürfen, da sie jedem aufmerksamen Beobachter offen vor Augen liegt.

Die Zettelbanken, sofern sie nur dazu dienen, die wirklich vorhandene Masse von Metall-Münzen durch Werthzeichen zu ersetzen, leisten aber durchaus nicht mehr zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen der Geldmasse und dem Bedürfnisse der Zirkulation, als die Münzen selbst, die sie repräsentiren; und dieser wichtigste Zweck ihres Daseyns kann nicht erreicht werden. Es ist demnach nicht abzusehen, aus welchen Gründen eine Bank angeordnet oder erhalten werden sollte, die keinen der, ihr beigelegten Zwecke erfüllt, und nur dazu dient, das Münz- und Geldwesen eines Staats verwickelter zu machen.

4) Solchen Zettelbanken, wie sie hier vorausgesetzt werden, die in den Händen der Staats- oder Finanzverwaltung sind, geht das wesentlichste und unbedingte Requisit ihrer Fortdauer und ihres Kredits ab: nämlich die Gewähr.

Es ist schon bemerkt, daß eine solche Bank von Pri-

vatpersonen nicht errichtet werden wird, weil kein persönliches Interesse dazu vermögen kann, baares Geld hinzulegen um Papierzeichen von gleicher Bedeutung, ohne weitere Vortheile dafür zu erhalten. Der zureichende Grund zu einer solchen Operation fehlt. Ein ausgegebenes Geld bleibt immer ausgegeben, es mag in Papier oder Metall geschehen: ein niedergelegtes Geld, das keinen Vortheil, keine Rente giebt, ist stets ein todtes Kapital, es mag in einer Bank, oder in einer Bettlade liegen.

Hieraus folgt, daß Zettelbanken dieser Art nur Institute des Staats seyn können, die allen Grundsätzen und Schwankungen des Kredits unterworfen sind. Das Publikum, sofern es sich mit dem Geldverkehr beschäftigt, steht einem solchen Institute gegenüber, wie ein Gläubiger seinem Schuldner; und nichts in der Welt kann hindern, daß die Bank, in Rücksicht ihrer Solvenz, und folglich ihres Kredits, nach eben den Begriffen beurtheilt wird, die im Privatverkehr gelten.

Ein jeder Gläubiger fragt zuvörderst: kann der Schuldner zahlen? — und dann: will er zahlen? Der Wechselgläubiger fragt ferner noch: kann der Bezogene sofort baar zahlen? In Bezug auf die Bank fragt also der Besitzer ihrer Zettel nach der Gewähr. Die Erfahrung kann ihn lehren, daß alle Zettel, welche bei der Bank vorkommen, baar ausbezahlt werden: das Nachdenken über die Natur und Bedürfnisse der Zirkulation kann ihn überzeugen, daß eine gewisse Masse von Bankzetteln nothwendig im Verkehr festgehalten werde, und durch den, daran gehefteten guten Glauben dem baaren Gelde gleich gilt, ohne ihn über die Solvenz der Bank vollständig zu beruhigen. Woher weiß

er, daß die Bank wirklich des Vermögens ist, welches in ihren Zetteln vorgestellt wird? Das Bank-Statut sagt dieses zwar: allein wer steht dafür, daß dieses nicht im Laufe der Zeit bei dringenden Fällen überschritten worden? Die Bank gehört dem Staate. Der Direktor, Kontrolleur und Kassirer sind Staatsdiener, deren Pflicht sie bindet; und kein Dritter, nicht Interessirter, nicht Eingeweiheter kann den Vermögenszustand der Bank verificiren. Die feierlichsten Zusicherungen des Staats reichen nicht aus, die solide Basis des Kredits zu ersetzen. Der merkantile Geist der Handelswelt läßt sich an seinen Begriffen vom Kredit nichts abdingen, und die bloße Vorstellung von der Möglichkeit, daß die Bank ihre Zettel nicht sämmtlich einzulösen vermögen werde, reicht schon hin, den Werth derselben herabzusetzen. Der Kaufmann nimmt alsdann lieber die beschwerlichere Masse in klingender Münze; denn diese letzte kann der Wardein zu jeder Zeit untersuchen, und wofern es ihr hierbei am gehörigen Korn fehlt, so folgt nicht anderes, als daß sie im Cours herabgeht. Ganz anders ist es mit den Bankzetteln, welche, sofern deren mehr ausgegeben werden, als der Fond gestattet, zwar auch eine Münzverringerung sind, aber eine solche, davon sich das: wie viel? nicht ermitteln läßt. Die Furcht übertreibt, der Verlust wird überschätzt, und die Bank hat einen Kredit verloren, den sie in der That nie hatte, wiewohl sie ihn verdienen konnte. Denn die Garantie fehlt. Und welche Kredit-Gesetze finden gegen solche Banken ihre Anwendung?

Die Bedingung, wonach die Zettelbanken eben soviel in baarer Münze vorräthig haben müssen, als sie in Pa-

pier ausgeben, scheint mir demnach nur dann nothwendig, wenn dieselben Staats-Institute sind, übrigens aber ihrer eigentlichen Bestimmung zu widersprechen, indem die Erreichung ihrer Zwecke dabei unmöglich wird. Wenn hieraus zugleich die Schlußfolge gezogen wird, daß kein Staat, als solcher, eine Zettelbank gründen dürfe, so kann ich nichts dagegen einwenden; ich bin selbst dieser Meinung, und halte dafür, daß alle Banken, und namentlich die Zettelbanken, Privat-Kredit-Institute sind, welche der Staat wohl autorisiren und gesetzlich schützen kann, aber niemals selbst verwalten darf. Indessen überlasse ich es jedem besser Unterrichteten, ein anderes zu erweisen, und will mich sehr gern überzeugen lassen.

Einer jeden politischen Bank, soviel davon unter mancherlei Form und Gestalt entstanden sind, lag bei ihrer Errichtung der Zweck zum Grunde: Geld zu schaffen, und dieser Zweck ist auch dadurch erreicht, sofern unter Geld solche Werthzeichen verstanden werden, die in der Zirkulation die Stelle der Zahlmittel vertreten. Daß aber diese Banken sehr oft und häufig ihren Kredit verloren haben, oder unfähig geworden sind, ihren Zetteln den ursprünglichen nominalen Werth zu erhalten, das liegt lediglich daran — daß sie Staatsbanken waren oder sind. Die bloße Erschaffung von solchen Geldzeichen und die unaufhörliche Fabrikation derselben ist freilich ein so bequemes Mittel zur Ausgleichung eines jeden Deficits, daß es sich allenfalls während einer Siesta erfinden läßt. Es ist auch freilich lange ein Lieblingsmittel vieler Finanziers gewesen, die allen Bedürfnissen des Staats durch Papiermachen begegneten, und in diesem göttlichen Farniente Ruhm und —

Ehre fanden. Es fehlte auch, um einer solchen Haupt- und Staatsaktion die Krone aufzusetzen, nur einer, der zu beweisen übernähme, daß es angemessen sei, so lange Banko-Zettel zu machen, bis sie gar nichts mehr werth wären, was aber seit Law's Zeit, wenn ich einer Recension in der Litteratur-Zeitung trauen darf, erst ganz kürzlich wieder versucht ist. Andere haben aus dieser Anwendung die entgegengesetzte Folgerung gezogen, daß man über alles, was Zettelbank heißt, unerbittlich den Stab brechen müsse. Allein damit ist die Frage über die Zulässigkeit der Zettelbanken und des Papiergeldes so wenig erschöpft, daß sie im Grunde auch nicht einmal berührt worden. Meine Meinung darüber ist kurz diese:

Die Zettelbanken haben den Zweck, Geld zu schaffen, d. h. dasjenige Verhältniß herzustellen, welches zwischen den Zahlmitteln und dem Bedürfnisse des Verkehrs und aller Gewerbe in einem jeden Lande zu seinem Gedeihen erfordert wird. Da es inzwischen nicht zu allen Zeiten, und nicht in jedem Lande möglich ist, die hierzu nöthigen Metallmassen sofort herbeizuschaffen, so ist das Aushülfsmittel des Papier- oder Kreditgeldes nicht nur nothwendig, folglich auch zulässig, sondern selbst zweckmäßig und sehr wohl thätig.

Ehe ich es versuche, den Beweis hierüber zu führen, muß ich einige wenige Worte über Zirkulation vorausgehen lassen.

Viele, so sagt man, reden von der Zirkulation in einem Staate, ohne zu wissen, wovon sie eigentlich reden: man kann aber eben so gut behaupten, daß Viele recht wohl wissen, was Zirkulation sei, und dennoch schief dar-

über urtheilen. Zu den letztern gehört Hume in seinem Versuch über den öffentlichen Kredit; und wenn man weiß, zu welchen Ausschweifungen geistreiche Männer in ihrem Eifer, irgend einen Lieblingssatz zu vertheidigen, gehen können, so wird man sich nicht wundern, daß Hume behaupten konnte, er habe, von seiner Kindheit an, vergebens nach der Bedeutung des Worts Zirkulation geforscht, wiewohl er dieses Wort selbst häufig braucht, und z. B. sagt, der Preis der Dinge hänge von der Menge des zirkulirenden Geldes ab. Aber, was billig befremden muß, ist dieses, daß ein solcher, in dem Zusammenhange, worin er steht, wenig bedeutende, außer diesem aber ganz unverständige Ausspruch, anderweitig aufgenommen, oder wohl gar als Autorität angeführt wird. Struensee (Abhandl. über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft, I.) hat diesem Satze fast mehr Ehre erwiesen, als er verdient, indem er ihn widerlegt hat. Eben dieser Hume hat, in eben demselben Versuche, behauptet, das Geld habe die Eigenschaft des Wassers, und suche das Gleichgewicht; daher es stets dahin abströme, wo es eine Leere finde. Auf diesen Satz würde es mir verstattet seyn, ein Steuer-System zu gründen, welches die Besteuerten immer stärker in Anspruch nähme, um nämlich bei ihnen das vacuum zu erzeugen, vor welchem das Geld einen eben solchen Abscheu hat, als die Natur überhaupt nach der Lehre der Peripatetiker, und wohin es also mit beschleunigtem Momente streben wird. Mit diesem Steuer-System würde ich hoffentlich Glück machen.

Der Austausch aller gegenseitigen Arbeiten, Dienstleistungen und Erzeugnisse zur Befriedigung der Bedürfnisse

des Lebens und Wohlseyns ist, wie ich glaube, dasjenige, was wir überhaupt Zirkulation nennen.

Dieser Austausch ist die Ursache der Geselligkeit, und die Grundbedingung der menschlichen Gesellschaften und Staatsvereine. Wird dieses eingeräumt, so wird auch die Bedeutung des Worts Zirkulation, die Hume vergeblich gesucht haben will, gefunden seyn. Geld aber ist das, durch allgemeine Uebereinkunft angenommene Werthzeichen aller Arbeiten, Dienstleistungen und Erzeugnisse, oder, wie abermals Hume sagt: das signum repraesentativum derselben. Geld ist also das erleichternde Vehikel des allgemeinen Austauschs, und Geld-Umlauf ist von diesem nur sofern verschieden, als der Gebrauch des Geldes im Verkehr von dem unmittelbaren Tauschhandel verschieden ist.

„Die größtmögliche Summe der Dienste und Arbeiten in einem Volke giebt der größtmöglichen Menschenzahl ihr Auskommen, und verursacht den möglichsten Wohlstand einer bürgerlichen Gesellschaft. Die Summen des Geldlohns aller, für Andere geleisteten Dienste und Arbeiten, ist das Auskommen. — Ein jeder strebt, sich sein Auskommen zu erschaffen. — Geld ist also Ursache und Veranlassung zu Diensten und Arbeiten in einem Volke *).“

Diese Worte enthalten den Text zu einem System der Zirkulation und des Geldverkehrs. Um die größtmögliche Summe der Dienste und Arbeiten in einem Lande hervorzubringen, muß eine verhältnißmäßige Masse ihrer allgemeinen Werthzeichen vorhanden seyn, damit allen ein solcher Antheil daran gewährt werde, als zum werthhabenden Ersatz der, einem Jeden nöthigen Dienste und Arbeiten

*) Büsch Abhandlung vom Geldumlauf I. I.

Anderer erfordert wird. Wie groß diese Masse allgemeiner Werthzeichen, oder des Geldes seyn muß, hängt eines Theils von der ganzen Masse der, dem Volke nöthigen Dienste, und anderen Theils von der Geschwindigkeit ab, womit der Austausch geschieht, oder das Geld aus einer Hand in die andere übergeht. Jene, die Masse der erforderten Arbeiten und Dienste, ist das Ergebniß der Volksmenge und der Stufe des Wohllebens, auf welcher sie sich befindet; diese, die Geschwindigkeit des Austauschs, ist das Resultat der Lebendigkeit des Verkehrs, oder der Lebensweise, Beschäftigungen und Bedürfnißgattungen des Volks.

Je größer also die Volksmasse in einem Lande ist, je zahlreicher und mannichfaltiger ihre Bedürfnisse sind, desto ansehnlicher muß die im Lande vorhandene Menge des umlaufenden Geldes seyn; und im Gegentheil, je lebhafter der Verkehr, je blühender die veredelnden Gewerbe, je größer die Zahl der Manufakturen und Fabriken ist, desto kleiner kann (verhältnißmäßig) die umlaufende Geldmasse seyn.

In bestimmten Zahlen läßt sich nun freilich aus den vorgenannten Lebensbedingungen eines Volks nicht angeben, wie groß die, demselben nöthige Geldmasse seyn müsse: dieses ist Sache der Erfahrung, die sich aus den Erscheinungen der National-Oekonomie eines gegebenen Volks wohl ableiten läßt. Da es aber in der Natur der menschlichen Gesellschaft liegt, daß sie fortschreitend zahlreicher wird, und der innere Trieb der Menschen nach Wohlseyn und Behaglichkeit, die Zahl und Art ihrer Bedürfnisse stets vermehrt und vervielfältigt: so muß man als Axiom der National- und der Staatswirthschaft an-

nehmen, daß der gegenseitige Austausch der gesammten Bedürfnisse, oder die Zirkulation, nicht bloß niemals gehemmt, sondern vielmehr einer möglichst freien Entwickelung überlassen werden müsse.

Da nun das Geld ein allgemeines Werthzeichen sämmtlicher, in einem Lande vorkommenden Arbeiten, Dienstleistungen und Erzeugnisse ist: so folgt, daß das Geld in derjenigen Menge im Lande vorhanden seyn müsse, welche der freie Austausch aller Bedürfnisse erfordert, und daß, da diese Bedürfnisse stets vervielfältiget werden, auch das Geld, als Zeichen derselben, in eben dem Verhältnisse vermehrt werden müsse. Geschieht dieses nicht, so stockt der Kreislauf aller Dinge in der Gesellschaft: die Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Mitglieder wird erschwert; die Entbehrung, die Beschränkung der Genüsse wird Nothsache, und die Bande, womit die Menschen in der Gesellschaft unter einander verbunden sind, lösen sich ab. Die Gesellschaft ist ihren nächsten Zwecken entrückt.

Nach dieser Vorbemerkung trete ich den erwähnten Beweis an, und stelle mir zu diesem Behuf ein Land vor, welches im auswärtigen Verkehr nicht gewinnt, eher verliert, oder vielleicht durch ältere Verpflichtungen noch Zahlungen ins Ausland zu machen hat, und keine Gold- oder Silbergruben besitzt, wodurch der jährliche Ausfall gedeckt werden könnte. Will man nicht einräumen, daß es Länder oder Staaten gebe, die sich in solcher Lage befinden, so laß' ich es mir gefallen, daß nur von einzelnen Provinzen größerer Staaten geredet werde, und da liegt die Sache so klar, daß jeder, der sich mit Untersuchungen dieser Art beschäftigt, die Richtigkeit der Voraussetzung einräumen

wird. Die Zahlungen nach außen werden in diesem Falle durch die Summen vorgestellt, welche aus der Provinz in den Haupt-Staats-Schatz fließen.

Die Folge dieses Zustandes ist zuvörderst eine Herabsetzung der Preise der Urproduktion, und demnächst eine Beschränkung aller Bedürfnisse. Der, damit verbundene trägere Gang des Austauschs oder der Zirkulation bewirkt nothwendig, daß eine verhältnißmäßige Masse von Arbeiten und Dienstleistungen überschüssig wird; das gebieterische Bedürfniß des Lebens macht das Angebot der Arbeit größer, als die Nachfrage, woraus eine Herabsetzung des Tagelohns, und damit zugleich eine Beschränkung der Mittel zur Erhaltung des Lebens bei der arbeitenden Volksklasse entsteht.

Diese Wirkung des fehlenden Gleichgewichts in den Gegenständen des Austauschs und den Werthzeichen für dieselben, welche von den begüterten Klassen zum Tagelöhner herab stieg, geht nun wieder stufenweise aufwärts, und verursacht ein allgemeines Stocken des Verkehrs, eine Leere, eine tödtende Unthätigkeit, die dann allemal recht empfindlich ist, wenn es der großen arbeitenden Klasse an den nöthigen Mitteln zum Eintausch ihrer Bedürfnisse fehlt. Denn diese große Masse ist es eigentlich, welche dem innern Verkehr das Leben giebt und erhält.

Dauert dieser Zustand mehrere Jahre, so wird er bald äußere Hülfsmittel dringend erheischen. Der begüterte Theil des Volks, der Grundbesitzer, schafft sich durch Verpfändung seiner Besitzungen Geld, und hilft sich durch das Vermöbeln seiner Grundstücke, womit dem Bedürfnisse der Zirkulation gleichzeitig in gewissem Maaße abge-

holfen wird. Jeder neue Abfluß aber erneuert den frühern Zustand, während der Credit an Umfang und Stärke abnimmt, wobei es dem Grundbesitzer immer schwerer, dann unmöglich wird, sich neue Geldquellen zu öffnen. War der frühere Zustand schon drückend, so wird er jetzt ganz unerträglich, und die Hülfe von einer andern Seite gebietend erfordert.

Aber wie soll die Hülfe beschafft werden, um, einer Seits, den, durch vorhergegangene Vermöbelung der Immobilien verlorenen Credit herzustellen, und, anderer Seits, dem stets dringendern Bedürfnisse der Zirkulation zu genügen? Die Moratorien, gesetzliche Zins-Herabsetzungen und ähnliche Auswüchse der Geld- und Credit-Wirthschaft lasse ich hier ganz unbeachtet, um auf dem kürzesten Wege zu der Antwort auf die Frage zu kommen.

Alle Credit-Systeme, so viel deren erfunden sind, oder noch erfunden werden, sind — Palliativ-Mittel: durch keines derselben kann die, der freien Zirkulation des Landes nöthige Masse von Zahlmitteln fest gehalten werden, weil keines, von allen Geld schafft, sondern bloß borgt. Nur die überflüssige, d. h. das gehörige Bedürfniß des Landes übersteigende Masse von Arbeiten und Erzeugnissen der Natur oder Kunst, welche außerhalb Landes einen preiswürdigen Absatz findet — nur diese kann die Wurzel des Uebels zerstören. Diese Masse von Arbeiten und Produkten ist der wahre, ja der einzige nutzbare Reichthum eines Landes, und die Erhaltung und Vermehrung derselben der einzige Weg, den Bestand der erreichten Cultur und das Fortschreiten derselben zu sichern. Hierauf müssen daher alle Anordnungen der Verwaltung gerichtet seyn: hier müssen

sich alle, wie die Radien im Mittelpunkte, vereinigen; denn hier liegt der Probierstein der ächten Staatswirthschaft.

Es sei mir erlaubt, ein kurzes Beispiel, das mir zufällig und ohne alle besondere Beziehung beifällt, erläuterungsweise anzuführen. Gesetzt, es wären in einem Lande 770 Tuch-Weberstühle das Eigenthum von beinahe eben so vielen Meistern, welche sich in früheren Jahren eines guten Absatzes ihrer Fabrikate erfreut, wohl und zufrieden gelebt, und allmählige Schritte zur Verbesserung ihres Gewerbes gemacht hätten. Dieser Zustand sei durch Krieg, Gränzsperrungen, höhere Leistungen, oder wodurch man will, dergestalt verschlimmert, daß aus Fabrikanten Pfuscher geworden, welche ihr Leben mit dem Ertrage eines Gartens oder eines Ackerstückchens fristen, nebenbei ein Stück Tuch schlecht spinnen, schlecht weben, walken, färben und bereiten, und mit demselben einzeln durchs Land ziehen, um es für den halben Werth ellenweise zu vertrödeln. Dem Lande würde in solchem Falle der Arbeitswerth dieser Fabrikation entgehen, die Arbeiter selbst würden sich mit eigner Kraftanstrengung nothdürftig erhalten, zum Austausch weder Erzeugnisse noch Bedürfnisse bringen, zur Zirkulation nichts beitragen, und auch nicht einmal den Anforderungen des Staats genügen können. Je drükkender die Armuth auf diese Menschen lastet, je weniger sie vermögen die Geräthschaften ihres Gewerbes zu erhalten oder zu verbessern, sich Vorräthe an rohen Stoffen anzuschaffen, und die fremde Hülfe, deren eine tüchtige Fabrikation bedarf, zu bezahlen, desto tiefer sinken sie, sinkt ihr Gewerbe herab. Die Verwaltung sage dazu: das liegt in der Natur der Zeitverhältnisse, das Leben dieser Menschen

bringt es mit sich, daß sie sich durchs Leben stümpern; sie werden ewig Pfuscher bleiben, und es ist ihnen nicht zu helfen. Also sinken sie immer tiefer herab, und dieser Gewerbszweig verschwindet am Ende aus den Beschäftigungen des Volks. Geht es nach und nach mit mehreren auf ähnliche Weise, so werden wir schließlich Alle das Vergnügen haben, unsere Schuhe selbst zu flicken.

Doch nunmehr sage der Fürst mit weiser Großmuth: keinem meiner Unterthanen gebreche es an dem Vermögen zur Ausübung seines nützlichen Gewerbes, keinem fehle weder die Freiheit noch das Mittel, seinen rechtlichen Erwerb in gesetzlicher Weise zu verfolgen und denselben zu erhöhen. Man gebe den fleißigen Webern, was ihnen zur Herstellung ihrer Werkstätte nöthig ist, man lehre sie, die Fabrikate mit Fleiß und Sorgfalt preiswürdig liefern — man befördere und erleichtere den Absatz ihrer guten Waare: man übe an ihnen die schöne Kunst zu geben. Was geschieht dann? O! davon will ich gern Jedem überlassen, sich das erfreuliche Bild selbst zu entwerfen: es lohnt wahrlich der Mühe. So viel ist einleuchtend, daß ähnliche Anordnungen, überall angewendet, wo sich ähnliche Symptome des Verderbs der erzeugenden oder veredelnden Thätigkeit äußern, ganz unmittelbar zu dem vorhin erwähnten Probierstein der Staatswirthschaft führen.

Aber auch dazu gehört Geld, und wie dieses zu erhalten sei, ist noch immer die Frage. Dieses Geld aber, so verwendet, erhält die Eigenschaft, Geld zu machen, und eine solche Aussicht muß wohl zur Auffindung der Quelle reizen, aus welcher die ersten Mittel zur Befriedigung des Geld-Bedürfnisses geschöpft werden können.

Wenn vorausgesetzt wird, daß kein Vorrath an Geld, kein Staatsschatz disponibel ist, und die Leistungen der Steuerpflichtigen keine Erhöhung ertragen, so muß das Geld angeliehen werden.

Eine jede Staatsanleihe ist die Mobilisirung eines Theils des National-Vermögens: dieses ist die Gewähr, und auf seinen Ertrag ist sowohl die Rente als die Kapital-Rückzahlung angewiesen. Jede Anleihe schwächt daher den National-Reichthum und erhöhet die Bedürfnisse des Staats, folglich auch die unvermeidlichen Leistungen der Steuerpflichtigen. Wenn nun diese Leistungen bereits ihr Maaß erfüllt haben, wenn die Gewähr, die das National-Vermögen für die Staatsanleihen leistet, seine Gränzen erreicht hat, indem eben dieses Vermögen auch die Garantie des Privat-Kredits ist: so wird eine neue Anleihe kostbar, schwer und bedenklich, ja in nationalwirthschaftlicher Beziehung eigentlich ganz unthunlich. Es wäre z. B. das National-Vermögen mit $\frac{2}{3}$ zum Behuf des Privat-Credits mobilisirt, was gar nichts Unglaubliches ist, und der Betrag der Staatsschuld käme dem letzten Drittel gleich, so würde es einer neuen Anleihe an aller Garantie, und den Zinszahlungen zugleich an der Deckung fehlen — von der Tilgungskasse gar nicht zu reden. Die neue Anleihe würde gar nicht zu Stande kommen, wenn der Werth der angebotenen Garantie den Staatsgläubigern oder vielmehr den Unternehmern der Anleihe so klar vorläge und vorliegen könnte, als hier angenommen ist. Aber eine Ahnung wird man doch auf den Kapital-Märkten davon haben, wodurch der Preis der Anleihe gesteigert wird; für die Staatsverwaltung selbst bleibt jene Rech-

nung ein sehr ernster Wink, und, wie ich glaube, eine dringende Warnung, die Anleihe, wo immer möglich, zu vermeiden. Es giebt jedoch freilich eine Theorie, wodurch jede Bedenklichkeit gehoben wird, und dieselbe gehört gar nicht einmal der neueren oder neuesten Schule an.

Stewart (Grundsätze der National-Wirthschaft, a. d. Engl.) äußert den tröstlichen Gedanken, daß das Schuldenmachen der Staaten keine Gränzen habe, und ich denke, daß es Vielen, welche das Staatsschuldenmachen zum Gegenstand entweder ihrer Beschäftigung oder ihrer Spekulation machen, erfreulich seyn müsse, diesen Spruch eines geistreichen Forschers im Gebiete der National- und Staatswirthschaft in Erinnerung zu bringen. Es scheint beinahe nöthig, daß diejenigen, welche das Staatsschuldenmachen entweder mit Gleichgültigkeit ansehen, oder mit sanguinischen Hoffnungen einer künftigen Prosperität empfehlen, sich nach Allianzen umschauen, weil sie doch wohl hier und da auf Rüstungen stoßen mögen, welche ihren Hoffnungen den Krieg zu drohen, und sie aus ihrer behaglichen Ruhe aufrütteln zu wollen scheinen. Damit aber der Alliirte im ganzen Glanz seiner Kraft erscheine, müssen auch die Gründe beachtet werden, worauf er seinen Spruch stützt. Stewart raisonnirt ungefähr so:

1) Die Staatsgläubiger haben das Staats- (National-) Vermögen zu ihrer Gewähr.

2) Die Staatsschuldner (Steuerpflichtigen) müssen den Ansprüchen der Gläubiger Genüge leisten, d. h. Zinsen und Kapital zahlen.

3) Je höher die Forderungen an den Staat steigen, desto stärker müssen die Staatsschuldner beschatzt werden.

4) Ist es dahin gekommen, daß die Zinsforderungen der Gläubiger dem Einkommen der Schuldner gleich kommen, so entsteht eine Verwechselung der Eigenthümer, indem die bisherigen Besitzer — oder eigentliche Staatsbürger — offenbar davon laufen müssen, um den Staatsgläubigern Platz zu machen, die sich durch diesen Besitz für ihre Forderungen gedeckt halten werden.

5) Es ist dem Staate ganz gleichgültig, ob Hinz oder Kunz Grundbesitzer, integrirendes Mitglied der Staatsgesellschaft sei; und da der Staat sich durch die ganz glückliche Verwechselung des Eigenthums von aller Schuld befreit sieht, so kann er sich ruhig durch denselben Zyklus noch einmal bewegen, und ganz unbedenklich wieder Schulden machen.

So oft ich mich dieser Stelle, der, sonst sehr reichhaltigen Schrift erinnere, drängt sich mir uuwillkürlich der Gedanke auf, daß Stewart eine Art von Messias habe abgeben und zeigen wollen, wie Jerusalem sich in Europa — und zwar ohne Blutvergießen — werde erobern lassen.

In dem Vaterlande des Stewart ist man bereits ansehnlich damit vorgeschritten, das ganze National-Eigenthum zu vermöbeln. Denn, nach Colquhoun's Berechnung beträgt das National-Eigenthum der brittischen Inseln:

In England und Wales .	1,543,400,000 Pf. St.
= Schottland	239,580,000
= Ireland	467,660,000
zusammen	2,250,640,000;

und da dieser Schriftsteller zu einer Zeit schrieb, wo das Zirkulations-Mittel — nämlich die Bankzettel, worin die

Schätzung des Eigenthums geschah — etwa 12 bis 16 Prozent gegen Silber verlor, so wird der wahre Werth dieses Eigenthums noch nicht auf 2000 Millionen anzunehmen seyn.

Nun beträgt aber die Masse der Staatsschuld 970 Millionen, und es fehlt daher nicht recht viel daran, daß die Hälfte des gesammten Besitzthums in Großbritannien bereits mobilisirt worden.

In Frankreich ist es noch lange nicht dahin gekommen: denn das Grundeigenthum hat daselbst einen wahren Werth von etwa 70,000 Millionen Fr., wogegen die Staatsschuld bis zu diesem Augenblick noch nicht 4000 Millionen beträgt. In diesem Lande aber macht man dafür auch Riesenschritte, um denselben Zustand zu erreichen, indem man flugs 1000 Millionen neuer Schulden creirt, und zwar, wie es scheint, ganz ohne Noth, also ohne die Grundbedingung, welche der Benutzung des Staatskredits zur Rechtfertigung dienen kann. Das Raffinement des Kalkuls geht aber in diesem Lande unvergleichlich weiter: denn während der Staat eine neue Schuld kontrahirt — also die Steuerpflichtigen ärmer macht, schneidet er zugleich den bisherigen Staatsgläubigern einen Theil ihrer Ansprüche ab. Hier ist mehr, als Stewart.

Dabei ist es sehr tröstlich, aus den Zeitungen zu erfahren, daß das fremde Wort: Credit, fälschlich durch „guter Glaube" übersetzt werde, daß die Moral bei solchen Operationen ganz ex nexu bleibe, und daß das Schuldenmachen des Staats eine eigenthümliche Moral habe, welche den Schuldenmachern genau bekannt und von ihnen beachtet sei.

Ehe es dahin kommt, wo, nach Stewarts System, eine Verwechselung der Besitzer eintreten muß, wäre es freilich möglich, daß bei der Erhebung der Steuern, wenn sie beinahe den Betrag des reinen National-Einkommens erreicht haben, Schwierigkeiten entstünden, die etwas Bedenkliches an sich haben möchten. Zosimus giebt zwar von der Lage der römischen Unterthanen in jedem 4ten oder Steuerjahre zur Zeit Konstantins eine etwas düstere Schilderung; indessen kann man sich damit trösten, daß das vierte Jahr, so wie die ganze konstantinische Zeit, vorüber ging, und man muß hoffen, daß es bei der Stewartischen Güter-Verwechselung eben so gehen werde.

Ein paar Bemerkungen, welche Stewart nicht völlig entwickelt zu haben scheint, muß ich jedoch hier noch zum Behuf jener hierosolomitanischen Expedition etwas näher beleuchten.

Zuvörderst hat Stewart außer Acht gelassen, daß die Grundbesitzer dem Staatsschuldenwesen ins Handwerk pfuschen, indem sie für sich selbst ihr Eigenthum mehr oder weniger vermöbeln. Hieraus entsteht nothwendig, daß ein und dasselbe Eigenthum zweimal als Hypothek erscheint, und daß sich also zwischen den Inhabern dieser verschiedenartigen Hypothekenscheine ein Rangstreit erheben wird, der vielleicht blutige Köpfe setzen dürfte. Das Schlimmste dabei ist für das Schuldenwesen, daß die Tilgung desselben nicht vollständig, und auch nicht ganz so, wie Stewart meint, erfolgen kann, und daß demnach entweder nicht alle Staatsgläubiger befriedigt, oder nicht so viel Schulden gemacht werden können.

Ferner folgt auch daraus, daß die Grundbesitzer so

sehr als möglich eilen müssen, ihr Besitzthum zu mobilisiren, weil dieses der einzige Weg ist, bei der bevorstehenden Verwechselung der Eigenthümer nicht ganz leer auszugehen. Man muß gestehen, daß die Grundbesitzer in manchen Gegenden eine ziemlich richtige Ahnung von den Dingen haben, die da kommen sollen; wenigstens lassen es die Massen, welche durch landschaftliche Credit-Systeme und auf andere Weise in Umlauf gesetzt sind, zweifelhaft, mit welchen Werthen die Assignationen der Staatsgläubiger honorirt werden könnten.

Zweitens hat Stewart nicht angegeben, wie er es mit demjenigen Theile des National-Vermögens gehalten wissen wolle, welcher sich in der Zirkulation befindet, und wovon der Staat die Personal- und indirekten Steuern bezieht. Dieser Theil besteht aus Gegenständen des Lebensbedürfnisses, des Genusses, aus Arbeiten und Dienstleistungen, und es läßt sich dabei nicht füglich eine Verwechselung des Besitzers vornehmen, es wäre denn, daß der Staatsgläubiger, welcher bisher seine Renten in großer Behaglichkeit auf dem Sopha verzehrt hat, nunmehr in die Stelle des Arbeiters treten, und in diesem Wege seine Ansprüche an die Schatzungs-Quote des letzteren auf sich selbst übertragen soll. Er muß alsdann zwar Arbeit von einer ansehnlichen Anzahl übernehmen, aber dafür wird er auch recht viel essen müssen, damit diese vereinte Personal- und Verbrauch-Steuer seiner Forderung an den Staat gleich komme. Sollte sich hierbei wider alle Erwartung finden, daß einer oder der andere Staatsgläubiger sich dazu nicht bequemen wollte, so viel zu arbeiten und zu essen, sondern lieber seine Ansprüche ganz aufgebe,

so wäre dieses in doppelter Beziehung erwünscht, einmal, sofern der Staat seiner Verpflichtung entledigt würde, und zweitens, sofern eine neue Rubrik für patriotische Opfer entstünde, wohin eine solche Verzichtleistung der Staatsgläubiger gewiß zu rechnen seyn würde.

Drittens, und dieses scheint mir der bedenklichste Punkt zu seyn, hat Stewart nicht gesagt, was der Staat denn, nach glücklich vollbrachter Verwechselung alles Besitzthums, aller Arbeit und Verzehrung, thun solle, um sich, künftig zu erhalten. Er sagt zwar, der Staat könne nun von vorn anfangen zu borgen: allein um diesen neuen Turnus glücklich durchführen zu können, müßte er gewährleisten oder konsolidiren; und hier geräth man ins Unklare. Denn die neuen Grundbesitzer werden keine Grundsteuer entrichten können, weil sie dieselbe ein- für allemal dadurch abgekauft haben, daß sie den reinen Ertrag des Grundstücks ihrer Forderung an den Staat gleich geachtet und übernommen haben. Sollten sie nunmehr eine neue Grundsteuer bezahlen, folglich einen Theil ihres Einkommens abgeben, so würden sie nicht entschädigt seyn, und also neue Ansprüche formiren. Eben so geht es mit den Personal- und allen indirekten Steuern. Die Bedingung, unter welcher jene allgemeine Verwechselung des Besitzers eintreten soll, ist die, daß die Gesammtmasse der Steuern die möglichste Höhe erreicht habe, d. h. dem National-Einkommen gleich geworden sei, und daß diejenigen, welche für ihre Forderungen an den Ertrag der Steuer gewiesen sind, für diese Forderungen in den eigenthümlichen Besitz der Steuern, oder des National-Einkommens gesetzt werden. Sie können demnach von dem letzteren nichts abgeben,

denn sie haben die höchsten Anforderungen des Staats vorweg rein abgekauft, und es fehlt also die Gewähr, welche der Staat für neue Schulden anbieten könnte.

Um aus diesen Verlegenheiten zu kommen, wird man ein neues Credit-System einleiten müssen, wozu heut zu Tage die größte Hoffnung ist. Wäre es z. B. nicht nützlich, sich die ganze Staatsschuld dadurch vom Halse zu schaffen, daß sie auf die gesammte Masse der Unterthanen kopfweise vertheilt würde, wobei es denn jedem Kopfe überlassen bliebe, seine Rate zu berichtigen, wie er am besten könnte oder wollte? Das wäre etwa ein Quotisations-Schulden-Machungs- und Tilgungs-System, womit sich unglaublich weit kommen läßt. Es ist mir zwar beinahe so, als hätte ich diesen Gedanken schon irgend wo angetroffen; allein ich will dieses nicht sagen, sondern das System für mein eignes ausgeben, wozu ich um so mehr berechtigt bin, als niemand mir den Namen, den ich ihm gegeben habe, streitig machen wird, und es bekannt ist, daß der Name in der Fabrik des Systems eine Hauptsache ausmacht. — Eben so gut, und vielleicht noch besser, dürfte das schwindende Rent-System seyn, wonach den Staatsgläubigern eine gewisse Rente zwar zugesichert, diese aber nach und nach ein wenig beschnitten, und ein Portiönchen nach dem andern abgeknappt wird. Dieses ist eigentlich mein Lieblings-System, und ich habe es durch die ausführlichsten Berechnungen — die sehr viele Mühe kosten — augenfällig dargethan, daß dieses System jeden Staat unfehlbar ganz schuldenfrei, ihn groß und berühmt machen, und einen neuen Alexander geraden Wegs nach China, oder wohin er sonst will, bringen muß. Es thut mir sehr

leid, daß ich bis jetzt für dieses System noch keinen Abnehmer gefunden habe, und zwar um so mehr, als dabei gar nicht nöthig ist, eine Tilgungskasse zu etabliren, man folglich auch nicht in die fatale Verlegenheit gesetzt wird, dieselbe zu decimiren, zu neutralisiren oder anulliren.

Doch, wir wollen hier das Stewartische, und alle dergleichen Anleihe-Systeme bei Seite legen, um weiter zu untersuchen, wo und wie der Staat das Geld, dessen nothwendige Anschaffung wir voraussetzen, am wohlfeilsten und angemessensten erhalten könne.

Wenn das Land — um einen etwas veralterten Ausdruck zu gebrauchen, dem ich jedoch das Wort nicht weiter reden will — eine nachtheilige Balance, und keine Gold- oder Silbergruben besitzt, zugleich aber die Steuerpflichtigen bereits so angestrengt hat, daß eine größere Leistung nicht gefordert werden kann: so ist die Gränze des Credits in der That erreicht, und eine neue Anleihe eigentlich unmöglich. Eine solche, würde sie dennoch für möglich erachtet, im Auslande zu erhandeln, würde gar antiökonomistisch seyn, weil die angenommenen Umstände den Preis derselben bei schwachem Credit sehr hoch treiben, die Nachtheile der Balance vermehren würden, und nicht nur das Kapital, sondern selbst die Rente negotiirt werden müßte, wobei also der Staat auch die Zinseszinsen zu zahlen hätte. Nimmt man auch an, daß der Betrag der Anleihe im Lande selbst zur Verbesserung der schmachtenden Gewerbsthätigkeit angelegt, folglich eine Rente dafür im Lande gewonnen würde: so könnte man doch, ohne aller Erfahrung zu widersprechen, nicht annehmen, daß diese letztere Rente den Zinseszinsen gleich kommen würde, die für die

Anleihe weggegeben werden müssen. In der Regel können weder Ackerbau noch Gewerbe 5 oder noch mehr Prozent tragen: im gegenwärtigen Augenblicke werden sie in Ländern, die nicht durch ihre Lage oder ihre inneren Hülfsquellen sehr begünstigt sind, vielleicht nicht 3 pr. Ct. tragen, und es ist daher unmöglich, mit diesem Ertrag die zusammengesetzte Rente für eine theuer erkaufte Anleihe zu dekken. Die Folge davon würde seyn, daß das Land, anstatt vorwärts zu kommen, nur noch tiefer in Schulden versänke, noch mehr zurückginge, noch mehr erschöpft würde.

Im Innern des Landes Anleihen zu machen, würde zwar ebenfalls noch sehr bedenklich seyn, wenn die Voraussetzung gilt, daß die Staatskräfte bereits so sehr in Anspruch genommen sind, daß keine Steigerung derselben mehr zulässig ist; indessen würde wenigstens keine Vermehrung der Unterbalance daraus entstehen, und die Sache also auch weniger Nachtheile haben. Solche Anleihen könnten sogar ökonomistisch zu empfehlen seyn; denn, wenn sie gleich der Gesammtheit des Landes eine neue Last auflegen, so kann doch die Verwendung derselben an dringenden Punkten zur Melioration der Landesgewerbe einen höhern Ertrag gewähren, als die einfache Rente kostet, und sie kann durch den Einfluß der verbesserten Gewerbe auf die Zirkulation, ja sogar mittelbar auf die Balance des ganzen Landes wesentliche und überwiegende Vortheile gewähren. Es scheint mir daher, daß Staatsanleihen im Innern, deren Betrag wirklich auf Verbesserung der Gewerbe und folglich auf Beschleunigung der Zirkulation verwandt wird, selbst dann noch zu empfehlen seyn dürften, wenn der Staat übrigens schon aufs Höchste ange-

strengt wäre. Denn die Leistungsfähigkeit des Landes würde durch diese Verwendung gehoben, folglich die Kräfte des Staats erhöhet werden.

Allein unter den angenommenen Bedingungen, daß es nämlich dem Lande an Zahlmitteln fehle, und daß diese in die Zirkulation gebracht werden sollen, haben die Anleihen in demselben Lande an sich nicht den erwarteten Effekt. Durch eine jede Anleihe werden nämlich die Zahlmittel, welche für die Gewerbe und den Handel im Lande zirkuliren, aus dem Umlauf gesetzt und als Kapitalien dem Staat übergeben. Gehen sie nun auch wirklich von diesem zurück in den Verkehr der Gewerbe, so ist damit doch gar nichts gewonnen, vielmehr die Zinslast für den Staat verloren: mehr Geld, als vorhanden war, ist nicht in Zirkulation gesetzt, und die ganze Operation hat keine andere Wirkung, als den Staat mit neuen Zinsen zu beschweren, die er von dem Ganzen neuerdings nehmen muß, um sie Einzelnen im Lande zu geben.

Diese Anleihen können aber auch gar nicht zu Stande kommen: denn, damit ein Theil der im Lande vorhandenen Zahlmittel aus der Zirkulation abgelöset werden könne, muß dieser Theil mehr oder weniger überschüssig seyn. Nach der Voraussetzung ist es gerade ein Mangel an Zahlmitteln, dem durch die Anleihe abgeholfen werden soll; und es ist offenbar, daß ein Mangel nicht durch eben denselben Mangel gehoben werden könne. Die erforderlichen Summen lassen sich gar nicht aus der Zirkulation ablösen, weil ein zu dringendes, nicht befriedigtes Bedürfniß sie darin fest hält.

Wenn demnach weder außerhalb Landes, noch im Lande selbst angeliehen werden darf oder kann, und den-

noch Geld in die Zirkulation gebracht werden muß, so bleibt nichts anderes übrig, als ein Credit-Geld zu erschaffen. Die Creation eines gemünzten Papiers ist demnach unter den angegebenen Voraussetzungen nothwendig, folglich zulässig.

Sie ist aber auch zweckmäßig.

Die Metallmünzen sind ein konventionelles Geld, und das gemünzte Papier ist ein Credit-Geld. Das Münz-Metall und das Papier haben beide keinen wahren inneren Verbrauchswerth, weil sie an sich selbst zur Befriedigung eines Bedürfnisses nicht bequem sind. Der Werth derselben, als allgemeines Zeichen im Austausch der Bedürfnisse, ist für beide durch die Uebereinkunft entstanden, und vermöge derselben haben beide gleiche Brauchbarkeit. Es liegt also bei der Werthschätzung dieser beiden Geldsorten die Bedingung zum Grunde, daß die Uebereinkunft streng beobachtet werde, und unter dieser Bedingung sind beide gleichbedeutend. Wenn hingegen der Münze das ächte Schrot und Korn nicht gegeben, und dem Papier die Einlösbarkeit nicht erhalten wird, so verlieren beide in gleicher Weise ihren konventionellen Werth. Es ist demnach im Grunde ganz gleichgültig, ob Metall oder Credit-Geld das Zirkulations-Mittel in einem Lande ausmacht.

Das Credit-Geld hat aber Vorzüge vor dem Metall-Gelde, sowohl eigenthümliche als staatswirthschaftliche. Zu den erstern gehört, daß es die Zahlung, Aufbewahrung und Versendung erleichtert, den Irrthümern im Verkehr vorbeugt, das Verschleißen, das Kippen und Wippen der Münzen, folglich die Verringerung des Geldes durch die Zirkulation, hindert.

Zu den staatswirthschaftlichen Vorzügen des Credit-Geldes gehört, daß es die Münzkosten erspart, dem Verlust durch Erneuerung der abgeschliffenen Münzen verhütet, und das beschwerliche, häufig auch kostbare Einhandeln der Münz-Metalle unnöthig macht. Der wichtigste und alles andere weit überwiegende Vortheil aber, den das Credit-Geld gewährt, liegt in der Möglichkeit, die zirkulirende Geldmasse dem Bedürfnisse der Volksmenge, der Gewerbe und des Verkehrs jedesmal anzupassen. Dieser Gegenstand hat auch in anderer Beziehung ein umfassendes Interesse, so daß es mir vergönnt seyn wird, meine Gedanken darüber etwas ausführlicher zu entwickeln.

Das National-Einkommen, in sofern es nämlich vermittels des Geldes, oder durch den Verkehr mit Hülfe des Geldes, entsteht, ist ein Produkt aus der, in einem Lande vorhandenen Geldmasse in die Zirkulation. Dieser Satz ist eigentlich ein Rechnungs-Prinzip: er ist aber auch staatswirthschaftlich so genau wahr, als allgemein Abstrakte von concreten Dingen und deren Normal-Verhältnissen wahr seyn können.

Die Masse des, in einem Lande (oder Provinz) umlaufenden Geldes muß demnach an und für sich in einem gewissen Verhältnisse zu dem National-Einkommen stehen.

Dieses Verhältniß ist jedoch seiner Natur nach veränderlich, und zwar in doppelter Beziehung: 1) sofern die Hauptquellen des National-Einkommens entweder in Natur-Erzeugnissen, oder in deren Veredlung und Vertrieb durch Handel bestehen; 2) sofern das National-Einkommen selbst im Laufe der Zeit, oder im Drange der Weltbegebenheiten, variirt. Das Geld aber ist nicht sowohl der

Repräsentant des Einkommens eines jeden Einzelnen, als vielmehr nur das Vehikel dieses Einkommens und der Vermehrung desselben durch Verwendung zu reproduktiven Beschäftigungen. Die letztere Anwendung ist der überwiegend bessere Theil des Werths, den das Geld für ein Land hat, und die Gesammtmasse dieser Anwendung, mit der dadurch in Bewegung gesetzten Geldmasse zusammen, geben einen Ausdruck für das National-Einkommen.

Die Lebhaftigkeit der Zirkulation, und auch die Art derselben, ersetzt, in großem Verhältnisse, die Masse des vorhandenen Geldes, und hat eben so wesentlichen Antheil an der Vermehrung des National-Einkommens, als die zunehmende Masse der Zahlmittel selbst. Dasjenige Land, in welchem die Zirkulation lebhafter ist, bedarf, unter gleichen Umständen, weniger Geld, als ein anderes, in welchem dieser Umlauf träger ist. Weil aber die Möglichkeit und der Grad der Beschleunigungen des Umlaufs zum großen Theile vor den vorherrschenden Beschäftigungen des Volks abhangen, so bedarf das Eine Land mehr Zahlmittel, als das andere, und auch die Zunahme derselben muß in dem einen Lande ein größeres, in dem andern ein kleineres Verhältniß zu der bereits vorhandenen Geldmasse haben. Da, wo z. B. ländliche Beschäftigungen und kleine Gewerbe der Landstädte vorherrschen, wo folglich die Zirkulation langsamer ist, muß die Masse der Zahlmittel größer seyn, und auch stärker vermehrt werden, als in einem handelnden Lande, wo das Geld rasch umgesetzt wird, und sich in wenigen, wiewohl veränderlichen Händen anhäuft.

Doch ist jedem wohl organisirten Lande, nach Maßgabe seiner Erwerbswege und deren Erweiterung oder Ver-

mehrung, eine allmählige und verhältnißmäßige Vermehrung der Zahlmittel nothwendig, in sofern der Entwickelung seiner Kräfte zur Erhöhung des National-Wohlstandes kein Hinderniß entgegen stehen darf. Fortschreiten aber muß alles in der Welt, was Leben hat: Stillstand ist der Anfang des Todes. In dieser Beziehung sagt daher J. Sinclair *) sehr richtig: the quantity of money, instead of being stationary ought always to be on the increase, 1) to promote a greater quantum of labour, on the increase of which the wealth and prosperity of a country so much depends, 2) to facilitate the transfer of a greater quantity of goods among a great body of people, as the population and commerce of a prosperous country is always augmenting, and 3) to enable the people, should it be necessary, to furnish without inconvenience greater supplies to the exchequer.

Die richtige und verhältnißmäßige Vertheilung der Zahlmittel über eine große Masse arbeitsamer, und nach verschiedenen Richtungen thätiger Menschen, ist demnach eine Aufgabe, deren angemessene Lösung die votrefflichste Wirkung, sowohl auf den National-Reichthum als auf die Staats-Einnahme, haben muß. Diese Auflösung ist jedoch auf dem bloßen Wege der Zirkulation niemals allein zu erreichen, sondern die Vermehrung der Zahlmittel ist in jedem Falle eine nothwendige Bedingung dabei, und zwar so, daß diese Vermehrung zuweilen schon für sich den größeren Theil der Wirkung hervorbringt, jedesmal aber vorkommen muß, um die Zirkulation zu beleben.

*) History of public revenue of Greatbritain etc.

Wenn es nun gleich nicht immer — oder vielleicht seltener — in der Macht einer Staatsverwaltung liegt, die Masse des Metallgeldes im Lande bis zu einem zweckmäßig erscheinenden Grade zu steigern: so kann sie doch, in jedem Falle, durch sorgfältig gewählte und klüglich begränzte Surrogate einen Zweck erreichen, der dem wahrsten Bedürfnisse des Volks Genüge thut. Ein solches Surrogat, oder ein Credit-Geld, ist also nicht bloß zweckmäßig, sondern in der That wohlthätig.

Alles, was darauf abzielt, die Masse des umlaufenden Geldes gebührlich, d. h. dem wahren Bedürfnisse gemäß, nicht plötzlich und stark, aber nachhaltig, zu vermehren, ist dem Gedeihen des Landes nothwendig und ersprießlich, wogegen jedes Verhältniß, wodurch die vorhandene Masse der Zahlmittel vermindert wird, den Kreislauf des Austauschs aller Bedürfnisse hemmt, die produktive Arbeit beschränkt, die Gewerbe stört, und das National-Einkommen schmälert. Demnach ist eine jede Maßregel, von welcher sich eine solche Wirkung fürchten läßt, sorgfältig zu vermeiden, und jedes Verhältniß, jede Bedingung des bürgerlichen Lebens, deren Resultat eine Verminderung der zirkulirenden Geldkräfte seyn muß, auf jede Weise zu entfernen. Selbst in dem Falle, wenn das Geld eines Landes, sei es durch Münzverringerung, durch leichtfertige Papier-Creationen, durch große Unglücksfälle, oder wie man will, seinen ursprünglichen Werth verloren hat, und die Masse desselben, als Folge jener Ereignisse, bedeutend über dasjenige Verhältniß gestiegen ist, wobei das Vermögen der Erzeuger und den Verzehrer im richtigen Verhältnisse oder im Gleichgewichte bleibt — selbst in diesem

Falle

Falle wird die gesetzliche Herabsetzung des schlechten Geldes, oder die plötzliche Einwechselung desselben gegen Münze von ächtem Schrot und Korn, nach dem Cours-Verhältnisse des großen Handels sehr nachtheilig auf die Zirkulation und den inneren Verkehr wirken. Den Beweis hierzu lieferte unter andern die Aufhebung der Bank-restriction-bill: die, dadurch nothwendig gewordene Einziehung großer Geldmassen, sowohl in Metall als Papier, veranlaßte die empfindlichsten Verlegenheiten im großen Verkehr und selbst in den städtischen Gewerben und der Landhaushaltung, steigerte den Zinsfuß, und drückte dadurch alle Erwerbszweige. Die triftigen Gründe, womit diese Maßregel nicht bloß von der Bank, sondern auch von den einsichtsvollen Kennern des National-Haushalts bekämpft wurde, scheiterten zwar an der Beharrlichkeit des Schatzkanzlers; die Sache selbst aber wurde durch ihre Folgen hinlänglich gestraft, und hat uns eine heilsame Lehre für die Zukunft gegeben *).

In weit größerem Maaße würden ähnliche Wirkungen solche Staaten treffen, deren einziges Zahlmittel während einer Reihe von Jahren in Kredit-Geld bestanden hätte, und wodurch die Zirkulation überladen worden wäre. Einem solchen Lande ist eben durch die Ueberhäufung des Kredit-Geldes das Metall entzogen, und es fehlen daher die bereiten Mittel zur Einziehung des Ueberflusses; zugleich aber ist

*) Hiermit will ich jedoch keinesweges die Meinung angedeutet haben, daß die Bank-restriction-bill selbst von Grundsätzen des Rechts oder einer erleuchteten Staatswirthschaft gerechtfertigt werden könnte, sondern nur, daß sie, einmal vorhanden, nicht so, wie es geschehen ist, aufgehoben werden durfte.

für diese Einziehung gar kein angemessenes Verhältniß anzugeben. Denn die Werthsverringerung des Kredit-Geldes, die sich auf den Handelsbörsen und im großen Verkehr ausspricht, hat sich doch nimmer in eben dem Maaße über den ganzen innern Verkehr verbreitet, noch auch allen Produkten und Bedürfnissen seinen Typus aufgedrückt — das will sagen: wenn der Thaler an den Börsen etwa 6 Gr. gilt, so behauptet er doch im kleinern Verkehr, und entfernt von den Märkten des großen Handels einen merklich höhern Werth, besonders, sofern er zur Preisbestimmung der Lebensbedürfnisse und der Erzeugnisse kleiner Gewerbe dient. Die tägliche Erfahrung lehrt dies: das allgemeine Urtheil, daß es sich in solchen Ländern sehr wohlfeil leben lasse, bestätigt es, und dies Verhältniß wird unwidersprechlich klar, wenn eine Einlösung vorgenommen wird. Alsdann steigen alle Preise schnell, und freilich wieder über alle Gebühr, weil sich das rechte Maaß oder der Beharrungsstand bei jeder Ueberschreitung erst nach einer Zahl von Schwankungen oder Vibrationen finden läßt. Wird eine solche Einlösung nach dem Cours-Verhältniß des großen Handels bewirkt, so vermindert dies die nothwendige Masse der Zahlmittel im Verkehr: es entsteht Geldverlegenheit, und der Produzent muß seine Erzeugnisse unter dem Werthe abgeben; wird hiergegen das Einlösungsverhältniß höher angenommen, als es im großen Handel Statt findet: so wird zwar der Spekulation ein Feld eröffnet, der Staat bezahlt seine Sünde den Spekulanten, Banquiers und Großhändlern, jedoch ohne Nutzen für den kleinern, dieser Verhältnisse und Resultate unkundigen Mann. In jedem Falle ist die große Masse des Volks das Opfer.

Die Beschleunigung des Geldumlaufs ist ein ungemein reiches Mittel zur Beförderung des National-Wohlstandes, und keine Maßregel belohnender, als diejenige, wodurch die Masse der Zahlmittel, vermöge der Zirkulation, einen vervielfältigten Werth erhält. Da sich nun nicht denken läßt, daß das Geld aus einer Hand in die andere wandern könne, wenn nicht ein Aequivalent dafür angeboten wird: so giebt es auch keine andere Mittel zur Beschleunigung der Zirkulation, als solche, wodurch die Masse der Arbeit, der Dienstleistungen, Erzeugnisse und des Verkehrs vermehrt wird.

Wenn es nun hiernach ein Gegenstand der angelegentlichsten Sorge der Verwaltungen seyn muß, die Arbeit im Lande zu vervielfältigen und den Erwerbfleiß zu erhöhen, so darf dabei doch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Wege dazu nicht in jedem Staat dieselben seyn können. Jedes Volk nimmt in seinem Charakter und seiner Lebensweise, in seinen Sitten und Bedürfnissen — daß ich es kurz sage, die Farbe seines Bodens, und die Temperatur seines Klima's an. Nur diesen Eigenthümlichkeiten huldigend, sie leitend und benutzend, kann es gelingen, die Arbeitskräfte im Volke auf eine, demselben entsprechende, folglich erfreuliche und dauerhafte Weise zu vermehren. Man hat zwar zu Zeiten geglaubt, daß jede Art von Thätigkeit sich für jedes Volk schicke, oder doch dafür acclimatisiren lasse, und in dieser Voraussetzung viel Mühe darauf verwandt, fremde Erwerbszweige einheimisch zu machen, die Seidenraupe z. B. aus der Lombardei nach den Küsten des Nordmeeres zu verpflanzen, und dagegen das Getraide aus den schottischen Hochländern nach

Palermo zu verführen. Weil jedoch die Erfahrung diese schönen Erwartungen getäuscht, weil der Erfolg den Voraussetzungen nicht entsprochen hat, so wird es nothwendig seyn, zu den Wegen, welche die Natur anweiset, zurück zu kehren, und in jedem Volke diejenige Thätigkeit vorzugsweise zu begünstigen, worauf dasselbe vermöge der produktiven Beschaffenheit seines Bodens und der geographischen — oder auch politischen Lage — des letztern angewiesen ist.

So wie sich die großen Staaten zu unserer Zeit, ohne Berücksichtigung natürlicher Begränzung und der charakteristischen Verwandtschaft der Völkerschaften, bloß nach politischen Combinationen gestaltet haben, wird die, an sich nicht leichte Aufgabe, durch die Rücksichten noch schwieriger, welche den verschiedenartigen Fähigkeiten und Bedürfnissen der einzelnen Theile, Provinzen oder Distrikte gewidmet werden müssen. Dazu kommt auch noch die Betrachtung, daß die Beschleunigung des Geldumlaufs nicht bloß und allein von der Masse der Arbeit oder Erwerbsthätigkeit, sondern zugleich von der Beschaffenheit derselben abhängt, so daß es eben deshalb keinen allgemeinen Maaßstab, und keine Gränzbestimmung für die Beschleunigung der Zirkulation giebt.

Die Zirkulation ist daher, zwar ein sehr schätzbares, aber kein absolutes oder unbedingtes Maaß für die Größe des National-Einkommens und die Prosperität des Staats. Die Combination des Umlaufs aber mit der Masse der Zahlmittel, kann zur Schätzung des National-Reichthums sehr wohl dienen, und die zweckmäßigsten Wege zur Erhöhung desselben anweisen. Die angemessene Vermehrung der Zahlmittel bleibt daher unter allen Umständen eine eben so nothwendige Bedingung für die Beförderung der

Geldwirthschaft eines Landes, als es der Pflug für die Feldwirthschaft ist.

Es sei mir erlaubt, die vorstehenden Betrachtungen mit einem Beispiele aus der brittischen Geldwirthschaft zu erläutern. Dies Beispiel ist praktisch, denn es ist aus dem Leben gegriffen, und unwiderleglich, denn es liegt mit seinen Erfolgen vor unsern Augen offen da.

J. Sinclair gab c. l. die ganze Masse des, in den 1790ger Jahren in England umlaufenden Geldes, nach einer Mittelzahl aus den Bewegungen in den Banken, zu 65 Millionen an, worunter 32 bis 36 Millionen Metallgeld, und 30 bis 32 Millionen Creditgeld. In letzterer Masse sind die Papier-Creationen sämmtlicher Privat-Banken mit begriffen.

Im Jahre 1810 gab Colquhoun die Masse der gesammten Zahlmittel in England zu 80 Millionen an, worunter 15 Millionen Metallgeld und 65 Millionen Bankzettel aller Art. Die letztern aber verloren zu der Zeit etwa 12 bis 14 pr. Ct, und der wahre Börsenwerth derselben war also 56 bis 57 Millionen.

In diesem Zeitraum von 18 oder 20 Jahren hatten sich daher folgende Veränderungen in der brittischen Geldwirthschaft geäußert:

1) Die zirkulirende Masse der Zahlmittel war von 65 auf 71 bis 72 in wahrem Werthe, oder auf 80 im Nominal-Werthe gestiegen; und wenn man erwägt, daß die Bankzettel im gemeinen Leben nicht so wie an der Börse verloren, so kann man den wahren Werth der Masse wohl zu 73 bis 74 Mill. annehmen.

2) Die Masse des Metallgeldes hatte sich von 32 bis

36 — oder durchschnittlich 34 bis auf 15, d. h. um 56 pr. Ct. Rabatt vermindert.

3) Das Verhältniß des Metallgeldes zum Creditgelde hatte sich so gestellt:

im Jahre 1790 verhielt sich:

das Metallg.: Kreditg. = 34:31 = 9:8$\frac{1}{6}$

" 1810 " : " = 15:57 = 5:19

so daß also in dem ersten Zeitpunkte noch nicht so viel Credit- als Metallgeld im Umlauf war, wogegen in dem letzten Zeitpunkte die Bankzettel beinahe das Vierfache des Metallgeldes betrugen.

Großbritannien hat in diesem Zeitraume eine jährliche Unterbalance von ungefähr 1 Millionen Pf. St. gehabt, einen sehr kostbaren hartnäckigen und zugleich mißlichen Kampf bestanden: es hat dabei seinen inneren Haushalt nicht bloß erhalten, sondern auch entwickelt, wie die Aufnahme der ganzen Landwirthschaft, sehr vieler Kunstanlagen und die wesentlichen Verbesserungen von Ireland zeigen; endlich hat es sich im Besitz der Mittel befunden, nach Beendigung eines vieljährigen blutigen Krieges der National-Wirthschaft alle Mittel zu gewähren, um mit beschleunigten Schritten in der Entwickelung fortzuschreiten.

Ein so außerordentliches Resultat muß gewiß sehr wichtige, in dem eigentlichen Lebens-Prinzip der Völker begründete Ursachen gehabt haben, und keinem aufmerksamen Zeitgenossen werden mehrere derselben entgangen seyn. Ich bin daher auch sehr weit entfernt, der vorerwähnten Geldwirthschaft einen solchen Erfolg beizumessen; allein es ist doch nicht zu bezweifeln, daß dieselbe einen wichtigen Antheil daran gehabt habe.

Gesetzt, die brittische Verwaltung hätte sich des Creditgeldes nicht bedient, so würde England entweder den Kampf mit Frankreich nicht haben führen können, oder die Zahlmittel des Landes wären von 65 Millionen auf 29, d. h. auf mehr als die Hälfte zurück gebracht worden. Im ersten Falle hätte es die Vergrößerung oder Alleinherrschaft Frankreichs auf dem Kontinente ruhig ansehen, und die Folgen des verrufenen Continental-Systems gelassen tragen müssen; und hiervon wäre die Zerrüttung des ganzen brittischen Merkantil-Systems die nothwendige Folge gewesen. Alsdann konnte England nicht mehr so bestehen, wie es vor dem J. 1793 bestand: es mußte seine Kolonieen als beschwerliche Gäste sich selbst überlassen, seine Flotten als unnütze Blockschiffe versenken, seine Fabriken verschließen, und sich, von der Politik, wie von der Natur, isolirt, auf sich selbst beschränken, sich selbst genügen, und, um dieses zu können, ungeheure Rückschritte in der Kultur machen. — Im andern Falle, wie sollte es möglich seyn, mit stets beschränkteren Mitteln stets steigende Anstrengungen zu machen, und eine beschleunigte Zirkulation mit geringeren Geldmassen hervor zu bringen, als in ruhigen Zeiten bei weit weniger gesteigerten Bedürfnissen nöthig war?

Wenn man von den, in dem Zeitraume zwischen 1792 und 1816 angeliehenen Summen, (sums raised) die in demselben Zeitraume auf den Rückkauf der älteren Schulden verwandten Summen (sums expended) abzieht, so ergiebt sich, nach Hamilton (Inquiry concerning the national debt etc.) ein Betrag von 397 Millionen Pf. St. baar Geld,

welches eine Durchschnittszahl von $17\frac{1}{4}$ Millionen giebt, die jährlich mehr angeliehen, als zurückgekauft wurde. In den Jahren $18\frac{13}{15}$, in welchen nach Colquhoun nur noch — oder vielleicht nicht einmal — 15 Millionen Metallmünze vorhanden seyn konnten, wurde jährlich das Doppelte, nämlich 34 Millionen mehr angeliehen, als zurück gezahlt, und die Staatsausgaben waren auf 59 — 65 Millionen angegeben. Es fällt in die Augen, daß solche Massen, neben dem Bedürfnisse einer weitherrschenden Schifffahrt, eines mächtigen Welthandels und hochblühenden Kunstfleißes, wozu früher schon 65 Millionen erfordert wurden, in einem Lande, dessen ganze Baarschaft 15 Millionen betrug, unmöglich disponibel seyn konnten.

Was sollte England denn thun, um seinen Ruin zu vermeiden? Es hat selbst die Antwort gegeben: es hat Creditgeld gemacht, und ist gerettet worden.

Es ist aber auch auf eine Weise gerettet worden, die alle Erwartung übertrifft, indem es unter allen Stürmen des erbitterten Kriegs, dessen Ausgang oft zweifelhaft war, in seinem inneren Haushalte, die erwünschten Resultate erreicht hat, worauf der ruhige Gang der politischen Rechenkunst in der Voraussetzung einer ungestörten Ordnung führt. England hat nicht nur seine politische Größe erhalten und mächtig gesteigert, sondern auch im Innern die Masse der zirkulirenden Zahlmittel vermehrt und die Zirkulation selbst gesteigert; es hat die Elemente des National-Reichthums fest gehalten und entwickelt.

Im Jahre 1793 betrug, wie schon angeführt ist, die Masse der Zahlmittel in England 65 Millionen; und Sinclair berechnete das National-Einkommen zu 260 Millio-

nen. In letztere Summe geht die erstere 4 mal, oder, um das National-Einkommen herzustellen, mußte die vorhandene Masse von Zahlmitteln 4 mal herum gezählt werden. Diesen Quotienten nenne ich hier kurz: die Zirkulation.

Etwa 16 Jahre später gab Colquhoun das National-Einkommen zu 430 Millionen an; allein dieses läßt sich mit dem von Sinclair angegebenen noch nicht schlechthin vergleichen. Dies letzte ist nämlich in wahrem Metallwerth angegeben, wogegen das erstere sich auf ein Zahlmittel bezieht, welches zu der Zeit 12 — 14 Prozent, oder mehr verlor. Demnach waren jene 430 Millionen eigentlich nur 370 werth. Ferner erforderte der Krieg einen jährlichen außerordentlichen Aufwand von durchschnittlich 30 Millionen, und die Zinsen der neuen Staatsschuld erforderten mit der Rate der Tilgungskasse wohl 22 Millionen. Diese 52 Millionen, welche in einem, auf gewohnte Weise gesteigerten National-Einkommen nicht erscheinen können, müssen noch von jenen 370 Millionen abgezogen werden. Demnach bleiben für das gewöhnliche National-Einkommen 318 Millionen; und wenn man dabei erwägt, daß in ruhigen Zeiten auch von anderen Staaten ein Antheil an der Schiffahrt, dem Handel und der Industrie in Anspruch genommen wird: so dürfte das brittische National-Einkommen im J. 1809 oder 10 wohl nicht viel über 300 Millionen zu schätzen seyn.

Nun werde die Frage gestellt: Im J. 1793 war das National-Einkommen 260, die zirkulirende Geldmasse = 65, und der Werth der Zirkulation = 4; im J. 1810 aber betrug das National-Einkommen 300 — wie müssen sich

die Masse der Zahlmittel und die Zirkulation auf eine angemessene Weise geändert haben, um dieses letzte National-Einkommen hervor zu bringen?

Die Antwort hierauf kann dreifach seyn:

1) sofern man die Veränderung der Zirkulation vorzugsweise ins Auge faßt, wobei anzunehmen ist, daß diese Beschleunigung derselben den Umständen angemessen sei.

2) sofern man die Vermehrung der Zahlmittel den Lebensbedingungen des Volks am zuträglichsten hält.

3) sofern beide, sowohl die Zahlmittel als die Zirkulation, nach allgemeineren Grundsätzen einer fortschreitenden National-Wirthschaft, dieser letzteren am meisten entsprechend vermehrt werden sollen.

Wenn man nun die, aus der Geldwirthschaft Englands entnommenen Zahlen braucht, so findet man, damit das National-Einkommen in 16 Jahren von 260 auf 300 gesteigert werde, daß

> unter der Voraussetzung 1, die Zirkulation = 4,542, die Masse der Zahlmittel = 65,9387 — unter der Voraussetzung 2, die Zirkulation = 4,0916, die Masse der Zahlmittel = 73,32, und endlich, unter der Voraussetzung 3, die Zirkulation = 4,0532, die Masse der Zahlmittel aber = 73,97

seyn müsse *). Diese Rechnungs-Resultate geben Anlaß zu mancherlei Betrachtungen, deren ich hier jedoch nur ein paar ganz kurz berühren will.

1) Man mag die Bedingungen des Lebens oder der Er-

---

*) Siehe die Anmerkung Seite 239.

werbsthätigkeit eines Volks stellen, wie man will: so ist für das angemessene Fortschreiten desselben eine allmählige Zunahme der Zahlmittel doch immer nothwendig. Dieselbe hängt unmittelbar von der Beschleunigung der Zirkulation ab, und die Rechnung sagt auch, wie sich diese Abhängigkeit bestimmt. Aber, ob es dem Volke in seiner individuellen Lage angemessen sei, daß die Zirkulation stark beschleunigt werde, unter welchen Bedingungen, und in welchem Verhältnisse? dieses sagt sie nicht, folglich auch nicht, ob die Zunahme der Zirkulation oder der Geldmasse das vorherrschende Element der Erhöhung des National-Einkommens seyn müsse. Hierzu wird es noch einer besonderen, gewiß sehr wichtigen und interessanten Rechnung bedürfen, die mir jedoch, aufrichtig zu gestehen, bis jetzt noch nicht gelungen ist. Die gegenwärtige Rechnung geht nur von dem allgemeinen innern Prinzip der Continuität, oder einer gleichförmig beschleunigten Bewegung aus, und löset die Aufgabe daher nur in beschränkter Weise, indem es bei ihrer Anwendung überlassen bleibt, wo und wie die Elemente der Beschleunigung einer Abweichung von der allgemeinen Norm unterworfen seyn sollen — oder, analytisch zu reden, — welche Verhältnisse bei den zweiten Differentialen Statt finden sollen.

Im Allgemeinen wird man indessen mit Recht behaupten können, daß die Beschleunigung der Zirkulation in der Regel sehr langsam sei, und daß daher die Vermehrung der Zahlmittel immer ein sehr wesentliches Mittel zur Erhöhung des National-Wohlstandes ausmache. Nach Davenant (treatise on public revenue) war der Werth der Zirkulation etwa 3, die Masse der Zahlmittel höchstens 30, und 70 bis 80 Jahre später war, nach Sinclair, diese letzte

Masse 65, oder mehr als das Doppelte; dagegen der Werth der Zirkulation 4 oder nur $\frac{1}{3}$ mehr. Daß aber nur 16 J. später (nach Colquhoun) die Geldmasse 80 und die Zirkulation $5\frac{5}{8}$ war, deutete offenbar auf Sprünge in der National-Wirthschaft, die durch ungewöhnliche und naturwidrige Anstrengungen bewirkt worden, von welchem daher beim Rücktritt zum natürlichen Gange der Dinge wieder abgewichen werden muß.

2) So wie die Geschwindigkeit und auch die Beschleunigung der Zirkulation überhaupt wesentlich von der Beschaffenheit der Erwerbszweige des Volks abhängt: so giebt es auch Momente im Volksleben, in welchen die Beschleunigung größer oder kleiner werden kann. In England war die Zirkulation schon in den 1790ger Jahren, 4; wenn man dagegen die Zahlen für richtig annimmt, welche im Jahre 1821 in Frankreich bei Gelegenheit der Discussionen über den Finanz-Etat angegeben wurden: so betrug das National-Einkommen 7000, die vorhandene Geldmasse 2000, und folglich die Zirkulation nur $3\frac{1}{2}$. Es wäre merkwürdig, hiermit das Verhalten der Geldwirthschaft in Frankreich in der Colbertschen Periode zu vergleichen: ich habe aber die Data dazu nicht gefunden. Unterdessen folgt schon aus den vorstehenden Zahlen, daß die Zirkulation in Frankreich, als einem mehr ackerbauenden Staate, überhaupt träger sei, als in dem industriellen und kommerziellen England.

Zu Anfang der kritischen Periode, welche England mit dem Jahre 1794 antrat, kamen allerdings mehrere wichtige Umstände vor, wodurch die Zirkulation ungemein beschleunigt wurde, und wobei also der größere Staatsauf-

wand und das vermehrte National-Einkommen ohne sonderliche Vermehrung der Zahlmittel bestehen konnte. Allein es scheint, daß diese Umstände schon nach dem kurzen Frieden von Amiens verschwanden: denn seit dem ersten Jahre des gegenwärtigen Säkulums deuten mancherlei Symptome auf eine merkliche Stockung in den Gewerben, auf einen Drang zu landwirthschaftlichen Beschäftigungen, auf eine Verzögerung in der Zirkulation, und, als Folge davon, auf erhebliche Vermehrung der Zahlmittel. Diese Vermehrung mußte beunruhigend werden: denn, wenn sie im Jahre 1810 schon 80 betrug, was mußte sie im Jahre 1818 nach den ungemeinen Anstrengungen der Jahre $18\frac{13}{15}$ seyn? Deshalb drang das brittische Publikum so beharrlich auf Einziehung des Creditgeldes, welche eine nothwendige Folge der Aufhebung der Bank-Restriktion werden mußte.

3) War die Masse der Zahlmittel unverhältnißmäßig groß, so war auch die Beschleunigung der Zirkulation durch fortgesetzte Anstrengung nicht weniger überspannt.

Die Bank, die Minister und die Kenner der National-Wirthschaft fürchteten mit Recht, daß es nicht möglich seyn werde, die Lebhaftigkeit der Zirkulation festzuhalten, und widersetzten sich daher der Einziehung der Bankzettel. Denn, wenn zu gleicher Zeit weniger Geld vorhanden war — und ein trägerer Umlauf eintrat, so war das National-Einkommen nicht auf seiner Höhe zu erhalten, und das konnte bei dem Geiste des Volks, so wie bei den hoch gespannten Anforderungen des Staats, sehr ernsthafte Folgen haben. Gleichwohl mußte die Bank nachgeben, und sie hat, nach ihren Berichten, in den Jahren $18\frac{20}{21}$

zwischen 14 und 15 Millionen Papier aus der Zirkulation gezogen.

Nach einer Berechnung, die jedoch nur als ungefährer Ueberschlag angesehen werden darf, betrug die Masse der Zahlmittel zu Ende des Jahres 1816 etwa 88 — 90 Millionen; und wenn die Bank 14 — 15 Millionen einzog, so war die übrige Masse von 73 — 75 Millionen hinreichend, sofern nämlich die Zirkulation auf $4\frac{1}{2}$ gehalten werden konnte. Das letztere geschah aber nicht: sie sank tiefer, wahrscheinlich auf 4,05 zurück, und zugleich mußten die Privat- oder Landbanken große Massen ihrer Papier-Creationen wieder einziehen. So entstand dennoch die gefürchtete Krisis, minder gefährlich durch das Unwesen der Ludditen, als durch die Unmöglichkeit der Schatzkammer, ihre Bedürfnisse aufzubringen, die sie schließlich dem unverletzlichen Institute der Tilgungkasse abnehmen mußte. Sehr wahrscheinlich hat daher die Bank, nach dem ersten Schrecken, wieder mehr Creditgeld in Umlauf bringen müssen; denn die Baarschaften, welche sie von auswärts bezogen hat, betrugen im Jahre 1822 wenig über 5 Millionen. — Gegenwärtig hat freilich die Emancipation von Südamerika der Sache einen anderen Schwung gegeben, wodurch sie allerdings ein glänzendes Ansehen gewonnen hat: aber in seine natürliche Bahn ist Englands National-Einkommen und Geldwirthschaft noch nicht zurück getreten. Jede Abschweifung bleibt jedoch stets bedenklich.

4) Im Allgemeinen erkennt man, daß die brittische Geldwirthschaft sich den Resultaten der Rechnung so genau angepaßt hat, als billig erwartet werden darf, oder

umgekehrt, daß die Rechnung den Erscheinungen in einer, unter mancherlei veränderlichen Verhältnissen mit aller Umsicht geleiteten Geldwirthschaft so gut entspreche, daß derselben eine gewisse Brauchbarkeit zugeschrieben werden dürfe. Man erkennt ferner aus diesem großen Beispiele, daß England seine Nationalität, seinen Wohlstand und die ganze Energie seiner Hülfsmittel durch weise Anwendung des Creditgeldes in einer sehr schwierigen Zeit gerettet hat, wo keine Rettung möglich schien. Man sieht endlich, daß das Bedürfniß der Zirkulation durch dieses Creditgeld in keiner Weise gefährdet ist, so lange es mit Besonnenheit auf dieses Bedürfniß berechnet wird, und daß es dazu keineswegs der Anhäufung solcher Metallmassen bedürfe, die dem Nominal-Werthe jenes Creditgeldes gleich kommen.

Dies wäre etwa das Wichtigste, was ich zum Behuf der Beweisführung des oben angegebenen Satzes hier vorzutragen hätte. Ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, die Momente des Beweises klar und überzeugend aufzustellen, damit es erkannt und eingeräumt werde, daß das Creditgeld, bei der heutigen Verfassung des ganzen policirten Europa, ein nothwendiges, zweckmäßiges und wohlthätiges Hülfsmittel sei.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerk. zu S. 234. Zu den obenstehenden Zahlen bin ich auf einem arithmetischen Wege gekommen, der mir so interessant scheint, daß er wohl geeignet seyn dürfte, zu manchen Aufschlüssen in der Nationalwirthschaft zu führen. Die ersten Grundzüge dazu entwerfe ich hier mit dem Wunsche, daß diejenigen, welche mehr Fähigkeit haben und denen mehr ökonomische Data zu Gebot stehen, als mir, veranlaßt werden mögen, der Spur weiter zu folgen, oder vielleicht,

einen geradern Weg zum Ziele zu finden. Hier muß ich mich zwar analytischer Ausdrücke bedienen; allein es sind nur wenige, und sie zu lesen, erfordert geringe Vorbereitung. Sollten auch einige Leser die gegenwärtige kurze Anmerkung nicht benutzen wollen oder können, so werden sie dies Blatt ohne Nachtheil für den Zusammenhang in obenstehendem Texte überschlagen können.

Das National-Einkommen und das Verhalten desselben zu verschiedenen Zeiten, sehe ich als den Maaßstab für das Gedeihen eines Volks an. Ist der Ausdruck für dasselbe eine konstante Größe, so findet ein wirthschaftlicher Stillstand Statt, wobei weder in der Natur noch in dem gesellschaftlichen Zustande ein Gedeihen — Entwickeln, Fortschreiten — denkbar ist. Also muß das National-Einkommen wachsen, fortschreiten oder zunehmen, und ich stelle mir nun die Frage:

„wie, bei welchen innern Bedingungen, muß das National-„Einkommen wachsen?"

Das geometrische Bild des National-Einkommens ist eine Fläche $= E = c. g.$ (Vielleicht sollte dieses Bild eigentlich ein körperlicher Raum $= E = c. g. p$ seyn; allein die dritte Dimension — vielleicht die Population — hat noch so viel Schwierigkeiten für mich gehabt, daß die Einführung derselben in die Rechnung mir bis jetzt nicht zur Genüge gelungen ist — daher bleibe ich hier bei jener leichtern Vorstellung stehen.) Es ist nunmehr gewiß, daß die Frage beantwortet werden könnte, wenn ich die Bedingungen der Veränderungen von c und g, anzugeben vermöchte. Ich versuche dieses.

Das National-Einkommen muß stetig zunehmen, da bei allen, in naturgemäßen Fortschritten begriffenen Dingen nach dem Prinzip der kleinsten Wirkung, das Gesetz der Stetigkeit beobachtet werden muß. Wenn demnach die Zunahmen von E, c, g, durch e, ε, γ, ausgedrückt werden, so muß

$$d e = d (\varepsilon \gamma) = \varepsilon d \gamma + \gamma d \varepsilon$$

seyn, und einen positiven Werth haben. Ferner muß das National-Einkommen allemal ein maximum der Wirkung gegebener Kräfte seyn, und daher muß $\int d e$ eine so beschriebene oder erzeugte Fläche seyn, daß sie dieser Bedingung entspricht. Demnach frage ich: wie muß diese Fläche beschaffen, oder wie begränzt seyn? Nenne ich das Differential dieser Fläche

$$d v = \mu d \omega$$

so erhalte ich auf bekanntem Wege, indem $d \mu = f d v$ gesetzt wird

(f²

Und da ferner: $\frac{d\,d\,e}{d\,\varepsilon^2} = \frac{-\varepsilon R^2}{(R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}}} - 4\,\varepsilon$

$$(f.^2 \mu^2 + 1)^{\frac{1}{2}} \frac{d\,v}{\mu} = (d\,\omega^2 + d\,\mu^2)^{\frac{1}{2}};$$

und da $d\,v$ zwei Abmessungen, $d\,\mu$ aber nur eine enthält, so muß f eine verneinte Abmessung haben. Hieraus folgt, daß der Faktor $(f^2 \mu^2 + 1)^{\frac{1}{2}}$ eine abstrakte Größe sei, und demnach stellt $\mu\,(f^2 \mu^2 + 1)^{\frac{1}{2}}$ eine Linie vor. Diese Linie sei $= R$, so ist

$$R = \mu\,(f^2 \mu^2 + 1)^{\frac{1}{2}}$$

woraus, weil $f = \frac{d\mu}{dv}$, und $d\,v = \mu\,d\,\omega$

$$\omega = \text{const} - (R^2 - \mu^2)^{\frac{1}{2}}$$

folgt; und da ω und μ zugleich Null werden, so ist const. : $= R$, demnach

$$\omega = R - (R^2 - \mu^2)^{\frac{1}{2}}$$

$$\text{oder}\quad R = \frac{\mu^2 + \omega^2}{2\,\omega}$$

d. h. die gesuchte Fläche ist von einem Kreisbogen über der Axe begränzt, dessen Halbmesser $= R$.

Demnach sehe ich e als eine solche Fläche an, dazu die Koordination ε und γ. Alsdann ist

$$\varepsilon^2 = 2\,R\,\gamma - \gamma^2$$

$$\gamma\,d\,\varepsilon = \frac{R\,\gamma - \gamma^2}{(2R\gamma - \gamma^2)^{\frac{1}{2}}}.\,d\,\gamma$$

Es soll aber seyn

$$d\,e = \varepsilon\,d\,\gamma + \gamma\,d\,\varepsilon$$

$$\frac{3\,R\,\gamma - 2\,\gamma^2}{(2\,R\,\gamma - \gamma^2)^{\frac{1}{2}}}.\,\delta\gamma$$

Auf eben die Weise, wird, durch ε ausgedrückt,

$$d\,e = \frac{R.\,(R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}} + R^2 - 2\,\varepsilon.^2}{(R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}}}.\,d\,\varepsilon.$$

Setzt man nun in diesen Ausdrücken

$$\frac{d\,e}{d\gamma} = o = 3\,R\,\gamma - 2\,\gamma^2$$

$$\frac{d\,e}{d\,\varepsilon} = o = R.\,(R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}} + R^2 - 2\,\varepsilon^2$$

so erhält man: $R = \frac{2}{3}\gamma = 2\,\varepsilon\,\sqrt{\tfrac{1}{3}}$, und $\varepsilon = \gamma\,\sqrt{\tfrac{1}{3}}$.

so geben diese Werthe für R ein größtes e, das heißt eine größte Zunahme von E. Die Integrale der beiden Differential-Ausdrücke für e, sind daher

$$\int de = \int \frac{3R\gamma - 2\gamma^2}{(2R\gamma - \gamma^2)^{\frac{1}{2}}} d\gamma = \int \frac{R(R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}} + R^2 - 2\varepsilon^2}{R^2 - \varepsilon^2} . d\varepsilon$$

$$= \gamma (2 R\gamma - \gamma^2)^{\frac{1}{2}} + \text{const.} = \varepsilon (R + (R - \varepsilon)^{\frac{1}{2}}) + \text{const.}$$

und mit $c = o$, wenn γ oder ε Null wird, so ist auch in beiden Fällen die const. = o. Demnach ist der Werth eines, in vollkommenem Wachsthum begriffenen National-Einkommens

$$= E + e = E = c.g + (2R\gamma - \gamma^2)^{\frac{1}{2}} \gamma = (4\varepsilon\gamma \sqrt{\tfrac{1}{3}} - \gamma^2)^{\frac{1}{2}} \gamma + cg$$

$$= cg + (R + (R^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}}). \varepsilon$$

$$= (\tfrac{2}{3}\gamma + (\tfrac{4}{9}\gamma^2 - \varepsilon^2)^{\frac{1}{2}}). \varepsilon + cg.$$

Es ist nun sehr leicht, aus diesen Ausdrücken die Werthe

$$\varepsilon = \frac{2. (E - cg)}{g + c\sqrt{3} + \sqrt{(g + c\sqrt{3})^2 + 8\sqrt{3}(E - cg)}}$$

$$\gamma = \sqrt{(E - cg) \sqrt{3}}$$

zu ziehen. Die Werthe geben nunmehr die Zahlen, welche bei dem oben stehenden Beispiele aus der brittischen Geldwirthschaft für die beiden ersten Voraussetzungen gelten, wenn man $g = 65$; $c = 4$; $E = 300$ setzt.

Es muß hier jedoch nunmehr bemerkt werden, daß bei dieser Rechnung die Voraussetzung Statt gefunden habe, als ob ε und γ wirklichen Dimensionen angehörten, deren Werth an bestimmten Orten ermittelt werden. Allein diese Ansicht ist zu beschränkt, und führt nur zu einer Antwort auf einen vorgegebenen Fall. Allgemein müssen hingegen ε und γ als abstrakte Zahlen, oder etwa als Koofficienten angesehen werden, damit die Werthe von c und g nach dem Gesetze der Continuität so bestimmt werden können, wie sie vermöge ihrer Abhängigkeit unter einander und von den übrigen Bedingungen der Aufgabe erscheinen.

Wenn man nun mit Bezug hierauf $\varepsilon . c$ und $\gamma . g$ statt ε, γ, in der vorigen Rechnung braucht, so findet man

$$R = \tfrac{2}{3}\gamma . g = 2. \varepsilon. c. \sqrt{3}$$

also $$\varepsilon = \frac{\gamma . g}{c. \sqrt{3}}$$

Diese ε und γ sind nun die, nach irgend einer Reihe von Veränderungen entstandene Zunahmen von c und g; in der Reihe selbst aber hängt jede folgende Veränderung von der Beschaffenheit der vorhergehenden ab.

Es habe z. B. die Reihe m solcher Veränderungen, deren erste offenbar $= \left(1 \pm \frac{1}{\varepsilon}\right) c$, oder $\left(1 \pm \frac{1}{\gamma}\right) g$; so ist die nächste $= \left(1 \pm \frac{1}{\varepsilon}\right) d = \left(1 \pm \frac{1}{\varepsilon}\right) . \left(1 \pm \frac{1}{\varepsilon}\right) c$, oder auch $= \left(1 \pm \frac{1}{\gamma}\right) h$ $= \left(1 \pm \frac{1}{\gamma}\right) . \left(1 \pm \frac{1}{\gamma}\right) g$. u. s. w. Man erkennet hieraus, daß diese Reihen aus folgenden zusammen gehörigen Gliedern bestehen:

$$c : \frac{\varepsilon \pm 1}{\varepsilon} c : \left(\frac{\varepsilon \pm 1}{\varepsilon}\right)^2 c : \left(\frac{\varepsilon \pm 1}{\varepsilon}\right)^3 c \ldots\ldots \left(\frac{\varepsilon \pm 1}{\varepsilon}\right)^m . c$$

$$g ; \frac{\gamma \pm 1}{\gamma} g : \left(\frac{\gamma \pm 1}{\gamma}\right)^2 g : \left(\frac{\gamma \pm 1}{\gamma}\right)^3 g \ldots\ldots \left(\frac{\gamma \pm 1}{\gamma}\right)^m g$$

Nimmt man daher die Glieder der zweiten Reihe auf einer Abscissenlinie an, und nennt sie unbestimmt $= x$, und die Glieder der ersten Reihe als zugehörige Ordinaten $= y$ so ist

$$y : x = \left(\frac{\varepsilon \pm 1}{\varepsilon}\right)^m c : \left(\frac{\gamma \pm 1}{\gamma}\right)^m g$$

$$y = \left(\frac{(\varepsilon \pm 1)\gamma}{(\gamma \pm 1)\varepsilon}\right)^m . \frac{c}{g} x$$

oder, den Werth von $\varepsilon = \frac{\gamma . g}{c . \sqrt{3}}$, oder von $\gamma = \frac{\varepsilon . c \sqrt{3}}{g}$ eingeführt

$$y = \left(\frac{\gamma . g + c \sqrt{3}}{(\gamma + 1) g}\right)^m . \frac{c}{g} x$$

$$= \left(\frac{(\varepsilon + 1) . c \sqrt{3}}{\varepsilon . c . \sqrt{3} + g}\right)^m . \frac{c}{g} . x$$

Dieses ist alsdann die Definition der Kurve, in welcher die rechtwinklichen Koordination das Verhältniß der Zahlmittel zur Zirkulation darstellen, wenn die Zunahme des National-Einkommens am angemessensten fortschreiten soll. x und y bezeichnen den ganzen Werth der Geldmasse und der Zirkulation wie $(m + 1)$. [3] Glieds, und weil für dasselbe $E = x . y$. seyn muß, so erhält man:

$$E = \left(\frac{\gamma \cdot g + c\sqrt{3}}{(\gamma+1)\,g}\right)^m \cdot \frac{c}{g}\, x^2$$

$$= \left(\frac{\varepsilon \,.\, c \,.\, \sqrt{3} + g}{(\varepsilon+1) \,.\, c \,.\, \sqrt{3}}\right)^m \cdot \frac{g}{c} \,.\, \gamma^2$$

Führt man den Werth von $x = \left(\frac{\gamma+1}{\gamma}\right)^m . g$, oder $y = \left(\frac{\varepsilon+1}{\varepsilon}\right)^m . c$ hier ein, so ist:

$$E = \left(\frac{\varepsilon \,.\, c\sqrt{3} + g}{(\varepsilon+1) \,.\, c \,.\, \sqrt{3}}\right)^m \cdot \left(\frac{\varepsilon+1}{\varepsilon}\right)^{2 \cdot m} . \, c^2 . \, \frac{g}{c}$$

$$= \left(\frac{(\varepsilon \,.\, c\sqrt{3} + g) \,.\, (\varepsilon+1)}{\varepsilon^2 \,.\, c \,.\, \sqrt{3}}\right)^m . \, c \,.\, g.$$

Hieraus erhält man, wenn man zur Abkürzung

$$\frac{g}{c\sqrt{3}} = A; \quad \sqrt[m]{\frac{E}{c\,g}} = B \text{ setzt,}$$

$$\varepsilon = (A+1) \pm \frac{\sqrt{4\,AB + (A-1)^2}}{2\,(B-1)}$$

$$\gamma = \frac{\varepsilon}{A}$$

dann: $y = c' = \left(\frac{\varepsilon+1}{\varepsilon}\right)^m . \, c$

$$x = g' = \left(\frac{\gamma+1}{\gamma}\right)^m . \, g.$$

Nach diesen letzten Ausdrücken sind in dem obigen Beispiele die Werthe für die Zirkulation und die Masse der Zahlmittel, unter der Voraussetzung 3, berechnet.

Berichtigung

für das dritte Heft dieser Monatschrift.

Seite 13 Zeile 7 von oben statt: aller wichtigsten l. aller nichtigsten.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Wie widerwärtig Karl dem Zweiten auch die parliamentarischen Verhandlungen geworden seyn mochten: so konnte er doch nicht umhin, ein neues Parliament zusammen zu berufen; und dies geschah in dem zweiten Monate des Jahres 1679, unter Umständen, wo der König des Geldes mehr als jemals bedurfte, weil er ohne dasselbe sein Heer weder beibehalten, noch auflösen konnte.

Dem Hofe lag sehr viel daran, ein solches Parliament zusammen zu bringen, von dessen Ergebenheit er sich für seine Zwecke einigen Erfolg versprechen könnte. Doch wie dies bewirken! Ganz England war von demselben Vorurtheil beherrscht, mit demselben Wahn erfüllt; und die natürliche Folge davon war, daß nicht bloß die alten Zeloten wieder erwählt, sondern noch neue hinzugefügt wurden: ein Verdienst, das sich, vor Allen, die Presbyterianer er-

warben. Hiervon unterrichtet, mußte der König zum Voraus darauf Bedacht nehmen, wie er den neuen Sturm, den er wider sich aufsteigen sah, beschwören wollte: denn er war nicht so blind, daß er hätte verkennen sollen, wie viel von dem, angeblich nur dem Katholicismus und den Jesuiten geweiheten Haß, gegen ihn und seinen Bruder gerichtet war.

Der Hauptschritt, welchen Karl zur Besänftigung seines Volks und seines Parliaments that, bestand darin, daß er den Herzog von York beredete, sich nach den Niederlanden zu begeben, damit jeder Verdacht von dem Einflusse papistischer Rathgebungen wegfallen möchte. Der Herzog gab über diesen Punkt bereitwillig nach; doch machte er zwei Bedingungen, welche vor seiner Abreise erfüllt werden mußten. Die erste war, daß der König seine Abreise befehlen möchte, damit seine Abwesenheit nicht als ein Beweis seiner Furcht oder seiner Schuld erscheinen möchte. Mit der zweiten hatte es eine so eigenthümliche Bewandniß, daß wir ihrer nicht gedenken können, ohne in die Vergangenheit zurückzutreten.

Karl der Zweite hatte einen natürlichen Sohn, welcher den Titel eines Herzogs von Monmouth führte. Zehn Jahre vor der Restauration geboren und unter lauter Glückswechseln aufgewachsen, hatte dieser Herzog, dessen Name Jakob war, alle die Eigenschaften, welche die Zuneigung des Volks zu gewinnen pflegen: eine, in dem holländischen Kriege erprobte Tapferkeit, eine, die Herzen gewinnende Herablassung, eine rücksichtslose Großmuth und eine anmuthsvolle Persönlichkeit. Alle diese Eigenschaften wurden durch den allgemeinen Haß gehoben, welchen die Engländer auf den Herzog von York wegen seiner pa-

pistischen Grundsätze geworfen hatten; denn ohne diesen Haß würde man sich schwerlich dagegen verblendet haben, daß Monmouths Fähigkeiten noch weniger als mittelmäßig waren, und daß er, weit entfernt, sein eigener Führer seyn zu können, nur allzu geneigt war, sich der Leitung Anderer blindlings anzuvertrauen. Des Herzogs Mutter war Lucia Walters. In welchem Verhältnisse Karl der Zweite als Kronprinz auch mit ihr gelebt haben mochte: immer war es keine rechtmäßige Ehe gewesen. Da aber die vornehmsten Feinde des Herzogs von York, um einen Bastard auf den englischen Thron zu erheben, ihn als einen rechtmäßigen Erben darstellen mußten: so verbreiteten sie das Gerüchte, es sei zwischen Karl dem Zweiten und Lucia Walters ein Ehevertrag geschlossen worden, der noch immer in einer gewissen schwarzen Büchse aufbewahrt werde. Am geschäftigsten in dieser Parthei-Angelegenheit bewies sich der Graf von Shaftesbury; und die Voraussetzung dabei war, daß es keine große Mühe kosten werde, den König, der seinen natürlichen Sohn sogar ausschweifend liebte, zu einer Handlung zu bewegen, wodurch er ihm den Vorzug vor einem Bruder gäbe, den er nicht liebte, und der ihn durch seinen eigensinnigen Bigotismus in so große Verlegenheit brachte.

Hierauf beruhete die zweite Bedingung des Herzogs von York, als es sich um seine Abreise nach den Niederlanden handelte: er verlangte nämlich, daß Karl die Unrechtmäßigkeit des Herzogs von Monmouth öffentlich erklären sollte.

Karl nun erfüllte beide Bedingungen; die letzte in einer vollen Rathsversammlung. Der Herzog von York

ging hierauf nach Brüssel ab; und die Erwartung war, daß das neue Parliament, welches den 6. März zusammentrat, sich gefälliger und nachgiebiger gegen den König beweisen würde.

Daran fehlte indeß so viel, daß, gleich nach Eröffnung desselben, der Widerspruchsgeist zum Vorschein trat. Da nämlich der König gewünscht hatte, daß die Wahl eines Sprechers auf Thomas Meres fallen möchte: so kehrte man sich so wenig daran, daß Seymour, der Sprecher im letzten Parliamente, scheinbar einhällig auf den Lehnstuhl berufen wurde. Hieraus entspann sich sogleich ein Zwist, worin die Gemeinen behaupteten, daß des Königs Genehmigung in Beziehung auf den Sprecher eine bloße Förmlichkeit sei, der König hingegen darauf bestand, daß es zu seinem Vorrechte gehöre, jede Wahl eines Sprechers zu verwerfen, ohne sich über seine Beweggründe zu erklären. Da der Fall neu war, und sich nicht wohl ein Grundsatz für das eine oder das andere Verfahren aufstellen ließ: so kam es zu einem Compromiß, und beide — Partheien vereinigten sich zuletzt dahin, daß ein Dritter (der Gesetzkundige Gregory) Sprecher seyn sollte. Und seit dieser Zeit hat immer als Recht gegolten, daß die Wahl des Sprechers dem Unterhause zukommt, und daß der König die Macht hat, den zu verwerfen, der ihm zuwider ist.

Wenn der König sich gegen Seymour erklärt hatte, so war es aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil er wußte, daß dieser Sprecher ein entschiedener Feind des Grafen Danby war, den Karl vor einer neuen Anklage zu bewahren wünschte. Doch auch hierin erreichte er seine

Absicht so wenig, daß er die Anklage nur beschleunigte. Das Parliament stellte nämlich den Grundsatz auf, daß, in Hinsicht dieses Ministers, die Sachen noch eben so ständen, wie das letzte Parliament sie gelassen habe; und da ihm hierin nachgegeben wurde, so blieb nichts anderes übrig, als die Verzeihung geltend zu machen, welche der König seinem Kanzler bewilligt hatte, und zu erklären, daß die Siegel ihm bereits abgenommen wären. Hiermit aber war das Unterhaus keinesweges zufrieden: es behauptete, daß, nach einer von dem Unterhause verhängten Anklage, jede Verzeihung, welche sich nicht auf eine vorausgegangene Untersuchung stütze, null und nichtig sei. Dies unter den vorhandenen Umständen zu bestreiten, war nicht der rechte Zeitpunkt. Das Oberhaus, seinen früheren Zweifeln entsagend, ertheilte den Befehl, daß Danby zur Haft gebracht werden sollte. Nun wollte sich dieser Minister derselben zwar entziehen; sobald er aber sah, daß man noch Schlimmeres gegen ihn im Schilde führte, stellte er sich vor das Oberhaus, und dieses ließ ihn nach dem Tower abführen, wo er mehrere Jahre gefangen saß.

Nach dieser Behandlung eines protestantischen Ministers, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er den ausdrücklichen Willen seines Königs erfüllt hatte, ließ sich vorhersehen, daß das Parliament auf den papistischen Complott mit größerer Leidenschaftlichkeit, als je, zurückkommen werde. Wirklich geschah dies auf eine nur allzu auffallende Weise. Wie stark auch der Verdacht war, daß alle, welche bisher geblutet hatten, als schuldlose Opfer gefallen wären: so setzte doch das Unterhaus die Wirklichkeit einer Verschwörung gegen den König und den Staat mit einer

scheinbar unerschütterlichen Sicherheit voraus. Es votirte dem gemäß, daß, wenn der König eines unnatürlichen Todes sterben sollte, es denselben an den Papisten rächen wollte: eine Erklärung, welche (gegen alle Wahrheit) in sich schloß, daß die Papisten die einzigen Feinde des Königs wären. Mit gleicher Unbedachtsamkeit versprach es neuen Angebern Belohnungen; und dem Sycophanten Bedloe wurde nicht bloß ein Geschenk von 500 Pf. gemacht, sondern man empfahl auch sein Leben der Sorge des Herzogs von Monmouth. Sackville, ein Mitglied des Unterhauses, welches wegwerfend von denen gesprochen hatte, welche an einen Complott der Papisten glaubten, sah sich aus der Versammlung verstoßen. Die Peers ertheilten ihrem Untersuchungs-Ausschuß die Berechtigung, Diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, welche die Unschuld der, wegen des Complots Verurtheilten behaupten würden. Eine Flugschrift, welche sich der, in dem Tower eingesperrten Lords annahm und die Aussagen der Angeber verdächtig machte, erregte bei den Gemeinen so viel Unwillen, daß sie das Oberhaus aufforderten, den Urheber derselben auszumitteln und zu bestrafen; beide Häuser aber vereinigten sich dahin, öffentlich zu erklären, „daß die Papisten, ohne allen Zweifel, sich auf eine abscheuliche und landesverrätherische Weise gegen den König, den Staat und die protestantische Religion verschworen hätten;" kaum ahnend, daß sie sich nicht so ausdrücken konnten, ohne ihre eigenen Zweifel einzugestehen und ohne ihre Ehre als Gesetzgeber Preis zu geben.

Der vorherrschende Gedanke war, „daß, weil der Herzog von York ein eingestandener Papist wäre, die Hoff-

nung, ihn auf dem brittischen Thron zu sehen, den Katholiken die Verwegenheit eingeflößt hätte, womit sie gegen den König und die protestantische Religion verschworen wären." Wie hätte aber dieser Gedanke vorherrschen können, ohne allmählig den Beschluß herbei zu führen, daß Englands Eigenthümlichkeit nur durch die Ausschließung jenes Herzogs von der Thronfolge gerettet werden könne? Indem der König diesen Beschluß ahnete, dachte er auf Mittel ihn abzuwenden; nur daß dies unendlich schwierig geworden war, weil Leidenschaften sich nicht irre machen lassen.

Stärker, als jemals, fühlte Karl das Bedürfniß, einen treuen Rathgeber zu finden; und da man in den Augenblicken, wo die List zum Stillstand gebracht ist, sich ganz von selbst der Offenheit und Ehrlichkeit zuwendet, so geschah es auch diesmal, daß Karl in William Temple, wo nicht einen Retter, doch Denjenigen ahnete, der seiner gegenwärtigen Verlegenheit ein Ende machen könnte. Da dieser philosophische Staatsmann gerade unbeschäftigt war, so trug der König ihm den Posten eines Staats-Sekretairs an. Doch William Temple war viel zu uneigennützig, um seinen inneren Frieden einem vermehrten Einkommen aufzuopfern, und in seiner Denkungs- und Empfindungsweise viel zu zart, um den Lärm volksmäßiger Versammlungen ertragen zu können: seine Geistesart brachte es mit sich, die Erscheinungen lieber zu beobachten, als bilden zu helfen. Er entschuldigte sich also, so gut er konnte, wegen des ihm gemachten Antrages. Um indeß dem königlichen Vertrauen zu entsprechen, hielt er nicht mit dem zurück, was in seiner Ansicht nothwendig war, wenn die innere

Lage des Königreichs sich je verbessern sollte. „Wo — so meinte er — die Eifersucht des Volks den höchsten Gipfel erreicht hätte, da bedürfe es ganz neuer Mittel, um das nöthige Vertrauen wieder herzustellen und zu befestigen. Dem Parliament in seiner gegenwärtigen Stimmung alles zu versagen, sei eben so gefährlich, als ihm alles zu bewilligen. Es müsse eine Mittelstraße aufgefunden werden; und diese lasse sich nur dann finden, wenn der König in seinen Rath Personen aufnähme, welche das Vertrauen des Volks für sich hätten. Sollten übertriebene Forderungen gemacht werden, so würden sie sich, unter der Autorität solcher Rathgeber, am sichersten mäßigen lassen, nicht zu gedenken, daß man auf diesem Wege talentvolle Männer der Nothwendigkeit überhöbe, sich um Volksgunst zu bewerben."

Der König ging auf diesen Vorschlag ein; und demgemäß wurde zwischen ihm und William Temple der Plan zu einem neuen Geheimen-Rath entworfen. Dieser sollte aus 30 Mitgliedern bestehen, von welchen 15 aus den bisherigen Kronbeamten, die übrigen 15 unter denjenigen ausgewählt werden sollten, welche in den beiden Häusern am meisten in Ansehn ständen. Als die Ernennungen geschehen waren, machte es dem Könige Vergnügen, zu finden, daß die 30 Mitglieder des neuen Geheimen-Raths in Grund und Boden, so wie in Gehalten, ein jährliches Einkommen von ungefähr 300,000 Pf. St. hätten; und da dies beinahe eben so viel war, als das Einkommen des Hauses der Gemeinen: so bildete er sich ein, in dem neuen Geheimen-Rath den Schlagbaum für alle, den Thron erschütternde Anmaßungen und Forderungen gefunden zu haben.

Die Zusammensetzung des Ministeriums fand keine bedeutende Schwierigkeit. Zum Lord Schatzmeister wurde der Graf von Essex, ein Sohn des hingerichteten Lords Capel, zum Staats-Sekretär der Graf von Sunderland, ein Mann von großer Gewandheit ernannt. Eintritt in den Rath erhielt unter andern auch der Vice-Graf Halifax, ein gebildeter Mann, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Beredsamkeit fehlte, der aber in der Schärfe seines Geistes zur Unruhe hinneigte. Diese drei, vereinigt mit William Temple, der sich, obgleich frei von allen öffentlichen Verrichtungen, öfters an sie anschloß, bildeten eine Art von Cabinets-Rath, in welchem alle Angelegenheiten ihre erste Gestalt erhielten. Zum Präsidenten des großen Raths war der Graf von Shaftesbury ernannt worden; und zwar nur in der Absicht, ihn durch seinen Ehrgeiz von der Volksparthei abzuziehen. Vergeblich hatte William Temple, der, wenn es die Beurtheilung von Charakteren galt, den ganzen Menschen ins Auge zu fassen pflegte, dagegen protestirt: er hatte nichts ausgerichtet, weil es gefährlicher schien, dem Grafen von Shaftesbury keinen Wirkungskreis anzuweisen, als ihn über Alles entscheiden zu lassen; denn dies brachte sein Standort im Grunde mit sich, da der König die Verbindlichkeit übernommen hatte, künftig in allen wichtigen Dingen seine Maßregeln nur nach den Beschlüssen des Geheimen-Raths zu nehmen. Wir gedenken hier der übrigen Mitglieder dieses Raths bloß deshalb nicht, weil ihre Namen für die nachfolgenden Begebenheiten von keiner Erheblichkeit sind.

Die nächste Aufgabe war, das Gesetz der Thronfolge gegen Diejenigen zu beschützen, welche eine förmliche Aus-

schließung des Herzogs von York bezweckten. Je schwieriger diese Aufgabe war, desto aufrichtiger hätte man jeder List, jedem Betrug entsagen sollen. Dies lag jedoch nicht in dem Charakter einer Regierung, deren vornehmste Triebfeder Karl der Zweite war. Der Geheime-Rath selbst war bei weitem mehr für den Schein vorhanden, als daß er eine ernste und würdige Bestimmung gehabt hätte. Einer langen Gewohnheit unterliegend, wollte der König lieber den Eingebungen seiner Vertrauten folgen. Nachdem er also durch eine Botschaft dem Unterhause angekündigt hatte, daß sein Kanzler den Auftrag habe, den Gemeinen einen Entwurf mitzutheilen, woraus sie entnehmen würden, wie standhaft er darauf bedacht wäre, ihre Religion zu erhalten und vor den Ereignissen der Zukunft zu sichern, ließ er wirklich Vorschläge machen, welche nur allzu blendend waren. Alle bezogen sich auf den Fall, daß ein Katholik (wohlverstanden, daß er selbst nie aufgehört hatte, ein solcher zu seyn), den englischen Thron besteigen würde. Auf diesen Fall nun sollte es nicht in seiner Gewalt stehen, kirchliche Pfründen und geistliche Aemter an Andere, als an fromme und gelehrte Protestanten zu verleihen. Ferner sollte das Parliament, welches beim Hintritte des Königs versammelt seyn würde, seine Sitzung für eine gewisse Zeit fortsetzen; und wenn gerade keins versammelt wäre, so sollte das letzte ohne Einberufungsschreiben zusammentreten. Ferner, während der Regierung eines katholischen Nachfolgers sollten die Mitglieder des Geheimen-Raths und die Richter nur auf die Autorität des Parliaments ernannt und angestellt werden können. Endlich sollte, hinsichtlich der Miliz, kein Lieutenant einer Grafschaft anders, als auf den Befehl des Par-

liaments seines Postens beraubt werden dürfen. So lauteten die Beschränkungen, wodurch Karl die Mitglieder der beiden Häuser zu beschwichtigen hoffte; und schmeichelnd fügte der Kanzler hinzu: „es lasse sich zwar kaum begreifen, wie ein katholischer Nachfolger noch wirksamer beschränkt werden könne, wenn man erwäge, wie abhängig er in seinem Einkommen vom Parliamente wäre; wenn aber die Gemeinen noch das Eine und das Andere zur Sicherstellung ihrer Religion und Freiheit hinzuzufügen hätten, ohne das Recht der Thronfolge aufzuheben, so sei der König geneigt, ihrem Vorschlage beizustimmen."

Doch in England waren, seit dem zwölften Jahrhundert, allzu viel bittere Erfahrungen in Hinsicht der Unwirksamkeit bloßer Gesetze gemacht worden, als daß in diesem Lande eine Täuschung dieser Art leicht gewesen wäre: man wußte in zu großer Allgemeinheit, daß, wenn der Geist der Verwaltung entgegenwirkt, die heilsamsten Anordnungen sich in eine Quelle der Tyrannei und Bedrückung verwandeln können. Dies nun war die wahre Ursache, weshalb das Unterhaus die königliche Botschaft mit der größten Gleichgültigkeit aufnahm. Als es zur Erörterung des Gegenstandes selbst kam, da zeigte sich bald, daß die Gemeinen nicht getäuscht seyn wollten; denn es wurde eine Bill eingebracht, welche den Herzog von York gänzlich von der Krone Englands und Irlands ausschloß. Nach derselben Bill sollte die Suveränetät dieser Königreiche, nach dem Tode oder der Entsagung des Königs, auf diejenige Person übergehen, welche in der Erbfolge dem Herzog am nächsten stände; und außerdem war darin verordnet, daß alle Suveränetäts-Handlungen, welche der Prinz ausgehen lassen würde, nicht

nur für nichtig, sondern auch für Verrath gehalten werden sollten. Noch mehr: es wurde ihm verboten, den Boden des Königreichs zu betreten, und wer ihn unterstützen würde, sollte als Rebell und Verräther behandelt werden. Also nicht bloß Ausschließung, sondern auch Verbannung war durch diese Bill ausgesprochen; und da sie mit einer Mehrheit von 79 Stimmen im Unterhause angenommen war, so hatte der König hierin den vollständigsten Maaßstab für die Wirksamkeit der List. Am merkwürdigsten in der ganzen Sache war, daß, als die Beschränkungen im Staatsrath zur Sprache gebracht wurden, Shaftesbury und William Temple dieselben mit Gründen bestritten, die ganz entgegengesetzter Art waren; denn, während Shaftesbury behauptete, daß die Beschränkungen unzureichend wären, und daß nur die gänzliche Ausschließung des Herzogs eine angemessene Sicherheit gewähren könnte, stritt Temple dafür, daß die Beschränkungen so strenge wären, daß sie die ganze Verfassung über den Haufen würfen, indem Fesseln, die einem katholischen Nachfolger aufgelegt worden, von einem protestantischen nicht leicht abgestreift werden würden. Beide hatten unstreitig die Wahrheit auf ihrer Seite, nur daß sie von der falschen Voraussetzung ausgingen, daß Karls Zugeständnisse ehrlich gemeint seien.

Das Haus der Gemeinen blieb hierbei nicht stehen. Schon öfter war von den Bestechungen die Rede gewesen, welche die Minister ausübten, um die Mehrheit auf ihrer Seite zu haben. Dieser Gegenstand wurde von neuem aufgefaßt; und so weit ging die Eifersucht der Gemeinen gegen die Krone, daß sie eine Bill einbrachten, nach welcher alle Diejenigen aus ihrer Mitte verstoßen werden sollten,

welche einen einträglichen Posten angenommen hätten. Zugleich erklärten sie das stehende Heer und die königliche Leibwache für ungesetzlich: eine neue Anmaßung, doch, als solche, den Befürchtungen entsprechend, welche sie in Beziehung auf die Zukunft hegten. Der bei weitem beste Gedanke, der in dieser Zeit von ihnen ausging, war die Habeas-Corpus-Acte: ein Gesetz, wodurch die Sicherheit und Freiheit der Personen nicht wenig befördert wurde, sofern es allen willkürlichen Verhaftungen entgegen wirkte. Es wird darin zuvörderst verboten, irgend Jemand in ein überseeisches Gefängniß zu schicken. Sodann darf kein Richter, bei schwerer Strafe, irgend einem Gefangenen eine Habeas-Corpus-Schrift versagen, wodurch der Kerkermeister angewiesen wird, den Körper des Gefangenen vor Gericht zu stellen und die Ursache seiner Verhaftung anzugeben. Liegt der Kerker zwanzig (englische) Meilen von dem Richter entfernt, so muß die Schrift innerhalb drei Tagen eingehändigt werden; und so verhältnißmäßig bei größeren Entfernungen. Jeder Gefangene muß, nach seiner Verhaftung, am ersten Termin angeklagt und am zweiten abgeurtheilt werden; und wer einmal von dem Gerichtshofe losgesprochen ist, darf in derselben Sache nicht zum zweiten Male angeklagt werden. Nicht mit Unrecht betrachten die Engländer dies Gesetz als eine von den bewährtesten Schutzwehren ihrer politischen Freiheit, wiewohl mit dem Bekenntniß, daß es eine strenge Polizei unmöglich macht, und in großen Städten sogar bedenklich ist.

Die Milde, womit der König das Parliament eröffnet hatte, beruhete auf der Voraussetzung, daß das Unterhaus sich um so mehr beeilen werde, seinem Geldbedürf-

niß abzuhelfen. Da sich nun im Fortschritt der Zeit immer auffallender zeigte, daß die Gemeinen die Verlegenheit des Monarchen als eine Hülfsmacht für ihre Bills zu benutzen gedachten, und da außerdem (es ist ungewiß, ob mit Wahrheit oder nicht) das Gerücht verbreitet wurde, die Gemeinen wollten, gerade wie vor den Ausbruch des Bürgerkrieges, die Beschwerden der Nation zur Sprache bringen: so bestimmten Ungeduld und Furcht den König zur Aufhebung der Sitzung. Ganz unerwartet erschien er den 27. May 1679 im Oberhause, wo er das Parliament bis zum 14. August prorogirte. Nicht lange darauf wurde es, gegen den Willen des Staatsraths, aufgelöset und eine neue Wahl ausgeschrieben; denn man lebte am Hofe in dem Wahn, daß das, was im Verhältniß des Volks zu dem König vorging, seinen Grund einzig in dem Eigensinn einzelner Personen habe.

Sobald das Parliament aus einander gegangen war, wurden die Prozesse, welche sich auf den sogenannten großen Complott bezogen, von neuem in Gang gebracht. Fünf Jesuiten, von welchen Oates ausgesagt hatte, daß sie der Berathschlagung über die Ermordung des Königs beigewohnt hätten, waren die Hauptgegenstände der Untersuchung. Zu ihnen gehörte der Provincial Whitebread; die Namen der übrigen waren Fenwick, Harcourt, Gavae und Turner. Als Zeugen traten, außer Oates und Bedloe, der Goldschmidt Prance und ein gewisser Dugdale auf, der, als Angeber, minder verrufen war, als die übrigen. Dugdale versicherte eidlich, einen Brief gesehen zu haben, welcher, von Whitebreads Hand geschrieben, an den Pater Evers die Aufforderung enthalten, daß er kühne und zu-

verläſſige Leute zur Ermordung des Königs wählen möchte: er betheuerte außerdem, wohl hundert andere Briefe deſſelben Inhalts, an verſchiedene Leute gerichtet, geleſen zu haben. Dieſe Ausſage paßte nicht zu der Vorſichtigkeit, welche die Jeſuiten in alle ihre Schritte zu legen geübt ſind; ſie paßte noch weit weniger zu der wichtigen Thatſache, daß der König ein Katholik war, und folglich nicht ein Gegenſtand des Haſſes für Jeſuiten ſeyn konnte. Nicht minder abgeſchmackt und widerſprechend waren die Ausſagen der übrigen Zeugen. Die Angeklagten ſelbſt machten zwar alles geltend, was ihre Unſchuld erhärten konnte; ſie bewieſen unter anderen durch ſechzehn unverwerfliche Zeugen, daß Oates um jene Zeit, wo die Berathſchlagung über die Ermordung des Königs Statt gefunden haben ſollte, in dem Seminarium zu St. Omer geweſen ſei. Allein der Strom der öffentlichen Meinung war ihnen noch allzu ungünſtig; und von dieſem fortgeriſſen, erklärten die Geſchwornen ſie für ſchuldig. Gleiches Schickſal hatte der Anwalt Langhorn, den man beſchuldigte, in der Verſchwörung ungemein thätig geweſen zu ſeyn. Nicht einmal die Zeugen, welche er für ſich aufrief, konnten vernommen werden; ſo groß war die Gewalt, welche der Pöbel in dieſer Angelegenheit übte. Die Verurtheilten unterwarfen ſich ihrem Geſchick, als ſie ſahen, daß es kein Mittel gab, demſelben auszuweichen. Sie konnten jetzt nur noch den Entſchluß faſſen, auf eine großmüthige Weiſe zu ſterben; und die Seelenſtärke, womit ſie dieſen Entſchluß, unter würdevollen Betheuerungen ihrer Unſchuld, in dem entſcheidenden Augenblicke durchführten, machte auf das Gemüth der zahlreichen Zuſchauer einen ſo verwirrenden Eindruck,

daß, von dieser Stunde an, der unbedingte Glaube an das wirkliche Daseyn einer Verschwörung gegen den König und den Staat tief erschüttert war.

Die Frucht dieser heilsamen Erschütterung erndtete Wakeman, der Arzt der Königin, nebst drei Benedictinern, welche gleichzeitig mit ihm angeklagt waren. Oates und Bedloe waren ihre vornehmsten Ankläger, wiewohl durch Aussagen, in welchen kein vernünftiger Zusammenhang war. Es war für den Augenblick genug, daß Geschworne und Richter den Mangel desselben empfanden. Die Angeklagten wurden sämmtlich frei gesprochen; und Oates und Bedloe, deren Ansehen dadurch nicht wenig litt, wußten sich vor gänzlicher Verachtung nur dadurch zu bewahren, daß sie den Oberrichter Scroggs der Partheilichkeit beschuldigten. Sie behaupteten nämlich, daß, da der Charakter der Königin in dem Prozeß des Arztes nicht habe unangefochten bleiben können, der Oberrichter nichts so sehr gefürchtet habe, als den König zu beleidigen, ohne daß dabei irgend ein Vortheil für ihn abzusehen gewesen wäre.

Während dies die Lage der Dinge in England war, kam es in Schottland zu einer förmlichen Empörung. Lauderdale's Thatkraft, durch Altersschwäche vermindert, reichte für die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, um so weniger aus, weil Abnahme des Gedächtnisses ihn zu Verwechselungen und Verwirrungen verleitete, welche nicht wahr genommen werden konnten, ohne ihn zum Gegenstande des Gespöttes zu machen. Des Königs stiller Entschluß war, ihn ohne Geräusch fallen zu lassen, und die Schotten dadurch für sich zu gewinnen, daß er seinen natürlichen Sohn, den Herzog

von Monmouth, welcher um diese Zeit der Liebling des Volks geworden war, als Statthalter an Lauderdale's Stelle brächte. Ehe dies aber bewerkstelligt werden konnte, griffen die Covenanters, von den Umständen nur allzu sehr begünstigt, zu den Waffen; und ihr erster Grimm entledigte sich an den Erzbischof von St. Andrews, Sharpe, in welchem sie einen Abtrünnigen und einen unversöhnlichen Feind des Volks Gottes, d. h. ihrer selbst, sahen. Da sie, nicht weit von St. Andrews, auf diesen Prälaten stießen, so rissen sie ihn aus der Kutsche, worin er mit seiner Tochter fuhr, und ermordeten ihn auf eine höchst barbarische Weise, ohne sich an das Geschrei und die flehentlichen Bitten der Tochter zu kehren. Fest überzeugt, ein gottgefälliges Werk vollbracht zu haben, wurden diese Fanatiker nur um so unverschämter und kecker. Auf dem Marktplatze von Rutherglen (einem kleinen Flecken bei Glasgow) verbrannten sie mehrere Parliaments-Acten, indem sie sich zugleich gegen die Prälatur erklärten. Von jetzt an gab eine Handlung die andere. Kaum hatten sie einen Angriff auf ihre Conventikeln zurückgeschlagen, so rückten sie ins Feld, bemächtigten sich Glasgow's, vertrieben aus dieser damals noch nicht bedeutenden Stadt die angestellte Geistlichkeit und erklärten durch eine Proklamation, daß sie die Waffen gegen den Supremat, gegen das Pabstthum, gegen die Prälatur und gegen den papistischen Nachfolger ergriffen hätten. Karl der Zweite, welcher diesem Unwesen nicht länger gleichgültig zusehen konnte, trug den Herzog von Monmouth auf, die Rebellen zu paaren zu treiben. An die Reiterei, an deren Spitze der Herzog ausrückte, schlossen sich die schottischen Garden und einige Miliz-Re-

gimenter an. Bei Bothwell-Bridge, zwischen Glasgow und Hamilton, kam es zur Entscheidung. Die Schotten vertheidigten die Brücke, bis ihr Schießvorrath erschöpft war. Jetzt genöthigt, sich zurückzuziehen, gingen sie mit so viel Uebereilung zu Werke, daß in der Verwirrung 700 das Leben einbüßten und 1200 gefangen wurden. Eingedenk seiner Bestimmung und von Natur zur Großmuth geneigt, wollte der Herzog keine Grausamkeit üben. Er entließ also alle Diejenigen, welche das Versprechen gaben, daß sie friedlich in ihrer Heimath leben wollten. Dreihundert, welche diese Bedingung verwarfen, wurden nach den Colonieen eingeschifft und verunglückten auf der Fahrt dahin. Schon betrachtete sich der Herzog als den königlichen Statthalter in Schottland; schon bewog er seinen Vater zu einer allgemeinen Amnestie; schon hatte er, als Gemahl einer reichen schottischen Erbin, die Aussicht, den ganzen Adel des Landes für sich zu gewinnen: als, ganz unerwartet, ein Umstand eintrat, der alles rückgängig machte und in der Folge nicht wenig zum Verderben des Herzogs beitrug.

Karl der Zweite wurde gegen das Ende des Augusts 1679 so ernsthaft krank, daß, auf den Ausspruch der Aerzte, seine Minister (Essex, Sunderland und Halifax) es für nöthig erachteten, den Herzog von York, der sich noch immer zu Brüssel aufhielt, zu einer schleunigen Ueberkunft einzuladen. Dieser verlor keinen Augenblick, sich nach Windsor zu begeben. Nun war der König, dessen Krankheit in einem heftigen Fieber bestand, zwar bereits außer aller Gefahr, als sein Bruder bei ihm anlangte; dennoch aber blieb die Ankunft des letzteren nicht ohne Erfolg.

Unterstützt von den Ministern, erklärte der Herzog, daß er nur unter der Bedingung nach dem Festlande zurückkehren werde, wenn Monmouth aus Schottland abberufen würde; und da es für den König kein Mittel gab, dieser Forderung auszuweichen, so wurde plötzlich der Plan aufgegeben, nach welchem Monmouth, an Lauderdale's Stelle, die Gemüther der Schotten versöhnen und die Ruhe beider Königreiche beschützen sollte Monmouth kam also nach England zurück; und die Frage über die katholische Erbfolge war von diesem Augenblick an mehr, als jemals, angeregt.

Die Lage der Dinge hatte sich um diese Zeit wenigstens in sofern verbessert, als, nach eingetretenem Unglauben hinsichtlich des so viel besprochenen Complotts, dem Könige es gelungen war, zwei Classen der Gesellschaft für sich zu gewinnen, welche, sobald es sich um die Aufrechthaltung der Erbfolge handelte, bedeutende Dienste leisten konnten. Die eine war die der alten Cavaliere; die andere die der höheren Geistlichkeit. Jene, lange vernachlässigt, durften sich nicht versagen, sobald sie aufgefordert wurden, ein Gesetz beschützen zu helfen, wodurch, in ihrer Ansicht und Ueberzeugung, die Stabilität der Regierung bewirkt und den Eingriffen der Volksversammlungen eine feste Gränze gesetzt wurde: diese, voll Furcht vor den Fortschritten des Presbyterianismus, konnte eben so wenig ihren Beistand verweigern, wenn es darauf ankam, jene Zurücksetzungen und Verdunkelungen abzuwenden, welche während der bürgerlichen Unruhen ihr Loos gewesen waren. Katholisch oder nicht: ihr, vor allen, mußte es scheinen, als beruhe der Werth der Erbfolge lediglich darauf, daß sie nicht unterbrochen werde.

Voll Vertrauens zu dem Beistande des Adels und der Prälatur, glaubte Karl der Volksparthei Trotz bieten zu können. Sein fester Entschluß war also, das neue Parliament nicht eher zusammen zu berufen, als bis das, was ihm als protestantische Wuth erschien, gänzlich verdampft seyn würde. Hiermit aber konnten seine Minister nicht einverstanden seyn, weil Oeffentlichkeit ihr Lebens-Element war. Sobald nun Essex und Halifax sahen, daß über diesen Punkt nichts auszurichten sei, forderten sie ihre Entlassung, die sie auf der Stelle erhielten. Der Schatzmeisterstab ging auf Lorenz Hyde über, und den Posten eines Staats-Sekretärs übernahm Godolphin. Sunderland blieb. Nicht so William Temple, der, in seinen Erwartungen getäuscht, zu seinen Büchern und Gärten zurückkehrte. Auch Lord Russel schied aus dem Geheimen-Rath, weil alles so weit hinter seinen Wünschen zurückblieb. Shaftesbury wollte es darauf ankommen lassen, was man mit ihm aufstellen werde; aber seine Ungewißheit war von keiner langen Dauer, denn der König selbst zwang ihn zur Niederlegung seines Postens als Präsident des Staatsraths. An seine Stelle trat der Graf von Radnor; ein Mann ohne Thatkraft, weil er von Milzsucht heimgesucht war. Eines solchen Präsidenten bedurfte der König, um weniger in seinen Entwürfen gestört zu werden, die, indem sie auf Unumschränktheit abzweckten, gar nicht erschüttertwerden durften.

Karl kannte die Macht der Gewohnheit vielleicht an sich selbst, aber er kannte sie nicht an seinem Volke. Wie gegenwärtig, so glaubte der Engländer auch im siebzehnten Jahrhundert, daß er nur mit Parliamenten eine Regierung habe. Kaum also hatte der König ohne die Genehmigung

des Staatsraths das Parliament auf unbestimmte Zeit prorogirt: so trat die Opposition ein. Die sanfte Form der Bitte (Petition) war die, worin sie auftrat; doch die Fülle, worin sich die Bittschriften zu dem Könige drängten, sagte, wie ernst es mit ihrem Inhalte gemeint sei. Die Peers sogar blieben nicht zurück; siebzehn von ihnen überreichten eine Bittschrift, worin sie um Beschleunigung der Zusammenberufung baten und die Gefahren der Poperei (dies war der gewöhnliche Ausdruck) und die Schrecken der Verschwörung zum Vorwande gebrauchten. Nun war dem Könige zwar nichts unangenehmer, als der Zwang, der in diesen Bittschriften lag; allein, da es kein Gesetz gab, wodurch er diese Zudringlichkeit hätte zurückweisen können, so mußte er ein Mittel auffinden, sich, wär es auch nur zum Schein, in seinem einmal gefaßten Entschlusse zu bewahren. Gefunden wurde dies Mittel in Gegen-Addressen, welche von der Hofparthei und der Kirche ausgingen. Alle waren desselben Inhalts; denn alle sprachen die größte Achtung für Se. Majestät, das vollkommenste Vertrauen zu der Weisheit des Königs und den tiefsten Abscheu gegen Diejenigen aus, welche, eingreifend in das Vorrecht des Suveräns, ihm eine Zeit vorschreiben wollten, wo er das Parliament versammeln sollte. Auf diese Weise theilte sich das ganze Volk in Bittsteller (Petioners) und Verabscheuer (Abhorrers). Doch waren diese Benennungen nicht von Dauer. Die Factionen — Partheien würde in diesem Zusammenhange nicht das rechte Wort seyn — standen sich allzu schroff gegenüber, als daß sie es bei jenen Benennungen hätten bewenden lassen sollen; und die, welche sie sich wirklich gaben, drück-

ten die gegenseitige Erbitterung, wovon sie belebt waren, nur allzu energisch aus. Dies waren nämlich die Benennungen von Whig und Tory, von welchen jenes schottischen, dieses irischen Ursprungs ist. Whig bezeichnet einen Buttermilchesser, ein Spottname, welcher in Schottland für die strengen Covenanter hergebracht war; Tory, einen irischen Banditen, der von Straßenraub lebt, weil er nichts Nützliches für die Gesellschaft thun will. Diese Benennungen sind seit dem Jahre 1680, wo sie zuerst entstanden, den Partheien in England geblieben, ohne daß man, nachdem die Gegenstände der Getheiltheit sich so oft, und zum Theil so wunderbar, verändert haben, dabei noch an etwas Anderes denkt, als an den Unterschied in den Ansichten zweier Partheien, von denen es die eine mehr mit dem Recht oder dem richtigen Gedanken, die andere hingegen es mehr mit der Gewalt hält. Wollte man etwas tiefer in diese Materien eingehen, so würde sich finden, daß beide gleich nützlich sind, indem die eine es mehr mit der Idee, die andere es mehr mit der Wirklichkeit hält, während aus dem Kampfe beider gerade so viel hervorgeht, als nöthig ist, um die Gesellschaft weiter zu führen, ohne sie großen Zerrüttungen auszusetzen.

An die Spitze der Whigs stellte sich der Graf von Shaftesbury, der, nachdem er sich im Staatsrathe gegen den Herzog von York erklärt hatte, nicht Sicherheit genug für seine Opposition finden konnte. Da dieser Graf den Herzog von Monmouth auf den Thron zu erheben gedachte, so kam die schwarze Büchse, worin sich, der Sage nach, der Ehevertrag Karls mit Lucia Walter befand, noch einmal zur Sprache; und da ein gewisser Gilbert Gerard als

Derjenige bezeichnet war, dem die Aufbewahrung dieses Vertrages anvertraut worden sei, so ruhete der König nicht eher, als bis dieser vor dem Staatsrathe eidlich ausgesagt hatte, er habe niemals einen solchen Vertrag in Händen gehabt, auch nie gehört, daß es einen solchen gebe. Karl machte zuletzt öffentlich bekannt, daß er nie mit Lucia Walters oder Barlow, der Mutter des Herzogs von Monmouth, noch mit irgend einer andern Person, als mit der Königin Katherine, vermählt gewesen sei; und diese Erklärung, unterzeichnet von sämmtlichen Geheimen-Räthen, wurde in der Kanzlei niedergelegt. Dies alles diente zwar zur Beschützung des Erbfolge-Gesetzes, d. h. zur Bewahrung der Rechte des Herzogs von York, den Shaftesbury verdrängen wollte; von welcher Wirksamkeit es aber im Uebrigen war, werden wir sogleich sehen.

In Hinsicht der Zusammenberufung des Parliaments hatte der König nichts in seiner Gewalt, da selbst die, welche sich in dieser Hinsicht seiner Weisheit anvertrauen wollten, in der Voraussetzung sprachen, daß es ihm nicht einfallen könnte, das Parliament gänzlich auf die Seite zu schieben. Genöthigt also, nach langer Vertagung, den Volksrath zusammen zu berufen, setzte er die Eröffnung des Parliaments auf den 21. Oct. 1680. Kaum nun war dies geschehen, so erschien Shaftesbury, begleitet von dem Grafen von Hutington, den Lords Russel, Cavendish, Grey, Brandon, Sir Henry Caverly, Sir Gilbert Gerard und Sir William Cooper, in Westminsterhall und überrreichte der Groß-Jury von Middlesex eine Anklage-Bill gegen den Herzog von York, als einen papistischen Widerspänstigen. Ehe die Jury mit sich selbst darüber einig war, ob sie diese

Bill annehmen solle oder nicht, wurde sie plötzlich von dem Oberrichter entlassen. Die Sache stand dadurch aber um nichts besser; denn geschehen war der Schritt, wodurch dem Herzog von York ewige Feindschaft angekündigt war; und zwar zu einer Zeit, wo der Zusammentritt des Parliaments entscheiden mußte.

Der König konnte sich kein Geheimniß daraus machen, daß, trotz der neuen Wahlen, das Haus der Gemeinen, der großen Mehrheit nach, seinen Absichten in Bezug auf die Erbfolge entgegen wirken würde. Doch in Hinsicht des Erfolges verließ er sich auf die zahlreiche Parthei, die sich im Oberhause für seine Wünsche gebildet hatte. Um nun nichts zu verderben, nahm er die Miene an, als sei er immer nur darauf bedacht gewesen, Englands Wohlfahrt zu mehren. „Die verschiedenen Vertagungen — so drückte er sich in seiner Eröffnungsrede aus — seien vortheilhaft für seine Nachbarn, sehr nützlich für ihn selbst gewesen. Mit Spanien sei ein Bündniß geschlossen worden, von welchem er glaube, daß es den beiden Häusern höchst angenehm seyn werde. Um indeß dieser Maßregel Gewicht zu geben und sie wohlthätig für die ganze Christenheit zu machen, sei nichts nothwendiger, als alle innere Zwietracht zu beseitigen. Er für sein Theil sei fest entschlossen, alles für einen so heilsamen Zweck zu thun; und vorausgesetzt, daß die Erbfolge nicht gestört werde, wolle er seine Einwilligung zu allem geben, was die Sicherheit der protestantischen Religion verstärken könne. Weitere Erforschung des papistischen Complotts und abschreckende Bestrafung der Verbrecher, sei nothwendig für die Erhaltung des Königs und des Königreichs Er hoffe, daß man das Geldbedürfniß des

Staats berücksichtigen werde; doch betrachte er die Einigkeit der Bewohner des Königreichs als das Wünschenswertheste."

Die Partheien vernahmen diese Rede mit den Empfindungen, welche sie in die Versammlung gebracht hatten. Im Unterhause stellte sich sogleich alles, wie bei der Auflösung des letzten Parliaments; und nachdem das Eine und das Andere geschehen war, die erkauften Anhänger des Hofes unschädlich zu machen, nahm man sogleich die Ausschließungs-Bill wieder auf, welche zwei Zusätze erhielt, wodurch sich der Eifer der Gemeinen noch bestimmter aussprechen möchte. Nach dem einen sollte die Bill zwei Mal des Jahres in allen Kirchen des Königreichs verlesen werden; nach dem andern wurde Jeder, welcher die Ansprüche des Herzogs von York unterstützen würde, für unfähig der Verzeihung erklärt, es sei denn, daß diese durch eine Parliaments-Akte bewilligt würde. So wurde die Bill, mit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen, in das Oberhaus gebracht.

Hier war der König selbst bei den Erörterungen zugegen. Nichts desto weniger erklärten sich Shaftesbury, Sunderland und Essex aufs Nachdrücklichste für die Ausschließung. Gegen diese sprach Halifax mit einer Beredsamkeit, welche in Erstaunen setzte und, wenn der Erfolg entscheiden darf, die Mehrheit mit sich fortriß.

Auf welcher Seite war die Wahrheit?

Die europäische Welt hat sich in den letzten hundert und vierzig Jahren so wesentlich verändert, daß es schwerlich noch die Mühe belohnt, bei dem Für und Wider in diesem seltsamen Streite zu verweilen. Einleuchtend auf der Stelle ist indeß, daß er in einem ganz anderen Geiste

würde geführt worden seyn, wenn Kirche und Staat am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts weniger gesondert gewesen wären, als sie es wirklich waren: man war noch nicht dahin gelangt, den wesentlichen Unterschied des Religiösen von dem Kirchlichen zu begreifen; und weil man nicht dahin gelangt war, so betrachtete man Dinge als Gegensätze, welche höchstens dem Grade nach verschieden waren, wie Protestantismus und Katholicismus. Das Uebrige that — das Außerordentliche und Ueberraschende des Falles, der in einem erblichen System ganz unmöglich hätte seyn sollen, und es unstreitig auch gewesen wäre, wenn keine Umwälzung und keine Restauration Statt gefunden hätten. Wenn der Herzog von York das Recht ansprach, auf dem englischen Thron ein Katholik seyn zu dürfen: so verlangte er im Grunde, daß die ganze Entwickelung, welche seine Vorgänger seit Heinrich dem Achten dem Königreiche gegeben hatten, gar nicht vorhanden seyn sollte: eine Forderung, welche in sich selbst unsinnig war, sie mochte betrachtet werden, wie sie wollte. War Katholicismus für ihn wirklich Sache der Ueberzeugung oder Religion, so mußte er, als Herzog von York, auch den Muth haben, um dieser Ueberzeugung oder Religion willen, dem Throne zu entsagen, sobald dieser ihm die Pflicht auflegte, *nicht Katholik zu seyn*. Was konnten alle seine Verheißungen verschlagen, wenn er Nachsicht in einem Punkte verlangte, von welchem sich mit so großer Bestimmtheit vorhersehen ließ, daß er ihn selbst unnachsüchtig machen würde. Das Furchtbarste an dem Herzog von York war ja gerade die Begränztheit und Leidenschaftlichkeit, die ihn zu einem Werkzeuge der Jesuiten

gemacht hatten: und es gehörte in der That sehr wenig Scharfblick dazu, die Entdeckung zu machen, warum in einer Verfassung, wie die englische, ein fanatischer König, ganz gegen die Bestimmung der Souveränetät, zu einem unendlichen Gährungsstoffe werden mußte. Fanatisch aber war der Herzog von York schon dadurch, daß er seinen Katholicismus zur Schau trug. Das positive Recht der Erbfolge für ihn geltend machen, hieß also, etwas sehr Ueberflüssiges thun: denn, welche Achtung dieses positive Recht auch immer verdienen mochte, so konnte die Bestimmung der erblichen Krone doch niemals seyn, ihren Träger in Zwietracht mit denjenigen zu setzen, auf deren Glück und Wohlfahrt er hinwirken sollte. Er selbst hätte dahin streben sollen, seines Berufes würdig zu werden: da er dies aber vernachlässigt hatte und durch seine Eigenthümlichkeit verführt wurde, die ganze Gesellschaft, an deren Spitze er treten konnte, in eine unnatürliche Bahn zu leiten, so hieß, ihn ausschließen, immer nur so viel, als ein gränzenloses Elend abwenden.

Aus allen diesen Gründen waren Recht und Wahrheit auf der Seite der sogenannten Exclusionisten, nicht auf der Seite ihrer Gegner, die, wenn sie eine unbedingte Erbfolge vertheidigten, vor allen Dingen die sittliche Bestimmung des Thrones leugnen mußten. Doch so schwach war das Sittlichkeitsgefühl in der Mehrheit der Mitglieder des Oberhauses, daß, nachdem die Erörterung bis um 11 Uhr Nachts gedauert hatte, die Bill mit einer bedeutenden Mehrheit verworfen wurde. Am meisten trugen die Bischöfe dazu bei: nur drei von ihnen waren für die Ausschließung; so sehr fürchteten die

übrigen den Presbyterianismus, den sie bei weitem mehr verabscheueten, als das Pabstthum, das dem Geiste des Volks so sehr entgegen war *).

*) Ob wir gleich in diesem Abschnitte auf die Seite der Whigs getreten sind: so möchten wir doch nicht gern als zu dieser Parthei gehörend betrachtet werden. Wer sich die Mühe geben will, unser Raisonnement mit demjenigen zu vergleichen, welches Hume im 68. Kap. seiner Geschichte Großbritanniens, und Charles James Fox in seiner History of the early part of the reign of James II. anstellen, wird leicht bemerken, wodurch wir uns von beiden unterscheiden. Mit Einem Worte: wir beziehen uns nicht auf irgend ein positives Recht, sondern auf das, was allen gesellschaftlichen Erscheinungen zum Grunde liegt: auf die Forderungen des Cultur-Grades in einer gegebenen Zeit. Nur weil diese Forderungen von den Stuarts durchaus verkannt wurden, konnte ihnen widerfahren, was ihnen wirklich widerfuhr. Ihre Gegner waren so wenig ihre Feinde, daß sie würden gerettet worden seyn, wenn sie es hätten über sich erhalten können, sie zu ihren Freunden zu machen. Selbst mit Shaftesbury söhnt man sich aus, wenn man sieht, wie eifrig er das Verderben abzuwenden suchte, das dem königlichen Hause durch seinen Eigensinn und seine Verblendung bevorstand. Es handelte sich in dieser wichtigen Sache wahrlich um etwas Höheres, als um die Frage, ob das Königthum in dem Lichte einer Delegation betrachtet werden müsse, oder nicht; denn es handelte sich um die Rettung einer Dynastie, die ihrem Verderben entgegen ging. Es ist also bei weitem mehr witzig, als wahr, wenn Fox zur Rechtfertigung der Argumente seiner Parthei sagt: If the people be the sovereign, and the king the delegate, it is better to change the bailiff, than to injure the farm; but if the king be the proprietor, it is better the farm should be impaired, nay, part of it destroyed, than that the whole should pass over to an usurper. Das Falsche dieses Satzes liegt darin, daß ein König weder bailiff noch proprietor der Gesellschaft ist, an deren Spitze er steht, sondern König schlechtweg, mit der Bestimmung die gesellschaftliche Ordnung zu erhalten und die davon unzertrennliche Entwickelung zu beschützen. Es ist aber weder das Eine noch das Andere möglich, wenn man etwas will, was gegen den unverkennbaren Vortheil Aller ist; und die Erfahrung hat genug bewiesen, daß alsdann gewaltsame Veränderungen unaus-

Das Unterhaus, nicht wenig betroffen von dieser Verwerfung, überließ sich seiner Empfindlichkeit in einem solchen Grade, daß es auf der Stelle auf die Entfernung des Marquis von Halifax aus dem Rathe des Königs drang; denn dieser Graf wurde für den Urheber der Verwerfung gehalten, bloß, weil er über die Ausschließungs-Bill auf eine Weise gesprochen hatte, welche der Ueberzeugung der Mehrheit zusagte. Anstatt in diese Forderung zu willigen, ermahnte der König die Gemeinen, die Verschwörungs-Angelegenheit nicht aus den Augen zu verlieren und endlich den, im Tower befindlichen Lords den Prozeß zu machen. Man erschrickt unwillkürlich, indem man das lieset; allein es war dahin gekommen, daß Karl seine Sicherheit nur in der höchsten Verletzung alles Sittlichen absah. Die Antwort des Unterhauses war: es sei nicht seine Schuld, daß jene Angelegenheit nicht schon längst beendigt worden; und anstatt die anderweitigen Wünsche des Königs zu befriedigen, erhob es Beschwerden über die schlechte Verwaltung der öffentlichen Gelder, indem es behauptete, daß die beiden Millionen, welche es zur Unterstützung der Tripel-Allianz bewilligt habe, nur zur Aufhebung derselben wären verwendet worden, und daß die Flotte um kein einziges Schiff vermehrt wäre, wiewohl eine ganze Million nur diese und keine andere Bestimmung gehabt hätte. Alle Regierungssünden Karls seit seiner Thronbesteigung wurden unerbittlich aufgedeckt, und in einer aus 18 Artikeln zusammengesetzten Vorstellung schilderte man die Gefahr, welcher

---

bleiblich sind, die Verfassung mag dem Könige die Rechte eines Bailiff oder Proprietors eingeräumt haben.

das Land durch die ungemessene Begünstigung der Papisten ausgesetzt wäre.

Unter so verhängnißvollen Einflüssen nahm der Prozeß Lord Staffords seinen Anfang. Er war ein Oheim des Herzogs von Norfolk, von höchst mittelmäßigem Verstande, und durch Alter und Gebrechlichkeiten geschwächt. Sein Gerichtshof war das Oberhaus; den Vorsitz als Lord Oberrichter (Lord high Steward) führte der Kanzler, zu diesem Endzweck in einen Grafen von Nottingham verwandelt. Sofern er nun der Verschwörung gegen König und den Staat angeklagt war, traten Dugdale, Oates und ein gewisser Tuberwille als Zeugen gegen ihn auf. Dugdale sagte aus, daß Lord Stafford ihn durch das Anerbieten von 500 Pf. zur Ermordung des Königs habe verführen wollen. Oates beschwor, daß der Angeklagte von dem Jesuiten Fenwick eine Bestallung als General-Zahlmeister des Heeres empfangen habe. Tuberwille versicherte, zu Paris eine Unterredung mit Lord Stafford gehabt zu haben, worin dieser ihm versprochen habe, sein Glück zu machen, wenn er den König, der ein Ketzer und ein Rebell gegen Gott den Allmächtigen wäre, ermorden wollte. An materiellen Beweisen der Anklage fehlte es gänzlich. Der Angeklagte entkräftete die Aussagen der Zeugen auf das Vollständigste, und bewies besonders gegen Tuberwille, daß er, aus einem Kloster entsprungen, zuerst Soldat in französischem Dienst gewesen wäre, bis er, von Dürftigkeit gequält, sich zur falschen Angeberei entschlossen hätte. Auf sich selbst zurückkommend, fragte er, wie man es glaublich finden könne, daß er, nachdem er vierzig Jahre unter den allerschwierigsten Umständen seine Rechtschaffenheit bewahrt habe, jetzt, in

einem vorgerückten Alter, mit Verzichtleistung auf die größten Bequemlichkeiten des Lebens, sich in eine Verschwörung gegen einen Suverän einlassen werde, der immer großmüthig und nachsichtig gegen ihn gewesen? Nicht minder beredt, vertheidigten ihn seine Anwalde. Der ganze Prozeß dauerte sechs Tage: ein langer Zeitraum, um in einer so einfachen Sache zu einem gerechten Urtheile zu gelangen. Nichts desto weniger wurde Stafford durch eine Stimmenmehrheit von vierundzwanzig für schuldig erklärt. Als ihm dies Urtheil bekannt gemacht wurde, war sein einziger Ausruf: „Gottes heiliger Name sei gepriesen!" Er brach in Thränen aus, als der Oberrichter ihm sagte, die Peers seien entschlossen, den König um eine Verwandlung der Strafe (er meinte die des Stranges in ein Schwert) zu bitten; doch entschuldigte er sich auf der Stelle wegen dieser Schwäche, die, wie er versicherte, nicht von seiner Furcht vor der Strafe, sondern nur von seinem Gefühl für die Güte der Peers herrühre. Um kurz zu seyn: Stafford betheuerte auf dem Schaffot seine Unschuld in so herzlichen, so die Ueberzeugung aller Zuschauer gewinnenden Ausdrükken, daß diese in Thränen ausbrachen, und ihm zuriefen: „Wir glauben ihnen, Mylord; der Himmel segne Sie!" Selbst der Scharfrichter war gerührt. Zwei Mal ließ er das Beil fallen, womit er sein grausames Geschäft verrichten sollte, und ein tiefer Seufzer begleitete den Streich, womit er den Unglücklichen zur Ruhe brachte. Alle Zuschauer schienen diesen Streich zu fühlen; und als das abgesonderte Haupt mit dem hergebrachten Ausruf: dies ist das Haupt eines Verräthers! in die Höhe gehalten wurde, herrschte das tiefste Schweigen. Mitleid und Er-

staunen hatten sich aller Herzen bemächtigt und spiegelten sich ab in Aller Blicken.

Dies war das letzte Blut, das wegen des papistischen Complotts vergossen wurde: es bedurfte, wie es scheint, der Hinrichtung eines so unschuldigen Mannes, wie Stafford in allgemeiner Anerkenntniß war, wenn man sich schämen und zur Besinnung gelangen sollte. Ewig merkwürdig aber verdienen diese scheußlichen Hinrichtungen auch um deswillen zu bleiben, weil sie zeigen, welche Verwirrungen da eintreten, wo das Vertrauen zwischen Regierten und Regierern verschwunden ist.

Der Hof war so weit vorgegangen, daß er nicht wieder einlenken konnte. Von dem Oberhause beschützt, glaubte zwar der König, er könne die Gemeinen zu einer förmlichen Zurücknahme der Ausschließungs-Bill bewegen, wenn er die früheren Bedingungen der Erbfolge seines Bruders wiederholte; doch der Erfolg bewies, daß man auch nicht das mindeste Vertrauen in seine Verheißungen setzte. Um vollkommen ehrlich gegen ihn zu verfahren, hätten die Gemeinen sagen können: „die von dem Könige beabsichtigte Neuerung sei allzu stark, und unter den, von ihm vorgeschlagenen Bedingungen werde der Herzog von York, als König, in seiner Macht allzu sehr gelähmt seyn;" — und hätten sie dies wirklich gesagt, so hätte ihnen die Zustimmung selbst späterer Jahrhunderte nicht entstehen können. Doch erwägend, daß Karls des Zweiten Nachgiebigkeit, so wie die der früheren Könige Englands, nie einen anderen Zweck hatte, als — Geldbewilligungen zu erleichtern —; fühlend zugleich, daß die vorgeschlagenen Bedingungen, wenn sie von ihnen angenommen würden, einen

end-

endlosen Streit mit dem katholischen Throninhaber herbeiführen mußten — beharreten sie bei der Ausschließungs-Bill mit so viel Standhaftigkeit, daß sie alle Diejenigen, welche den König zur Ablehnung dieser Bill bewogen hatten, für Beförderer des Pabstthums und Feinde des Königs und des Königthums erklärten. Als solche bezeichneten sie namentlich den Marquis von Worcester, den Grafen von Clarendon, Feversham und Halifax, Lorenz Hyde und Eduard Seymour. Alle diese Personen sollte der König, nach ihren Wünschen, aus seinem Rathe entfernen; und um ihn dahin zu bringen, erklärten sie, daß sie, vermöge ihres Berufs, dem Monarchen nicht eher die kleinste Summe bewilligen könnten, als bis die Ausschließungs-Bill von ihm angenommen wäre. Ja, sie gingen noch weiter: denn, um zu ihrem Ziele zu gelangen, votirten sie, daß Jeder, welcher dem Könige auf irgend einen Zweig des öffentlichen Einkommens, als: Zoll, Accise und Grundsteuer, Geld vorschießen würde, dem Parliament als Verhinderer seiner Wirksamkeit verantwortlich seyn sollte. Die Sache, um welche es sich handelte, rückte also nicht von der Stelle: der König erhielt keine Subsidie und der katholische Nachfolger behielt sein Erbfolgerecht.

Was konnte, was mußte unter so dringenden Umständen geschehen? Die Herzogin von Portsmouth warf sich dem Könige zu Füßen, und beschwor ihn, sich nicht, um eines eigensinnigen Bruders willen, ins Verderben zu stürzen. Aus dem Haag übersandte Sidney (des Königs Gesandter) eine von dem Pensionär Fagel verfaßte Denkschrift, worin bewiesen wurde, daß Karl den Herzog von York nicht unterstützen könne, ohne den europäischen Vor-

theil aufzugeben. Die letztere Betrachtung mußte ein König, der überall nur sich sah, sogar lächerlich finden. Das Einzige, was ihn zur Nachgiebigkeit bestimmen konnte, war die verlangte Subsidie. Doch diese schien ihm zu theuer erkauft durch eine förmliche Aufopferung des Erbfolge-Gesetzes, so wie sie von ihm gefordert wurde. Ueberzeugt also, daß die Peers, welche die Ausschließungs-Bill verworfen hatten, auf Seiten des Thrones bleiben würden, faßte er den muthigen Entschluß, ein Parliament aufzulösen, das täglich mehr den Charakter einer Faction annahm und nur allzu leicht den Bürgerkrieg entzünden konnte. Die Auflösung geschah zwar nicht so überraschend, daß das Unterhaus nicht Zeit gefunden hätte, mehrere ungewöhnliche Beschlüsse zu fassen, wodurch es sich für die Zukunft sicherte; allein sie erfolgte und kündigte eben dadurch an, daß keine Betrachtung den König je vermögen werde, das Erbfolge-Gesetz von Bedingungen abhängig zu machen, welche im National-Vortheil gegründet wären.

Unglücklicher Weise war wiederum durch die Auflösung des Parliaments die Gesinnung des Volks in nichts verändert; und indem Karl dies fühlte, und sich nebenher sagte, daß ein König von England ohne Parliament kein Daseyn habe, berief er in der Ueberredung, daß nur die Hauptstadt seinen Absichten entgegen wirke, die nächste Versammlung der Volksvertreter auf den 1. März 1681 nach Oxford. Dies war der letzte Versuch, mit dem Unterhause des Parliaments in Harmonie zu kommen; leider ein eben so vergeblicher, als alle, die ihm vorangegangen waren!

Es ist indeß der Mühe werth, zu zeigen, weshalb es der letzte Versuch war.

Auch von englischen Geschichtforschern ist bemerkt worden, daß alle Vorzüge, welche England, im Verlaufe der Zeit, hinsichtlich seiner Gesetzgebung errungen hat, bei weitem weniger mit Blut, als mit Geld erkauft worden sind. Seitdem sich der Domänen-Besitz für Englands Könige vermindert hatte und sie ihr Ansehn nur durch Besteuerung ihrer Unterthanen aufrecht erhalten konnten, stellten sie sich als Eroberer dar, welche das Recht hätten, jeden Anspruch auf ein höheres Maß von Freiheit zu Boden zu schlagen. Dies Verfahren nahm seinen Anfang unter jenem Johann ohne Land, welcher sich die magna charta abhandeln ließ; und es kam nicht eher zum Stillstand, als bis die Könige einsehen lernten, daß ein höheres Maß von Volksfreiheit ihr eigener größter Vortheil sei. Vom dreizehnten Jahrhundert an, bis gegen den Eintritt des achtzehnten, ward der Verkauf von Abhülfe der angebrachten Beschwerden so unverholen und mit einem so geringen Anschein von einem, unter den feilschenden Partheien dabei obwaltenden Gefühl von Scham und Schande betrieben, als ob von dem allergesetzlichsten Handelsgeschäft unter zwei Kaufleuten die Rede gewesen wäre. Für das Verhältniß des Königs zu dem Unterhause, d. h. zu den Repräsentanten des anderwärts sogenannten dritten Standes, gab es keine andere Formel, als — do ut des; und eben deswegen könnte man in die Versuchung gerathen, die früheren Könige Englands Freiheits-Destillatoren zu nennen: denn nur tropfenweise verkauften sie

die Waare, über welche sie zu verfügen hatten. Im Ganzen genommen war dies jedoch für die Nation nicht unvortheilhaft. Da nämlich über das abgeschlossene Handelsgeschäft Conto gehalten werden mußte: so wurden alle Rückschritte in der Freiheit dadurch unmöglich, daß man, nöthigen Falles, aus den Parliaments-Acten nachweisen konnte, wieviel man, und zwar im Baaren, für jedes neue Recht oder Vorrecht bezahlt hatte — wie wenig man also der Gnade verdankte; das Parliament war der Buchhalter, welcher aussagte, was die Könige bewilligt und welche Gegenwaare sie dafür erhalten hatten. Faßt man nun dies Verhältniß schärfer ins Auge, so entdeckt man leicht, daß dabei aller Nachtheil auf Seiten der Könige war, sofern für sie ein Zeitpunkt eintreten mußte, wo sie nichts mehr zu verhandeln hatten. Die Sache war unter Karl dem Zweiten dahin gediehen, daß der König, um eine reichliche Subsidie zu erhalten, nichts weiter einsetzen konnte, als die Eigenthümlichkeit seines vermuthlichen Nachfolgers. Dieser Handel war, in der That, allzu scandalös, als daß er hätte zum Abschluß gedeihen können: der Betrug, der ihm zum Grunde lag, war handgreiflich, und wie zart oder unzart darüber auch von den feilschenden Partheien geurtheilt werden mochte: immer konnte sich die Nation nicht auf einen Handel einlassen, bei welchem sie Gefahr lief, jedes wohlerworbene, d. h. theuer erkaufte, Recht zu verlieren, weil sie, so viel an dem Herzog von York war, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurücktreten sollte.

Oxford hatte der König zum Versammlungsort aus keinem anderen Grunde gewählt, als weil die Royalisten

seit dem Bürgerkriege nicht aufgehört hatten, zu bedauern, daß das lange Parliament zu Westminster versammelt worden sei, wo die Nachbarschaft einer mächtigen und zu Factionen hinneigenden Hauptstadt ihm Aufmunterung und Stärke gegeben habe. Karls Voraussetzung war also, daß die bloße Verschiedenheit des Versammlungsorts hinreichend seyn werde, die Gemüther für seine Wünsche zu gewinnen. Dies war jedoch keinesweges der Fall. Je mehr die Absicht des Königs durchschauet wurde, desto bestimmter bereitete man sich zum Widerstande vor. Das Volk noch mehr zu entflammen, überreichte der Herzog von Monmouth, in Gemeinschaft mit 15 Peers, eine Bittschrift gegen die Versammlung des Parliaments zu Oxford, worin gesagt wurde: „die beiden Häuser würden daselbst den Schwertern der Papisten ausgesetzt seyn, von welchen sich mehrere in die königliche Leibwache eingeschlichen hätten.“ Die Stadt London wählte ihre früheren Repräsentanten, nicht ohne ihnen für ihre Bemühungen, den abscheulichen und höllischen Complott der Papisten, seiner ganzen Tiefe nach, zu erforschen, und den Herzog von York, diese Hauptursache des Verderbens der Nation, vom Throne auszuschließen, ausdrücklich zu danken. Das Verfahren der Hauptstadt diente den übrigen Städten zum Muster; und so geschah es, daß dasselbe Unterhaus, welches in dem Zeitraum von achtzehn Monaten bereits zwei Mal aufgelöset war, sich von neuem in Oxford versammelte. Diese Versammlung wurde besonders dadurch zu einem polnischen Reichstage, daß die Abgeordneten mit großem Gefolge anlangten, welche ihre Abzeichen trugen. Das der Londoner Abgeordneten führte

auf flatternden Bändern die Devise: „Kein Pabstthum! Keine Sklaverei!" Und ähnlich waren die Devisen der übrigen.

Der König, von seiner Leibwache begleitet, glaubte durch diesen Militär-Pomp etwas über die Stimmung der Volksvertreter zu vermögen. Selbst die Rede, womit er die Sitzung eröffnete, unterschied sich von seinen früheren Eröffnungsreden sehr merklich durch den gebietenden Ton, worin sie gesprochen wurde. Unverantwortlich nannte er das Verfahren des vorigen Hauses der Gemeinen: und um jede Ausflucht abzuschneiden, fügte er hinzu, daß, so wie Er jeder Willkür entsagt habe, er dieselbe auch nicht an Anderen dulden werde. Dies Parliament habe er zusammen berufen, um der Welt noch einen Beweis mehr zu geben, daß er die ihm obliegende Pflicht nicht vernachlässigt habe. — Lauter vergebliche Worte! Da das Unterhaus aus denselben Gliedern zusammengesetzt war, so wählte es auch denselben Sprecher; und kaum hatte es sich geordnet, so kehrte es zu seinen alten Forderungen zurück, nach welchen es, außer Danby's Verurtheilung und der Zurücknahme des Verfolgungs-Statuts der Königin Elisabeth, die Sanction der Ausschließungs-Bill verlangte. Seine Voraussetzung war, daß der König, um sein Geldbedürfnisse zu befriedigen, in Alles einwilligen werde. Wirklich erklärte sich Karl bereit, das Aeußerste zu thun, sofern man von ihm nur nicht verlangen wolle, daß er der Urheber einer unterbrochenen Erbfolge werde. Erneley, einer von des Königs Ministern, schlug vor, daß der Herzog von York für seine Lebenszeit fünfhundert (englische) Meilen weit aus England verbannt werden, und daß, nach dem Hintritte des

Königs, der nächste Erbe die Regentschaft mit königlicher Macht führen sollte. Vermöge dieses Vorschlages sollte nur der Königstitel auf den Herzog von York forterben. Wie wenig dies nun auch seyn mochte, so fanden die Gemeinen darin doch nicht ihre Genugthuung: die gänzliche Ausschließung des Herzogs von York war zu einem Ehrenpunkt für sie geworden, der jede Capitulation ausschloß. Genährt wurden Argwohn und Störrigkeit durch jeden noch so unbedeutenden Vorfall; und da das Oberhaus, hinsichtlich der Ausschließungs-Bill, unerschütterlich auf der Seite des Königs war und blieb, so entwickelte sich zwischen den beiden Häusern sehr schnell eine Feindschaft, welche jede Aussicht auf eine Ausgleichung zwischen Volk und König verdunkelte. Karl, der dies fühlte, entschloß sich zu einer überraschenden Auflösung des Parliaments; und als sie erfolgt war, sagte sich Jeder, — daß Karl kein Parliament mehr berufen werde.

Es verträgt sich schwerlich mit irgend einem Zweifel, daß Karl das Erbrecht seines Bruders Preis gegeben haben würde, wenn er nicht mit Ludwig dem Vierzehnten in einem so innigen Verhältnisse gestanden hätte, daß er König bleiben konnte, ohne von den Geldbewilligungen des Unterhauses abzuhangen. Mit Einem Worte: was Karl gewagt hatte, das hatte er als Pensionär des Königs von Frankreich gewagt. Hierin war denn auch der ganze Ueberrest seiner Regierung, dem Charakter nach, abgeschlossen. Eigentlich regierte Ludwig der Vierzehnte in England, und ein gewisser Barillon hatte den Auftrag, Karl dem Zweiten alle die Richtungen zu geben, von welchen angenommen wurde, daß sie dem Vortheile des französischen Rei-

ches angemessen wären. Wie viel Böses für England hiermit zusammenhing — dies in wenigen Worten zu sagen, übersteigt vielleicht alle Kraft der Darstellung. Karl würde als König ganz vereinzelt worden seyn, wenn nicht der katholische Theil der Nation und die Vertheidiger und Stützen der Hochkirche es mit ihm gehalten hätten. Er selbst fühlte sich bedroht; und hierin lag es, daß er seine Sicherheit durch Mittel beförderte, welche nur allzu deutlich zeigten, daß aus dem König ein Tyrann geworden war. Jene Angeber, deren verruchtes Handwerk bisher in dem papistischen Complott war benutzt worden, wurden beibehalten, um in einer entgegengesetzten Richtung dieselben Dienste zu leisten; und diese leisteten sie mit gleicher Gewissenlosigkeit zum Verderben der unschuldigsten Personen. Die Hauptaufgabe war, Verbrechen zu entdecken, die durch schwere Geldstrafen gebüßt werden könnten; und man ging darin so weit, daß eine Strafe von 100,000 Pf. selbst auf Personen angewendet wurde, von welchen es zweifelhaft war, ob sie hundert Pf. bezahlen könnten. Die Gerechtigkeitspflege bewegte sich so sehr in den Banden des Despotismus, daß Unpartheilichkeit zu einer Sache wurde, auf welche man zum Voraus verzichtete. Wie Karl in England, eben so waltete der Herzog von York im schottischen Königreiche. Der edelste Bürger war zum verhaßtesten geworden, und sah sich, als solchen, rastlos verfolgt. Shaftesbury, bereits zur Haft gebracht, entging einer Verurtheilung nur durch einen Ausspruch der Jury, den er durch seine Geistesüberlegenheit erzwang.

In Lagen dieser Art ist nichts natürlicher, als diejenige Verzweiflung, welche zu Verschwörungen treibt. Es

fehlte, vom Jahre 1682 an, nicht an edlen Gemüthern, welche eine Veränderung, von ihnen als Verbesserung gedacht, hervorzubringen strebten; doch blieben sie über die Mittel getheilt, und was die Verschwörung betrifft, welche ihre Benennung von Rye-house hat, so läßt sich auf das Bestimmteste von ihr aussagen, daß es damit keine bessere Bewandniß hatte, als mit dem papistischen Complott, welcher alle Wahrheit durch die Lügenhaftigkeit der Angeber einbüßte. Im Ganzen genommen kam es nur darauf an, einen solchen Aufstand zu erregen, wodurch der König gezwungen würde, in die Bahn der alten Verfassung zurück zu treten. Shaftesbury verfolgte zwar noch immer den Gedanken, den Herzog von Monmouth auf den brittischen Thron zu erheben; doch Russel, Essex, Algernon Sidney, Hambden (ein Enkel jenes Patrioten, welcher unter Karl dem Ersten die Rechte des Volks so standhaft vertheidigt hatte) und Howard, dachten jenem nicht gleich. Als nun Shaftesbury sah, daß keine Einigkeit möglich war, entzog er sich, mit gewohnter Schlauheit, der Gefahr einer Entdekkung dadurch, daß er sich nach den Niederlanden begab, wo er nicht lange nach seiner Ankunft starb. Die Ahnung, welche ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatte, ging nur allzu bald in Erfüllung. Es fehlte unter den Verschwornen, welche sich bei einem Weinhändler, Namens Shephard, zu versammeln pflegten, nicht an einem falschen Bruder; und sobald die erste Anzeige gemacht war, beeilten sich die Furchtsamsten, ihr Leben durch freiwilliges Geständniß zu retten. Wie mannichfaltig nun auch die Aussagen waren, so ging doch aus keiner hervor, daß man die Ermordung des Königs bezweckt habe; ein Aufstand aber zur Wiederher-

stellung der alten englischen Verfassung war nach englischen Gesetzen so wenig ein Verrath, daß, wenn sich alles auf diesen beschränkte, eine Lossprechung erfolgen mußte. Doch eine furchtsame Regierung ist unfähig, die Wahrheit zu erkennen, weil sie überall Hinterhalte ahnet, auch da, wo es keine giebt; und da die Furcht alle Großmuth ausschließet, so muß es schuldlose Opfer geben. Solche waren: Essex, Russel und Sidney. Einer öffentlichen Hinrichtung zuvorzukommen, schnitt der schwermüthige Essex sich im Tower die Kehle ab. Männlicher dachten Russel und Sidney. Die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit Beide sich ihrem Schicksale unterwarfen, machte einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen, daß sie, als Märtyrer der Freiheit, noch jetzt verehrt und gesegnet sind. Russel leugnete nicht, daß er zu den Gegnern des Herzogs von York gehöre und mit Shaftesbury und dem Herzog von Monmouth auf die Ausschließung des Verhaßten bedacht gewesen sey; und sofern dies ein Verbrechen war, hatte er sein Leben verwirkt. Weit unschuldiger war Sidney. Alle materiellen Beweise seiner Schuld beschränkten sich auf alte Papiere, welche spekulative Meinungen über Regierung und Freiheit enthielten: Papiere, die allerdings von ihm beschrieben waren, ohne daß er jedoch jemals damit die Absicht verbunden hatte, sie öffentlich bekannt zu machen. Das Gericht ging in seinem Unsinn so weit, diese Papiere als den zweiten Zeugen gegen ihn gelten zu lassen, ohne im Mindesten zu fragen, wie es um seine Grundsätze in der Zeit stand, wo er angeklagt wurde. Für Lord Russel verwendeten sich vergeblich die vornehmsten Personen. Sein Vater, der alte Graf von Bedford,

bot der Herzogin von Portsmouth hunderttausend Pfund für die Begnadigung des Sohnes; allein er erreichte eben so wenig, als die junge Gemahlin des Lords, die sich dem Könige zu Füßen warf und unter einer Fluth von Thränen die Verdienste ihres Vaters (des Grafen von Southhampton) zum Vortheil des Verurtheilten geltend machte. Und nicht genug, daß Karl unerbittlich blieb, veranstaltete er sogar, daß das Blutgerüst zu Linkoln's-inn-fields errichtet wurde; denn um dahin zu gelangen, mußte der Verurtheilte die ganze Stadt London durchziehen.

Schrecken wollte Karl durch die Hinrichtung eines so allgemein geliebten Großen, wie Russel war, verbreiten; und Schrecken verbreitete er wirklich, wie wir sogleich sehen werden. Auffallend — vielleicht auch für alle Zeiten merkwürdig — war es, daß an demselben Tage, wo Russel hingerichtet wurde, die Universität zu Oxford jenes verrufene Decret erließ, worin sie jeden Grundsatz, auf welchen die Verfassung irgend eines Landes sich stützen könne, für gottlos und ketzerisch erklärte. Sie blieb nicht dabei stehen, daß sie alles Constitutionelle als etwas verdammte, das den heiligen Schriften, den Beschlüssen der Concilien und den Aussprüchen der Kirchenväter entgegen wäre; sie behauptete auch, daß es zerstörend sei für das königliche Regiment, für die persönliche Sicherheit des Monarchen, für den öffentlichen Frieden, für die Gesetze der Natur und für die Bande der menschlichen Gesellschaft. Man muß zur Ehre dieser achtbaren Körperschaft annehmen, daß sie selbst vom Schrecken ergriffen war, und daß ein knechtlich gesinntes Mitglied diese Stimmung benutzte, sich bei Hofe geltend zu machen. Diese Voraussetzung ist um so zuläs-

siger, da, nicht lange darauf, Dr. Fall, Bischof von Oxford und Decan von Christ-Church, seine guten Dienste nicht versagte, als es darauf ankam, den Philosophen Locke, als Freund des Grafen von Shaftesbury, in unangenehme Händel zu verwickeln. Die Sache ging von dem Hofe selbst aus; und es kam auf nichts Geringeres an, als die Falle so anzulegen, das Locke in dieselbe zu gehen nicht vermeiden könne. Der Bischof von Oxford versprach das Seinige für einen so sauberen Zweck zu thun, sollte der Verfolgte, dem er das Zeugniß gab, daß er seine Worte und seine Blicke gleich sehr zu beherrschen verstehe, sich auch nur durch eine Miene verrathen. Der Philosoph that dies zwar nicht; er wurde aber deshalb nicht weniger aller der Vortheile verlustig erklärt, die er sich durch seine Anstrengungen bis dahin erworben hatte. Dies dauerte, so lang es konnte. Locke begab sich nach den Niederlanden, und ließ die Stürme, die sein Vaterland umbrauseten, austoben. Als dies geschehen war, ging er nach Oxford zurück, und galt von nun an für eine der größten Zierden dieser Universität. So groß ist der Irrthum Derer, die, indem sie der Gewalt des Augenblicks vertrauen, sich einbilden, die Personen stehen über den Dingen, und die Zukunft könne etwas Anderes seyn, als die entwickelte Vergangenheit. Wir wollen in diesem Zusammenhange nur noch bemerken, daß, während die Universität zu Oxford, von einer theologischen Ansicht beherrscht, sich zu Unwürdigkeiten bequemte, Isaak Newton, dieser größte Denker des siebzehnten Jahrhunderts, so ganz im Stillen seine Bahn beschrieb, ohne einmal den Verdacht zu erregen, daß er damit umgehe, der menschlichen Wissenschaft in der Be-

obachtung und in der Erfahrung ganz neue Grundlagen zu geben.

Wollte Karl, als unumschränkter Monarch, mit irgend einer Consequenz zu Werke gehen, so mußte er, nach dem Beispiele Ludwigs des Vierzehnten, alles das in seine Elemente auflösen und zum Schmelzen bringen, was, als Körperschaft, eines Widerstandes fähig war; denn man herrscht nur dadurch, daß man theilt. Karl machte den Anfang mit der Hauptstadt, die er, auf eine geringfügige Veranlassung, ihrer sogenannten Freibriefe (Charters) beraubte. Sie verlor dadurch das Vorrecht, sich ihre Obrigkeit zu wählen, und übernahm die Verbindlichkeit, ihren Lord Mayor und dessen Räthe aus den Händen des Königs zu empfangen. Die übrigen großen Städte der Monarchie leisteten keinen Widerstand, als die Hauptstadt mit ihrem Beispiele vorangegangen war. Von diesem Augenblick an war es um allen Gemeingeist geschehen: denn dieser hat seinen Wohnsitz immer nur in volkreichen Städten, und die erste Bedingung seiner Wirksamkeit sind die politischen Rechte der Bürger. Karl glaubte, wie Ludwig der Vierzehnte, dadurch an Freiheit, an Unumschränktheit zu gewinnen, daß er die Schranken der Willkür zertrümmerte; allein, wie wäre es wohl möglich, die Grundfläche einer Pyramide zu zermalmen und doch die Sicherheit derselben zu retten? Wo das Republikanische dem Monarchischen hinderlich ist, da ist das Letztere noch nicht, was es seyn muß und was es werden kann. Karl, von einem bösen Dämon (sein Name war Barillon) geleitet, stellte sich tiefer, indem er sich zu erheben wähnte; und als er mit seinem wesentlich trägen und indolenten Geiste alles zu durchdringen

glaubte, weil nichts ihm Widerstand leistete, da durchdrang er gar nichts, weil er in Leere gekommen war. Das Königreich war zu einem seelenlosen Körper geworden: ein Zustand, in welchem eine Gesellschaft niemals lange aushalten kann, weil sie nicht ruhen, sondern leben will. Ganz vergeblich gab Karl den Engländern das öffentliche Versprechen, daß sie, auch ohne Parliamente, immer einen gütigen und gnädigen Herrn an ihm haben sollten; ganz vergeblich stellte er das, was wesentlich Ludwigs des Vierzehnten Werk war, als Wirkung eines Vertrauens dar, das die Nation in seinen Charakter setze: die Sehnsucht nach einem rechtmäßigen Widerstande war unzerstörbar in den Herzen aller besseren Engländer, und obgleich die höhere Geistlichkeit davon nichts empfand, so würde man sich doch an der Wahrheit versündigen, wenn man behaupten wollte, auch der Adel habe sich in diesem Falle befunden. Die einzigen Stützen des Hofes waren jene Cavaliere, welche ihr Daseyn nur dadurch zu sichern vermochten, daß sie für eine Unbedingtheit stritten, die eben so heidnisch, als die Natur der Dinge entgegen war.

Karls ganzer Vortheil beruhete darauf, daß der gesetzliche Widerstand, den er zertrümmert hatte, nicht leicht durch einen anderen zu ersetzen war: denn dieser hatte mit der Ungesetzlichkeit beginnen müssen, was der Denkungsart eines Engländers um so mehr entgegen ist, je mehr Beruhigung und Trost in seiner Verfassung liegt. Es kam hinzu, daß Ludwig der Vierzehnte seinen Clienten der Nothwendigkeit entband, seine Tyrannei gegen das Eigenthum zu richten. Nur in den Zeiten, wo die französischen Hülfsgelder länger ausblieben, mochte Karl bereuen, daß er so

weit vorgegangen war; doch wird dies nur in der Voraussetzung bemerkt, daß er wirklich bereuete, was allen Versicherungen gleichzeitiger Schriftsteller zum Trotz, bei seinem Leichtsinn und seiner Gewohnheit, auf der Oberfläche des Lebens gedankenlos hin zu schwimmen, höchst unwahrscheinlich ist. Eine Bekehrung war für ihn unmöglich, weil er, als König, in dem Urtheil seiner Unterthanen nicht Unrecht haben durfte in Hinsicht alles dessen, was durch ihn war zerstört worden. Für wie mißlich und gefährlich er selbst im Uebrigen seine Lage in der neu erworbenen Unumschränktheit hielt, dies geht besonders aus dem Umstande hervor, daß er es über sich erhalten konnte, sich, in seinen letzten Lebensjahren, von dem Einzigen zu trennen, den er wahrhaft liebte: von seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Monmouth, der in das Ausland reisen mußte, damit es den Verschwörern an einen Stützpunkt fehlen möchte.

Das Schicksal ersparte ihm die schmerzlichen Gefühle eines Umschlags der Dinge durch eine überraschende Abkürzung seiner Lebensbahn. Karl war im 55sten Jahre seines Alters und im 25sten seiner Regierung, als er den 1. Febr. 1685 vom Schlage getroffen wurde. Er überlebte diesen Unfall nur 5 Tage. Es befremdet nicht, daß er, als heimlicher Katholik, auf seinem Sterbebette sich zu den Lehren dieses Kirchenthums bekannte und in den Gebräuchen desselben zu vollenden wünschte; es befremdet noch weniger, daß er seine verschiedenen Beischläferinnen, und selbst die Königin, seine Gemahlin, dem Wohlwollen seines Nachfolgers empfahl: allein es würde durchaus keinen Glauben verdienen, wenn je ein Geschichtschreiber, wel-

cher Parthei er auch angehören möchte, von ihm ausgesagt hätte, daß er mit irgend einem großmüthigen Gedanken vom Leben geschieden wäre, oder der, 25 Jahre lang von ihm gemißbrauchten Nation auch nur mit irgend einem Worte gedacht hätte. So widerspruchsvoll ist die menschliche Natur nicht, daß, wer sich auf die, ihren Erscheinungen zum Grunde liegenden Gesetze versteht, diese nicht wenigstens in dem Negativen wieder finden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Zunftwesen und Gewerbefreiheit.

(Beschluß.)

Sind gesellschaftliche Einrichtungen in Verfall gerathen, so ist, wie wir schon oben bemerkt haben, nichts gewöhnlicher, als daß man sie mit Schmach bedeckt. Der geringste Vorwurf, der ihnen alsdann gemacht wird, ist, „daß sie nichts leisten und doch viel kosten.“ Eine noch schwerere Anklage erhebt man dadurch wider sie, „daß man nachweiset, wie viel sie der freieren Entwickelung schaden, oder wie weit vollkommener alle gesellschaftlichen Erzeugnisse seyn würden, wenn ihre hemmende Kraft wegfiele.“

Wie faktisch-richtig Urtheile dieser Art aber auch seyn mögen, so schließen sie doch immer eine gewisse Ungerechtigkeit in sich; und diese beruht wesentlich darauf, daß man aus der Acht gelassen hat, wie über gesellschaftliche Einrichtungen im Allgemeinen geurtheilt werden muß, wenn das Urtheil einen Werth haben soll. Da nämlich alle gesellschaftlichen Einrichtungen ihren letzten Grund in dem Civilisations-Grade haben, welcher um die Zeit ihrer Entstehung vorherrschte; so leuchtet auf der Stelle ein, daß ihr Werth, weit entfernt, ein absoluter zu seyn, immer nur ein bezüglicher ist. Hieraus nun folgt ganz von selbst, daß sie in allen Zeitabschnitten so vollkommen gewesen seien, wie der jedesmalige Civilisations-Grad es gestattet habe. In Wahrheit, wie könnte man anders darüber urtheilen, da sie, nach Verlauf einer gewissen Zeit, nothwendig von ihm bestimmt wurden? Hatten sie in der

Periode ihrer Vollkraft nicht immer den Charakter des Fortschreitens? Und war es ihre Schuld, wenn sie, über diese Periode hinaus, den Charakter des Stillstandes oder wohl gar den des Rückschreitens annahmen? Im ersten Falle von dem Civilisations-Grade gehoben, in dem zweiten von demselben verlassen, waren sie immer nur das, was sie seyn konnten: nützlich, so lange die Nothwendigkeit für sie sprach, minder nützlich oder wohl gar schädlich und verderblich, wenn dies nicht mehr der Fall war.

Wenden wir diese Betrachtung auf das Zunftwesen an!

Es war ganz unstreitig nothwendig und nützlich zugleich, so lange das Bürgerthum auf einem so schwachen Fundamente ruhete, daß die Freiheit nur durch eine Vermittelung des Gewerblichen mit dem Militärischen in die Erscheinung treten konnte; allein es hörte von dem Augenblicke auf, nothwendig und nützlich zugleich zu seyn, wo diese Vermittelung überflüssig geworden war, d. h. wo das Gewerbe, befreit von der Fessel, welche das Militärische ihm aufgelegt hatte, sich freier und ungehinderter bewegen durfte.

Die wichtigste Frage, welche sich in Beziehung auf das Zunftwesen darbietet, ist demnach keine andere, als: „Wodurch ist bewirkt worden, daß sich, in den letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, das Militärische von dem Gewerblichen so har scheiden können, daß, zum höchsten Vortheil der bürgerlichen Freiheit, beides getrennt bestehen kann?"

Nur die Geschichte beantwortet diese Frage; sie beantwortet sie aber auf eine so genügende Weise, daß kaum der leiseste Zweifel übrig bleibt.

Ohne jenen merkwürdigen Stoff, der, in seiner Anwendung auf die Leitung der Gesellschaft, zugleich Zerstörungs- und Bindestoff ist, mit Einem Wort, ohne das Schießpulver würde das Zunftwesen, in seiner Verbindung mit den übrigen gesellschaftlichen Institutionen, vollkommen dasselbe im neunzehnten Jahrhundert seyn, was es auf einzelnen Punkten der europäischen Welt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war. Nur durch diese Erfindung, so wie durch die fortschrittlichen Vervollkommnungen, die sie im Verlauf der Zeit erhielt, war die Trennung des Gewerblichen von dem Militärischen möglich; und wiederum beruhete die Nothwendigkeit dieser Trennung auf dem Umstande, daß Diejenigen, durch welche die Anwendung des stärksten Zerstörungs- und Bindungsstoffs vollzogen werden sollte, eine eigene Dressur erhalten mußten, welche sie von jeder anderen Verrichtung ausschloß. Nichts ist zwar noch gegenwärtig ungewöhnlicher, als die stehenden Heere in dem Lichte eines Fundaments für bürgerliche Freiheit zu betrachten; daß sie dies aber wirklich sind, leuchtet auf der Stelle ein, wenn man erwägt, daß, ohne ihr Daseyn, kein höheres Maaß von bürgerlicher Freiheit möglich seyn würde, als dasjenige war, das man, vor der Einführung der stehenden Heere, in allen den Jahrhunderten genoß, wo der Bürger für seine ganze Lebenszeit, d. h. so lange er die physischen Kräfte dazu hatte, Soldat seyn mußte.

Bekanntlich verstrichen seit der Einführung des Schießpulvers in Europa noch mehrere Jahrhunderte, ehe es stehende Heere gab; allein wie könnte dies uns abhalten, den Ausspruch gerade so zu thun, wie wir ihn eben gethan ha-

zen? In der Natur aller Erfindungen liegt, daß sie sich sehr allmählig vervollkommnen; die Erfindung des Schießpulvers aber war von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß das, was von ihrer Vervollkommnung abschreckte, bei weitem mächtiger war, als das, was dazu aufmunterte. Daher denn die lange Frist, welche das, auf den erbunterthänigen Zustand des Gewerbes geimpfte Bürgerthum gewann: eine Frist, die um so nothwendiger bis in unsere Zeiten reichte, je weniger man über den Zusammenhang der gesellschaftlichen Erscheinungen nachgedacht hatte, und — noch gegenwärtig nachdenkt.

Will man genau den Zeitpunkt angeben, wo dem Zunftwesen zuerst sein Untergang angekündigt wurde, so muß man bis in das Jahr 1314 zurückgehen. In diesem Jahre wurde nämlich die spanische Stadt Baza zuerst mit Kanonen angegriffen; und ihre Eroberung durch die Mauren bewies den Einwohnern, daß fortan jede persönliche Tapferkeit, die man zur Vertheidigung der eigenen Mauern und Wälle anwenden könne, das Ueberflüssigste von der Welt sei. So wie wir nun die Anwendung des Schießpulvers auf Angriff und Vertheidigung im Kriege allgemeiner werden sehen: eben so bemerken wir auch zunehmende Trennung des Gewerblichen von dem Militärischen im Bürgerthume. Im funfzehnten Jahrhunderte war diese Trennung noch nicht bedeutend; und daher die Erscheinung, daß die Bürger in dieser Periode noch häufig hinter Wall und Mauern Widerstand leisteten. Schon am Schlusse des ebengenannten Jahrhunderts hatte sich dieser hohe Muth verloren, wie besonders die Kriege beweisen, welche um diese Zeit in Italien geführt wurden; entschieden aber ward

diese wichtige Umwälzung in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo kein Bürger Italiens und Deutschlands sich mehr einfallen ließ, die, seiner Beschützung anvertraute Stadt gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche darauf mit Kanonen gemacht werden konnten. Vollends im siebzehnten Jahrhundert waren die Städte so friedliebend geworden, daß sie, zwischen zwei Feinden in die Mitte gebracht, nur darüber berathschlagten, welchen von beiden sie sich in die Arme werfen sollten; und so sehen wir die ehemals so tapferen Nürenberger und Augsburger die Soldaten Gustav Adolphs bei sich aufnehmen und ernähren, bloß um den Zerstörungen und Plünderungen zu entgehen, die sie von den Kaiserlichen dieser Zeit befürchten. Im Fortschritt der Zeit ist dies so sehr eine Sache der Gewohnheit geworden, daß man gänzlich vergessen hat, wie es eine Zeit gab, wo dies ganz anders war, und daß man sogar diejenigen Bürger für Tollhäusler halten würde, die es gegenwärtig noch wagen wollten, sich einem Kanonen park zu widersetzen. Ich rede hier, wie sich ganz von selbst versteht, nicht von der Vertheidigung solcher Festungen, in welche unglückliche Bürger bisweilen gegen ihren Willen verflochten werden; ich rede nur von Städten, die nicht durch Militär von Profession, sondern durch Bürger vertheidigt werden sollen. Solche Städte haben, seit der Anwendung des Schießpulvers auf Angriff und Vertheidigung, für ewige Zeiten ihren früheren Charakter verloren, und gerade dadurch verloren, daß das Bürgerthum in ihnen nicht mehr den doppelten Charakter des Gewerblichen und des Militärischen, sondern nur den ersteren hat.

Es muß nun aber genauer angegeben werden, was

für das Gewerbe dadurch gewonnen wurde, daß das Bürgerthum diesen doppelten Charakter verlor.

Alle menschliche Kraft wird nur dadurch recht wirksam, daß sie sich einem einigen Gegenstande zuwendet. Ist sie genöthigt, sich zwischen mehreren Gegenständen zu theilen, so richtet sie sich selbst zu Grunde; und dies erfolgt so nothwendig, daß alle gebildetere Sprachen mehr als ein Sprichwort haben, um diese Wahrnehmung auszudrücken. Es läßt sich also mit Bestimmtheit sagen, daß dem Einzelnen, wie der ganzen Gesellschaft, immer eine Wohlthat wiederfährt, so oft die Getheiltheit der Kraft zwischen mehreren Gegenständen aufgehoben und beseitigt wird. Dies aber erfolgte in jener Periode, wo sich in der Gesellschaft eine besondere Classe entwickelte, welche den Bürger von der Verpflichtung entband, künftig als Soldat zu dienen. Bis dahin zwischen Gewerbe- und Militär-Dienst getheilt, konnte dieser weder dem einen, noch dem andern ganz obliegen; und die natürliche Folge davon war, daß er sich zwischen beiden indifferenzirte, d. h. ein eben so schlechter Soldat als schlechter Gewerbsmann war. Eigentlich diente das Gewerbe nur, ihn in seiner Eigenschaft als Soldat zu beschützen: doch, wie wenig konnte es in dieser Hinsicht leisten! Armuth war die natürliche Begleiterin dieses Zustandes; denn, wenn man sich einbildet, daß die zunftmäßige Verfassung zu irgend einer Wohlhabenheit geführt habe, so befindet man sich in dem auffallendsten Irrthum. Allerdings hatte sie die Bestimmung, dies zu bewirken; allein wie sehr sie hinter derselben zurückblieb, geht schon daraus hervor, daß nur diejenigen Gewerbe, die ihren Charakter im reinsten Mechanismus haben,

sich der Zunftverfassung unterwerfen konnten, und daß sie, mit dieser, von allen größeren Gewinnen nothwendig geschieden waren. So lange dieser Zustand dauerte, fehlte es in der Gesellschaft nothwendig an allem, was Aufmunterung gewährt; so daß man mit Wahrheit sagen kann, haben die zunftmäßigen Gewerbe sich niemals besser befunden, als gegenwärtig, wo ihre Zunftmäßigkeit im höchsten Grade überflüssig geworden ist; und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil das nicht-zunftmäßige Gewerbe in seiner Totalität sie auf eine Weise beschäftigt, welche da wegfallen muß, wo jedes Gewerbe nothwendig zünftig ist. Mit Einem Worte: in dem erbunterthänigen Zustande des Gewerbes ist eine größere Theilung der gesellschaftlichen Arbeit den größten Schwierigkeiten unterworfen; und eben diese Schwierigkeiten bewirken, daß das Gewerbe am Boden kriecht und keiner Erhebung fähig ist.

Doch nicht genug, daß die, seit dem sechzehnten Jahrhundert eingeführten stehenden Heere das Gewerbe auf sich selbst zurückführten, stachelten sie es auch zu größerer Thätigkeit an. In der Natur der Sache lag, daß diese Heere nur aus den Beiträgen oder Steuern der ganzen Gesellschaft erhalten werden konnten, und daß das, was früher persönlicher Dienst für den Bürger gewesen war, sich in Gelddienst verwandelte. Alle wahre Geldwirthschaft, sofern sie von der Regierung ausgeht, ist erst seit der Trennung des Gewerbes von dem Militär-Dienst in die Erscheinung getreten; früher war dazu keine hinreichende Aufforderung vorhanden. Die Sache selbst aber hat auf eine doppelte Weise auf das Gewerbe zurückgewirkt: einmal nämlich als Antrieb zum Gelderwerb; und zweitens als das Entwicke-

lungs-Prinzip. Jenes begreift sich ohne weitere Erklärung; dieses will erläutert seyn, und folgende Bemerkung wird dazu ausreichen.

So lange sich das Gewerbe selbst beschützen mußte, konnte sich an demselben nicht mehr entwickeln, als das, was sich mit diesem unvollkommenen Zustande vertrug; und wer begreift nicht auf der Stelle, daß dies, im Großen genommen, nur die gröbsten Verrichtungen seyn konnten? Sobald hingegen eine von dem Gewerbe geschiedene bewaffnete Macht vorhanden war, welche den Schutz für alle Gewerbe ohne Ausnahme übernahm: da war nichts natürlicher, als daß neben den vorhandenen Gewerben sich hundert andere entwickelten, die, weil sie sich nicht selbst zu beschützen gebrauchten, einen höheren Charakter annehmen und so die höchste Mannichfaltigkeit in die Gesellschaft bringen konnten. Daß dies wirklich erfolgt sei, ist unendlich weniger in Zweifel zu ziehen, als daß man es in seinem ursächlichen Zusammenhange hinlänglich beobachtet habe. Dürfen die unverwerflichsten Thatsachen entscheiden, so ist man zu der Behauptung berechtigt, daß, wenn das Gewerbe sich gegenwärtig noch eben so beschützen müßte, wie es bis zur Einführung der stehenden Heere der Fall war, alle gesellschaftliche Erscheinungen, selbst mit Einschluß der Bevölkerung, sich noch eben so kund thun würden, wie im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte. Die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen ist nur gewachsen, weil sie nicht länger gewaltsam daran verhindert wurde; und wenn die Gesellschaft dadurch einen Umfang erhalten hat, der ihr in einer früheren Periode fremd war: so hat dies keinen anderen Grund, als daß sie immer nach Maaßgabe der Mannich-

faltigkeit der Verrichtungen wachsen muß. Wo keine neuen Gedanken entstehen dürfen, weil sie nur störend eingreifen würden, da stellt sich das Stationäre ganz von selbst ein; wo aber neue Gedanken vollkommen unschädlich geworden sind, weil die gesellschaftliche Ordnung von ihnen unabhängig geworden ist, da ist das Stationäre an und für sich unmöglich, und die Gesellschaft wächst in eben dem Maße an Kraft, als ihre Bedürfnisse sich vervielfältigen. Arbeit ist alsdann — Entwickelung von Kraft zum Vortheil der Gesellschaft; und was dadurch auch immer geleistet und gewonnen werden möge — die Gesellschaft allein ist die einzige Schiedsrichterin über das, was sie für nützlich und angenehm halten will.

Weiß man nun, daß das Zunftwesen der erbunterthänige Zustand des Gewerbes ist; weiß man ferner, daß und warum das Gewerbe sich in diesem Zustande nicht vervollkommnen kann; weiß man endlich, wodurch dieser Zustand nicht für heute und morgen, sondern für eine ganze Zukunft von Entwickelung verdrängt ist: so kann man alle die Fragen, welche sich auf die Beibehaltung dieser Lebensform des Gewerbes beziehen, im Grunde nur spaßhaft oder lächerlich finden. Was sich davon bis auf unsere Zeiten erhalten hat, geht unabtreiblich unter; und zwar nach demselben Gesetze, wonach es bisher dem höheren Civilisations-Grade gewichen ist. Jene inneren Verhältnisse, worin Meister, Gehülfen und Lehrlinge zu einander stehen, können und werden fortdauern; wenn gleich nicht nach den Anordnungen des Zunftwesens, welche, um den Meister große Vortheile zuzuwenden, die Lehrjahre unnatürlich ausdehnten und den Gehülfenlohn tyrannisch beschränkten. Auf gleiche Weise

werden gewisse Gewerbe, die nur in der Form von Corporationen wirksam werden können, noch lange gewisse Zunftformen beibehalten, um dadurch, wär' es auch nur aus Vorurtheil, ihre Fortdauer zu sichern; allein auch sie werden, nach und nach, dem allgemeinen Gesetze weichen müssen, das alle Gewerbe zu beherrschen angefangen hat, und sie künftig noch weit mehr beherrschen wird; ich meine das Gesetz, nach welchem Kraft und Zeit im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Wenn irgend etwas die eingebildete Nothwendigkeit der Zunftform des Gewerbes im neunzehnten Jahrhundert bestreitet: so ist es das Verhältniß der nicht-zünftigen Gewerbe zu den annoch zünftigen. Wie verschieden dies Verhältniß in verschiedenen Ländern auch seyn möge: so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß es im Durchschnitt wie $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ sei. Giebt es nun wohl einen stärkeren Beweis für die Ueberflüssigkeit des Zunftwesens bei dem gegenwärtigen Civilisations-Grade? Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte beruhete die Vortrefflichkeit des Gewerbes auf seiner Zunftfähigkeit. Dies ist jetzt so wenig der Fall, daß man in die Versuchung gerathen könnte, zu behaupten, das baare Gegentheil davon sei gegenwärtig eingetreten. Alle unsere Fabrikanten — sind sie denn nicht auch Gewerbtreibende? Und doch, wie fern ist ihnen die Zunftform! und mit welcher Leichtigkeit ordnen sie sich das zünftige Gewerbe unter! Doch nicht die Fabrikanten allein sind von der Zunftform ausgenommen; Hunderte von Gewerbtreibenden sind es nicht weniger. Unabhängig von allem, was die Zunft vorschreiben kann, vollbringen sie ihre Verrichtung, ohne irgend ein anderes Gesetz zu em-

pfinden, als dasjenige, was unmittelbar aus dem Bedürfniß der Gesellschaft hervorgeht; ihr Daseyn und ihre Fortdauer ist deshalb aber nicht weniger gesichert und ihre Gewinne sind zum Theil nur um so größer, weil sie durch keine Zunftverordnungen verhindert werden, ihrer Thätigkeit eine beliebige Ausdehnung zu geben. Je achtbarer nun das nicht-zünftige Gewerbe wird, desto tiefer muß das Zünftige in der öffentlichen Würdigung sinken.

Ich habe so eben des Gesetzes gedacht, nach welchem Kraft und Zeit im umgekehrten Verhältnisse stehen, nämlich so, daß das an Zeit gewonnen wird, was man an Kraft zulegt, und daß umgekehrt an Kraft gewonnen wird, was man an Zeit zulegt. Dies Naturgesetz aber wird für das Gewerbe von einem Jahrzehnd zum andern immer bedeutender. In den Zeiten des Mittelalters (ich meine das streng sogenannte) kam es auf nichts weniger an, als auf Zeitgewinn; und die natürliche Folge davon war, daß die Kraft sehr ebenmäßig wirkte, vollkommen mit sich selbst zufrieden, wenn sie das, was sie zu ihrem Unterhalt bedurfte, nur spärlich und mäßig gewann. Gegenwärtig hat sich dies in einem so hohen Grade umgekehrt, daß man sagen kann, es sei der Charakter fast aller Gewerbe, Zeit auf Kosten der Kraft zu gewinnen. Um in dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande fortzukommen, muß man sich tummeln; man tummelt sich aber nur in sofern mit Erfolg, als man sich auf die Kunst versteht, ein annehmliches Produkt in kürzerer Zeit und zu billigerem Preise darzustellen, als alle die, welche sich hierauf nicht verstehen. Dies ist der Zweck alles Maschinen-Wesens und alles Raffinements; und da es, im Großen genommen,

zugleich die Quelle der Wohlhabenheit und des Reichthums ist: so sieht man, wie unvermeidlich alle Diejenigen davon ausgeschlossen sind, die sich in verzögernden Bahnen bewegen. Solche Bahnen aber sind nothwendig alle Zunftformen, schon deshalb, weil sie zu einer Zeit entstanden sind, wo ganz andere Interessen galten, und wo es wesentlich darauf ankam, den bloßen Lebensunterhalt zu gewinnen, selbst mit Verzichtleistung auf alles, was das Leben verschönern und die angewendete Kraft leichter ersetzen konnte. Zu einer Zeit, wo die Gesellschaft, vermöge des errungenen Civilisations-Grades, jene sinnreiche Mechanik darstellt, welche in anhaltender Bewegung auf sich selbst zurückwirkt — zu einer solchen Zeit ist es ganz unmöglich, Zunftwesen und das, was davon herstammt, in Gang zu erhalten neben dem, wodurch es unabtreiblich verdrängt und im Schatten gestellt wird. Es zeitgemäß zu reformiren, ist ein Gedanke, welcher aufgegeben werden muß, sobald man ihn deutlich gedacht hat: denn die Zeit will nur ihr Bedürfniß befriedigen, das alles Zünftige verschmäht.

Wird demnach die Frage aufgeworfen, wie das Zunftwesen in einer Periode, welche der Gewerbefreiheit ausschließend günstig ist, von der Gesetzgebung aufgefaßt und behandelt werden solle, so scheint die Antwort mit keinen wesentlichen Schwierigkeiten verbunden zu seyn. Die Fortschritte des nicht-zünftigen Gewerbes sind allzu bedeutend und die daraus entspringenden Vortheile für das Ganze der Gesellschaft viel zu groß, als daß es Demjenigen, der mit beiden bekannt ist, auch nur im Traume einfallen könnte, das Gewerbe auf den Punkt zurückführen zu wollen, worauf es in früheren Jahrhunderten stand: bei jedem Versuch die-

ser Art würde man erschrecken vor den, zu diesem Endzweck zu überwindenden Hindernissen, und je weiter er getrieben würde, desto mehr würde man inne werden, daß sich auf diesem Wege nichts weiter gewinnen läßt, als Schwäche und Kraftlosigkeit. Sind wir aber hierüber einverstanden, so kann die Frage immer nur dahin lauten: durch welche positive Mittel beschleunigt die Gesetzgebung das gänzliche Verschwinden, den vollendeten Untergang des Zunftwesens? Allein was die Gesetzgebung in dieser Hinsicht auch leisten möge: immer bleibt soviel ausgemacht, daß sie nicht mehr leisten wird, als sich mit dem in der Zeit vorhandenen Civilisations-Grade verträgt, diesen als die Summe der Einsichten und Fertigkeiten genommen, welche einer gegebenen Gesellschaft eigen sind. Abhängig von den Entdeckungen und Erfindungen, welche innerhalb einer Periode gemacht sind, wird das Gewerbe, im Großen genommen, immer den Charakter haben, den diese ihm geben; und da die Gesetzgebung nichts über Entdeckungen und Erfindungen vermag, so vermag sie auch nichts über die Bahn, worin sich das Gewerbe bewegen soll. Der eigene Vortheil des Gewerbtreibenden ist hier der beste Schiedsrichter. Hat dieser begriffen, daß er durch Einführung einer Maschine bedeutende Ersparungen machen kann: so wird er schwerlich eher ruhen, als bis er sich in den Besitz dieser Maschine gesetzt hat, und nicht weiter danach fragen, bis zu welchem Grade seine Gewerbsverhältnisse dadurch abgeändert werden. Dies in jeder Beziehung. Die Gewerbefreiheit ist nicht dadurch entstanden, daß man ihr Verhältniß zu dem Gewerbezwange oder zum Zunftwesen erkannte; sie hat sich vielmehr in ihrer Wirklichkeit selbst gesetzt und ist als

Idee erst von dem Augenblick an wirksam geworden, wo sich, in einer Vergleichung des nicht-zünftigen Gewerbes mit dem zünftigen, die Vorzüge des ersteren auf eine unverkennbare Weise darstellten. Die Gesetzgebung wird also in dieser wichtigen Angelegenheit am sichersten verfahren, wenn sie den ganzen Ueberrest des Zunftwesens, der jetzt noch die Fortschritte des Gewerbes hemmt, seinem Schicksale gerade so überläßt, wie es bis zu dem Zeitpunkte geschehen ist, wo man zuerst erkannte, daß er hemmend und hinderlich sei. Auch scheint dies ein Entschluß zu seyn, der allenthalben, wo man über die natürlichen Gränzen der Gesetzgebung im Reinen ist, gefaßt worden.

Die, welche, von gewissen Erscheinungen getroffen, den Wirkungen der Gewerbefreiheit mißtrauen, glauben dem Zunftwesen auch dadurch das Wort reden zu können, daß sie es als eine sinnreiche Erfindung zur Sicherung des Gewerbes darstellen. Allein diese irren auf eine zweifache Weise: einmal, sofern sie nicht wissen, was im Allgemeinen das Gewerbe sichert; zweitens, sofern sie fälschlich annehmen, daß gewisse Anordnungen, wodurch die Ausübung eines Gewerbes auf eine bestimmte Zahl von Köpfen beschränkt ist, gar nicht zum Zunftwesen, sondern nur zu den fehlerhaften Polizei-Einrichtungen gehört. Das Gewerbe kann nie und nirgends auf andere Weise gesichert werden, als durch das Bedürfniß der Gesellschaft; dies ist eine so ausgemachte Sache, daß, wenn das Bedürfniß wegfällt, oder sich auch nur verwandelt, das darauf gestützte Gewerbe nothwendig zu Grunde geht; wie wir denn dies an verschiedenen Gewerben erlebt haben und an noch mehreren erleben werden. Was nun jene Anordnungen betrifft, wo-

durch die Ausübung eines gegebenen Gewerbes auf eine zum Voraus bestimmte Zahl von Köpfen beschränkt wird, so haben sie immer nur aus falschen Voraussetzungen hervorgehen können, und, sofern sie stätig wurden, nothwendig dazu beitragen müssen, daß das Gewerbe vernachlässigt wurde. Angenommen z. B. daß, bei einer Bevölkerung von 40,000, die Zahl der Kleidermacher oder auch der Schuhmacher auf 80 bestimmt worden ist, und daß diese Bevölkerung (wie es wohl geschehen kann) gegen die Erwartung des Gesetzgebers, auf 80,000 steigt: so wird, im Fall daß die Zahl der Kleider- und Schuhmacher sich gleich bleibt, ihr respektives Gewerbe allerdings zu einem Privilegium, dessen Erwerbung sogar ein Kapital voraussetzen kann. Allein das Gewerbe, als solches, wird in eben demselben Maaße vernachlässigt werden, worin es zu einem Privilegium geworden ist, und Diejenigen, welche als Kunden davon abhangen, werden nur Ursache haben, sich über die gewissenlose Betreibung desselben zu beklagen. Hierin liegt es unstreitig, daß man bei zunftmäßigen Verrichtungen nie eine besondere Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit voraussetzt, und sich, selbst in großen Städten, so geflissentlich nach Denjenigen erkundigt, die nur ein wenig kunstfertiger und gewissenhafter sind, als ihre Zunftgenossen.

Wer das Zunftwesen vertheidigt, der muß freilich die Gewerbefreiheit anklagen; auch geschieht dies nur allzu häufig von denen, welche nicht wissen, woran sie mit der Sache selbst sind. Was heißt denn aber Gewerbefreiheit? Nichts mehr und nichts weniger, als die Erlaubniß, eine, der Gesellschaft nützliche Verrichtung, von welcher Art sie auch seyn möge, zum eigenen

Vortheil auszuüben. Kann diese Erlaubniß irgend einem Mitgliede der Gesellschaft versagt werden? Wer hätte die Berechtigung dazu? wer könnte diese Berechtigung jemals erwerben? Der Ausdruck „nützliche Verrichtung" entscheidet so gebieterisch, daß sich dagegen gar nicht aufkommen läßt. „Aber — so sagen die Vertheidiger des Zunftwesens — wenn es eine unerschwerte Gewerbfreiheit giebt: so werden tausend Unberufene sich in das Gewerbe drängen, und nachdem sie mit ihren geringen Mitteln zu Grund gegangen sind, sammt ihren Angehörigen der Gemeine zur Last fallen." Allerdings! nur daß da, wo dies der Fall ist, die wahre Gewerbefreiheit noch nicht Statt gefunden hat. Diese setzt gar nicht voraus, daß jeder, der Grad seiner Geschicklichkeit, der Umfang seines Kapitals und die Beschaffenheit seines sittlichen Betragens seien welche sie wollen, zur Ausübung des Gewerbes hinzugelassen werde. Die Gesellschaft bedarf für ihre Fortdauer und Blüthe unter allen Umständen der Gewähr; und diese kann sie allein dadurch erhalten, daß sie nur Solche in sich aufnimmt, von welchen sie die Ueberzeugung hegt, daß sie ihr Leben erleichtern werden. Eine wahre Gewerbefreiheit ist also nur da begründet, wo solche Anstalten getroffen sind, daß man zur Ausübung eines Gewerbes erst dann gelangen kann, wenn man vorgeschriebene Proben von Geschicklichkeit abgelegt und hinreichende Beweise eines rechtschaffenen und geregelten Betragens gegeben hat. Wollte man sagen, dies führe gerades Weges in das Zunftwesen zurück, so würde man sich sehr irren: denn die Prüfungen, welche der freien Ausübung des Gewerbes vorangehen müssen, können ganz anderer Art seyn, als diejenigen zu seyn pfle-

pflegen, welche von Zunftgenossen veranstaltet werden. Im Uebrigen läßt sich wohl behaupten, daß das, was man bisher der Gewerbefreiheit zur Last gelegt hat, bei weitem mehr auf die Rechnung des Zunftwesens und des von ihm ausgegangenen schlotterichen Geistes gesetzt werden müsse: denn, wenn die Nicht-Zünftigkeit solche Wirkungen hervorbrächte, wie man ihr wohl zuschreibt, so würde sich gar nicht begreifen lassen, wie irgend ein unzünftiges Gewerbe bestehen könnte, wiewohl nichts gewisser ist, als: 1) daß die unzünftigen Gewerbe in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft die zünftigen, der Zahl nach, bei weitem übertreffen, nnd 2) daß sie, als solche, die an keine beengende Formen gebunden sind und dem Erfindungsgeiste freieren Spielraum gestatten, unendlich mehr blühen, als die zünftigen.

Welche Einrichtungen man aber auch treffen möge, den Fortgang des Gewerbes zu sichern: da zuletzt die ganze Persönlichkeit des Ausübenden darüber entscheidet, so wird man immer sehr viel auf diese ankommen lassen müssen; und damit wird immer in Verbindung stehen — daß man Anfängern erlaube, klein zu beginnen, um groß zu endigen. Denn man muß gar nicht glauben, daß nur Diejenigen fortkommen, denen alles erleichtert ist. Die sicherste Wohlhabenheit ist Denen beschieden, die sie zu erwerben verstehen. Um aber dies Verstehen zu erleichtern, ist vor allen Dingen nothwendig, den Gewerbtreibenden mit besseren Kenntnissen und überhaupt mit einer größeren Geschicklichkeit auszurüsten, als er bisher in der Bahn der Zunftverfassung erwerben konnte: eine Bahn, von welcher sich nachweisen läßt, daß darin alles, wo nicht auf Stümperei, doch auf Mittelmäßigkeit berechnet gewesen sei. Ohne

Schulen, welche, indem sie sich die Vervollkommnung und Veredelung des Gewerbes zum ausschließenden Ziele setzen, die Lehrjahre abkürzen und das Verhältniß der Gehülfen zum Meister von Grund aus verändern, wird für die Blüthe des Gewerbes immer nur wenig geleistet werden; haben aber solche Schulen nur erst 20 Jahre bestanden und gewirkt, dann wird sich darüber urtheilen lassen, in wiefern Zunftformen dem Gewerbe nothwendig waren, oder nicht. Irr' ich nicht sehr, so ist das Bedürfniß polytechnischer Schulen, das sich in allen civilisirten Staaten ausspricht, nächst dem Drange einzelner Gewerbtreibenden, sich durch Corporations-Statute von früheren Hemmnissen zu befreien, der allerschlagendste Beweis von der Unzulänglichkeit des Zunftwesens in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft. Und so wird denn die nächste Zukunft darthun, daß die Wirkungen der Gewerbefreiheit in jedem Betracht die umgekehrten von denjenigen sind, welche Pedantismus und die Unfähigkeit, das Bessere zu ahnen, geweissaget haben.

Es giebt noch eine besondere Rücksicht, welche die Gewerbefreiheit als nothwendig für unsere Zeiten empfiehlt; und diese ist die Mannichfaltigkeit unserer Bedürfnisse und der oft sehr schleunige Wechsel derselben. Wie manches Gewerbe, das, einen längeren Zeitraum hindurch, von dem gesellschaftlichen Bedürfniß unterstützt wurde, hat sich von demselben plötzlich verlassen gesehen! Ist nun der Uebergang von dem einen Gewerbe zum andern erschwert, d. h. stellen sich Formen entgegen, welche es mit sich bringen, daß man, um ein gesellschaftliches Daseyn zu gewinnen, in einem vorgerückten Alter sich noch einmal Zunftgesetzen unterwerfen muß: so ist ja

nichts natürlicher, als daß alle Diejenigen, welche dies nicht können, der Gemeine zur Last fallen und einen Theil des Erwerbes Anderer in Anspruch nehmen. Wie ganz anders aber steht die Sache, wenn jene Hindernisse wegfallen und jeder zum freien Gebieter über die Art und Weise, sich und die Seinigen zu ernähren, wird! Gerade dadurch unterscheidet sich der Mensch von dem Thier, daß die Natur ihm in seiner Organisation die allgemeinste Anlage zu allen möglichen Verrichtungen gegeben hat. Da nun in den gesellschaftlichen Arbeiten selbst so viel Verwandtschaftliches ist, daß der Uebergang von der einen zur andern, ohne dazwischen tretende künstliche Hindernisse, immer leicht ist: so muß auch dafür gesorgt seyn, daß dieser Uebergang sich mit Leichtigkeit vollziehen könne. Dies aber ist ein wesentlicher Theil der allgemeinen Gewerbefreiheit; und der Uebergang von einem uneinträglich gewordenen Gewerbe zu einem einträglichen, sollte um so weniger erschwert werden, weil Der, der sich dazu entschließt, auf der einen Seite immer sehr viel wagt, und auf der andern erklärt, daß er sein Leben nur durch das gewinnen will, was die Bedingung alles gesellschaftlichen Daseyns bildet: die Arbeit. In Wahrheit, die Gesellschaft konnte in jener Zeit, wo die Zunftgesetze entstanden, nur in einem sehr geringen Maße über Das belehrt seyn, was zu ihrem Wesen und zu ihrem wahren Frieden gehörte und die Bedingungen von beiden ausmachte: denn, den Uebergang von einem Gewerbe zum andern erschweren, heißt ja nichts weiter, als sich selbst eine unnöthige Last aufbürden.

Nur noch eine Bemerkung zum Vortheil der Gewerbefreiheit!

Weder Territorial-Umfang, noch Dichtigkeit der Bevölkerung geben irgend einen zuverlässigen Maßstab für die Stärke und Macht der Staaten, wie nothwendig beide auch als bloße Elemente derselben seyn mögen. Unendlich zuverlässiger ist derjenige, den man in der Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen und in den wirksamen Mitteln zur Aufrechthaltung derselben antrifft. Da nun diese Mannichfaltigkeit ohne Gewerbefreiheit nie in die Erscheinung einzutreten vermag: so geht, vor allem, hieraus hervor, wie man über den Gegensatz von Gewerbefreiheit, d. h. über Zunftwesen, zu urtheilen hat. Nur da, wo die letzte Spur des Zunftwesens verwischt ist, kann es gewerbreiche Städte und großen beweglichen Reichthum geben: Vorzüge, die ihrerseits allein geeignet sind, den Ackerbau zu einer Blüthe zu erheben, welche dieser niemals durch sich selbst gewinnen kann. Auf der andern Seite ist freilich nichts erwiesener, als daß der Grund zu einer größeren Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen, und zur Centralisation derselben in gewerbreichen Städten, in den Gesetzen gegeben seyn muß, welche den Besitz von Grund und Boden regeln; denn wo diese mangel- oder fehlerhaft sind, da wird man vergeblich auf die Entstehung eines blühenden Gewerbes rechnen.

Ueber Creditgeld und Zettelbanken.

(Beschluß.)

Die Zettelbanken sollen allerdings Geld schaffen; doch nicht, um der Staatskasse aus einer augenblicklichen, oder vielleicht gar häufig wiederkehrenden Verlegenheit zu helfen. Die Rechnung der Staatskasse muß in aller Regel völlig balanciren: thut sie dieses nicht, so muß sie das Deficit entweder durch weise Beschränkung und strenge Ordnung, oder durch erhöhete und sicher begründete Einkünfte decken. Den Zettelbanken ist dieses Bedürfniß des Staats in allen gewöhnlichen Zeiten der Ruhe fremd: fordern aber außerordentliche Begebenheiten größere Anstrengungen des Staats, so ist die Hülfe, welche diese Banken gewähren können, ohne ihren Bestand zu gefährden, jedenfalls unzulänglich.

Viel weniger sollen die Zettelbanken zur Disposition des Staats stehen, noch auch von dem letztern gegründet und für eigne Rechnung verwaltet werden. Dieses ist ohne Zweifel ein sehr schädliches Mittel zur Benutzung des öffentlichen Credits, welcher letztere weit sichere und größere Hülfsquellen hat, wenn er fest begründet und wirthschaftlich behandelt wird. Der größte, aber alles Andere überwiegende Fehler solcher dem Staate gehörigen Zettelbanken ist der Mangel an Gewähr, welche niemals genügend geleistet werden kann, sobald eine Bank aufhört, auf den Privat-Credits gegründet, und allen Creditgesetzen des Landes unterworfen zu seyn. Aus dieser einzigen Ursache haben alle Staats-Zettelbanken das öffentliche Zutrauen entbehren müssen, wovon sich die unglückliche Wirkung bei jeder ein-

tretenden Krisis durch den, schnell und immer tiefer fallenden Werth der Bankzettel äußert. Daraus entsteht denn freilich unabsehbarer Verlust, sowohl für das Volk als für den Staat, eine allgemeine Verwirrung in der Geldwirthschaft, und die Heilmittel dafür, Machtsprüche, gewaltsame Herabsetzungen des Creditgeldes und dergleichen, sind zum öftern noch verderblicher, als das Uebel selbst.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben viele und darunter sehr einsichtsvolle Männer, sich schlechthin und entschieden gegen das Creditgeld erklärt.

Herr Staatsrath von Jacob *), dessen Stimmen mit dem größten Rechte als entscheidend angesehen werden muß, sagt: „das Papiergeld ist unter allen das schlechteste, kostbarste und verderblichste Mittel, dessen eine Regierung sich in der Noth bedienen kann." Die Gründe dafür stehen in der angeführten vortrefflichen Schrift, Bd. 1. §. 766 bis 772., und Bd. 2. §. 905 bis 910., und sind vorzüglich folgende:

1) Das Papiergeld kann nur so lange seinen Nominal-Werth behalten, als Mittel vorhanden sind, es zu diesem vollen Werthe auszugeben. Dazu ist aber die unweigerliche und unbeschränkte Einwechselung zum vollen Werthe eine ganz nothwendige Bedingung.

2) Kann diese Bedingung im Frieden erfüllt werden, so wird solches in Kriegszeiten, oder bei andern außerordentlichen Begebenheiten, doch bald ganz unmöglich, und dieser Umstand ist schon allein hinreichend, dem Papiergelde seinen Nominalwerth zu schmälern.

---

*) Die Finanzwissenschaft.

3) Diesem Verluste des Credits, oder dem Sinken des Papiers unter seinen Nominal-Werth, ist keine Gränze zu setzen: es überschreitet alles, was die Combination, die Wahrscheinlichkeit oder die Rechnung erwarten läßt (weil, wie Sonnenfels sagt, der Verlust an Credit immer viel größer ist, als der Verlust an Deckung.)

4) Die Verluste, welche erfolgen, wenn das Papiergeld seinen Credit verliert, vertheilen sich auf eine höchst drückende und ungleichförmige Weise über die ganze Volksmasse, stören die Sicherheit im Verkehr, hemmen die Erwerbsthätigkeit und vernichten sogar den Privat-Credit.

5) Der Staat ist niemals im Stande, diejenigen zu entschädigen, welche durch den sinkenden Werth des Papiergeldes verloren haben: der Staat kann sie nicht einmal ermitteln, und niemand vermag, seinen Verlust zu berechnen oder nachzuweisen, weil er aus unzähligen kleinen, auf einander folgenden Theilchen besteht, die zum öftern in den Transaktionen des täglichen Verkehrs dergestalt verwickelt sind, daß sie sich durch keine Rechnung daraus absondern lassen.

6) Das creditlose Papier kann nie wieder auf seinen ursprünglichen Werth zurückgebracht, und nie, ohne große Verluste, sowohl für den Staat als für das Volk, eingelöset werden.

7) Die Einziehung des werthlosen, folglich in ungebührlicher Masse vorhandenen Papiergeldes hat

a) eine plötzliche Hemmung der Zirkulation,

b) eine Verarmung des Volks, zur Folge.

Alles dieses ist wahr und vortrefflich: ich unterschreibe es mit voller Ueberzeugung und setze noch einen Ausspruch hinzu, den Hume über alle Staats-Credit-Papiere gethan hat:

„Der Credit richtet das Volk zu Grunde, oder das „Volk vernichtet den Credit.“

Die Banken und vorzüglich die Zettelbanken als Institute des Staats zu empfehlen, oder unter irgend einer Bedingung als zulässig hingehen zu lassen, werde ich daher so wenig übernehmen, daß ich vielmehr bereit seyn würde, ihre unbedingte Verwerflichkeit zu erweisen, wenn es eines solchen Beweises noch bedürfen könnte.

Dieses hindert jedoch nicht, daß nicht eben diese Banken als Privat-Credit-Institute für zweckmäßig und wohlthätig erkannt werden sollten, wenn die Umstände im bürgerlichen Leben eines Landes, oder die Verhältnisse der Zahlmittel zur Zirkulation und dem National-Einkommen, eine Vermehrung des Geldes nothwendig machen.

Die entschiedenen Vorzüge der Privat-Banken scheinen mir aus dem Begriffe vom Credit ganz natürlich, und gewissermaßen nothwendig zu folgen; denn

1) sind sie, als Privat-Institute, so wie allen übrigen Anordnungen des Staats, so auch insbesondere den Credit-Gesetzen unterworfen. Schon allein dieses, die Ueberzeugung, daß die Banken nicht mehr und nicht weniger vom Gesetze geschützt werden, als jeder andere Schuldner, und daß es jedem Gläubiger frei stehe, die geordneten Rechtswege gegen die Bank, wie gegen seinen Nachbar, zu gehen, gewährt eine Sicherheit, der das Vertrauen zu den

Operationen der Bank und die Werthschätzung ihres Creditgeldes nothwendig folgen muß. „Wenn kein Kammergericht in Berlin wäre", ja dann freilich; — aber sicher, es ist noch da, und diese so unschätzbare Ueberzeugung beruhigt alle, indem sie jedem rechtmäßigen Anspruche die volle Sicherheit gewährt.

2) Eine jede Privat-Bank ist, sowohl in Rücksicht ihrer organischen Vorschriften, oder ihrer Statuten, als in Rücksicht auf obere Controlle, dem Staate oder dessen Oberhaupt unterworfen. Hierdurch gewinnt das öffentliche Vertrauen zwei wesentliche Stützpunkte: nämlich a, eine genaue Kenntniß von dem Umfange der Befugnisse und der Pflichten der Bank; b, eine Gewähr gegen alle Mißbräuche oder Ueberschreitung, denen durch die Oberaufsicht des Staats begegnet wird. Die Abwesenheit dieser beiden Umstände bei den Staats-Zettel-Banken ist wohl gewiß die Ursache des schwankenden Credits, der denselben zu Theil geworden ist: denn, wenn gleich den Staatsbanken ebenfalls ein Statut gegeben, und wenn gleich öffentlich bekannt wird, wie stark ihr Fonds und wie groß die Masse ihres Creditgeldes seyn soll: so weiß doch niemand, ob diese ersten Bedingungen erfüllt, und noch weniger, ob sie in der Folge beobachtet werden. Daß das Letztere nicht geschehen sei, haben leider zu viele Erfahrungen gelehrt, und auf diese hat das Publikum das allgemeine Mißtrauen gegründet, womit alle Staatsbanken betrachtet werden. Hier ist die Sache jedoch ganz anders: ein jeder kann das Vermögen der Bank nach dem Statut beurtheilen und den Werth der angebotenen Sicherheit als Unterpfand für das Creditpapier schätzen, zugleich aber die Ueberzeugung nähren, daß

in diesen Verhältnissen zum Nachtheile der Gläubiger oder Inhaber des Papiers nichts geändert werden könne. Mit dieser individuellen Sicherheit ist aber auch die allgemeine verbunden, daß der, durch Emanation der Bankzettel verursachte Zuwachs an Zahlmitteln die Zirkulation nicht überladen werde, wodurch mancherlei Uebel und schädliche Abschweifungen von einer geregelten Geldwirthschaft herbeigeführt werden können. Es ist nämlich vorauszusetzen, daß das Statut der Bank die Masse des Creditgeldes in einer Weise festgesetzt habe, die dem wahren Bedürfniß des Landes angemessen ist.

3) Die Theilnehmer an der Bank, oder ihre Actionärs haben ein persönliches und zweifaches Interesse an der Aufrechthaltung des Credits derselben. Sie sind nämlich a, als Interessenten, die natürlichen Controlleurs der Operationen der Bank, und müssen die Aufrechthaltung des Credits schon deshalb wünschen, damit weder ihr, in der Bank befindliches baares Metallgeld geschmälert, noch die, durch ihr sonstiges Vermögen geleistete Rückbürgschaft in Anspruch genommen werde. Sollten aber auch Rücksichten der Gewinnsucht hier oder da ein Uebergewicht behalten, um mit Gefahr des Credits eine größere Dividende zu erreichen: so sind doch die Actionärs, b, auch zugleich Bewohner des Landes, denen bei dem Verlust des Credits der Bankzettel ein vielfacher, dauernder und nicht zu berechnender Nachtheil unvermeidlich bevorsteht. Daß der letztere über alle Vergleichung größer seyn müsse, als der zweideutige Vortheil einer hohen Dividende, sieht Jeder, der nur einigermaßen in den täglichen Verkehr eingreift, ohne alle Rechenkunst ein, und es wird daher kein Bankinteressent über die zu

wählende Alternative zweifelhaft seyn. Demnach wird die Bank durch ihre eigenen Mitglieder gezwungen werden, alle diejenigen Vorschriften genau zu befolgen, welche derselben zur Erhaltung ihres Credits gegeben sind.

Diese Betrachtung muß auf das Publikum, wozu jene Actionärs selbst gehören, ohne Zweifel dahin wirken, daß der Bank in Rücksicht auf ihre bekannte Sicherheit und ordnungsmäßige Geschäftsführung dasjenige Vertrauen geschenkt werde, welches allein hinreicht, den Nominal-Werth des Creditgeldes zu erhalten.

4) Der Privat-Credit ist allemal weit größer und auch weit stärker, als der Staats-Credit. Der letztere ist in jedem Falle nur ein Theil des National-Credits, und hat seine Gewähr einerseits in dem ablösbaren Theile des National-Einkommens, andern Theils in der Ordnung und Zuverlässigkeit der Finanzverwaltung. Dieser Credit ist daher eigentlich personell, und die Realität, welche ihm zum Grunde liegt, ist durch die Fortdauer des Staatsverbandes in seiner ganzen Integrität bedingt.

Der Privat-Credit hingegen, oder der Credit eines Vereins begüterter Staatsbürger hat seine Gewähr nicht bloß in dem Verein, auch nicht in dem Einkommen desselben, sondern in dem Besitze oder Vermögen selbst. Dieser Credit ist demnach an eine Realität geknüpft; und da diese unter allen Umständen vorhanden bleibt, auch als Unterpfand für die gesetzlichen Ansprüche nach privatrechtlichen Bestimmungen verhaftet ist: so muß dieser Credit nicht nur größer, sondern auch stärker seyn. Mögen diese Realitäten in andere Hände kommen, ja möchte sogar das Land oder die Provinz in ihrer politischen Lage eine Ver-

Veränderung erleiden, so bleiben die privat-rechtlichen oder hypothekarischen Ansprüche daran immer in ihrem Werthe.

Großbritannien hat dieses sehr wohl erkannt, und daher, als es anfing, unverhältnißmäßig viel Creditgeld zu gebrauchen, neben der ersten Londoner Bank, welche gleichwohl auch nur eine Privat-Bank ist, eine beträchtliche Anzahl sogenannter Landbanken gestattet, oder wohl gar befördert, um den Privat-Credit zum Unterpfande für die zirkulirende Papiermasse hinzustellen, und den Credit der letztern dadurch auf eine beruhigende Weise zu consolidiren.

5) Aus eben diesen Gründen kann der Credit der Privatbanken, bei einem Kriege oder andern unglücklichen Ereignissen, niemals in eben dem Verhältnisse leiden, als der öffentliche, dessen Garantie nur in den Institutionen des Staats begründet ist.

Bei einer jeden öffentlichen Calamität wird zwar auch der Privat-Credit oftmals erschüttert, und sogar hypothekarische Verschreibungen verlieren ihren Nominal-Werth; allein diese Möglichkeit wird doch keinen Kapitalisten hindern, sein Vermögen gegen solche Sicherheiten hinzugeben. Sollten dergleichen Rücksichten in Betracht kommen, so würde bald gar kein Credit mehr Statt finden. Dieser Credit wird aber während eines Krieges nur zum geringern Theile dadurch geschwächt, daß eine Furcht vor Verlust oder doch verzögerter Zinszahlung eintritt: der wichtigere Grund zur Beschränkung des Credits liegt unter solchen Umständen in dem größern Bedürfnisse der Zirkulation und in der fortdauernd höhern Handelsrente. Diese letzten Umstände sind aber von der Art, daß sie dem Creditgelde wohl fundirter

Privat-Banken, des Bedürfnisses wegen, einen höhern Werth geben, als den Pfandbriefen.

Gesetzt auch, ein Feind hätte ein ganzes Land inne, so wird oder kann er doch nie dahin wirken wollen, den Privat-Credit zu erschüttern, ohne sich selbst die empfindlichste Reue zu bereiten. Denn eine Armee kann selbst in Feindes Landen und selbst durch die äußerste, empörende Gewaltthätigkeit nicht bestehen, wenn der Privat-Credit in demselben vernichtet ist. Dieser bleibt daher selbst in diesem Falle ungekränkt, wogegen es allerdings der Politik eines Feindes angemessen seyn kann, den öffentlichen Credit zu vernichten.

6) Die Privat-Banken haben unter allen Umständen weit mehr Mittel in Händen, den Nominal-Werth ihres Creditgeldes zu erhalten, als eine Staatsbank, und zwar vorzüglich aus folgenden Gründen:

a) Diese Privat-Institute verbreiten ihre Wirksamkeit nicht auf den ganzen Staat, sondern nur auf eine Provinz oder andern kleinern Theil desselben. Daher stehen sie dem gewerbe- und handeltreibenden Publikum näher, und können das Bedürfniß der Zirkulation, so wie das Schwanken des Credits sorgfältiger oder genauer verfolgen; sie können zeitige Maßregeln ergreifen, jenem abzuhelfen, oder diesen zu befestigen. Das Publikum aber beobachtet nicht minder das Verhalten der Bank, und spricht sein warnendes Urtheil darüber durch den Grad des Zutrauens aus, den es dem Bankgelde schenkt. So wird jeder Ausschweifung von beiden Seiten gesteuert.

b) Die Theilnehmer an der Bank unterstützen den

Credit derselben durch ihren persönlichen Einfluß und ihr Gewicht im Lande. Sie theilen dem Publikum das Vertrauen auf die Sicherheit der Bank mit, indem sie dasselbe selbst äußern: so lange die Begüterten im Lande und der größere Handelsstand kein Bedenken tragen, die Bankzettel für voll anzunehmen, ist für alle Andern im Lande schon hierin die zulängliche Sicherheit für den Werth derselben, und kein Grund vorhanden, weshalb der letztere vermindert werden sollte.

c) Die Privat-Bank hat, außer ihrem baaren Metallfonds, auch noch eine Rückbürgschaft in der solidarischen Sicherheit ihrer Actionärs. Diese Sicherheit gilt sehr viel bei dem inländischen Publikum, weil dasselbe nicht bloß den Werth derselben sehr genau schätzen kann, sondern ihn auch selbst durch die Rücksicht auf die Persönlichkeit der Aktionärs verstärkt. Wenn daher auch aller Credit im Lande geschwächt wäre, so müßte sich die Bank darin am längsten erhalten.

7) Im äußersten Falle haben die Privat-Banken auch dann noch Mittel, ihren Credit auf eine solide Weise zu erhalten, wenn er gleich im allgemeinen schwanken sollte. Sie können nämlich

a) ihre Actionärs zu neuen Beiträgen in Metall auffordern, wozu dieselben durch das Statut verpflichtet, und durch ihr eignes näheres Interesse angetrieben werden.

b) Ihre, in Zeiten der Ruhe und des geordneten Verkehrs gesammelten Ersparnisse zur Verstärkung

ihres baaren Fonds verwenden, um jeder Anforderung der Einlösung ihres Papiergeldes zu genügen.

c) Durch Veräußerung der Unterpfänder, die sie für ausgeliehene Kapitalien in Händen haben müssen, das nöthige Metallgeld verschaffen, um das Verhältniß des, in der Zirkulation befindlichen Metall- und Papiergeldes nach dem jedesmaligen Stande des Credits zu reguliren.

d) Endlich auch durch den Handel mit edlen Metallen, oder durch Theilnahme an dem großen Weltverkehr und die Benutzung ihres Credits an fremden Orten, sich die nöthigen Hülfsquellen bereiten, um die Mittel zur Begegnung unerwarteter Verlegenheiten zu besitzen.

Durch alle diese Umstände ist der Credit der Privat-Banken und ihres Papiers auf eine Weise gesichert, wobei nur eine ganz außerordentliche Reihe von Unglücksfällen oder ein ungemeiner Leichtsinn der Verwaltung bewirken könnte, denselben zu erschüttern. Diese Möglichkeit kann jedoch der Sicherheit einer wohl gegründeten Bank, oder dem Umfange und der Stärke ihres Credits keinen Eintrag thun: wer wird es einem Baumeister zum Vorwurfe machen, daß er einem Gebäude nicht die Festigkeit gegeben hat, um einem Erdbeben zu widerstehen? Durch die wirksame Hülfe einer solchen Bank kann demnach der höhere staatswirthschaftliche Zweck ohne Nachtheil oder Gefahr erreicht werden: das wichtige, und für das ganze Land höchst wohlthätige Verhältniß der Zahlmittel zur Zirkulation kann dadurch auf die angemessenste Weise hergestellt und erhalten werden, und alle Zweige der bürgerlichen Gewerbsthätig-

keit, der ganze innere Verkehr, und damit auch zugleich der größere Handel finden darin das Mittel zu einer Entwickelung, die sich bis in die äußerste Verzweigung des gesammten Volkslebens verbreitet. Dieses aber muß wohl gewiß zur Erhöhung des National-Einkommens, zum Flor des Landes und zur Erhöhung des gesellschaftlichen Wohlseyns beitragen. — Und ist nicht dieses der höchste Staatszweck?

Es wird hier, wie ich glaube, nicht der unrechte Ort seyn, wenn ich eine kurze Anwendung des bisher Angeführten auf die, kürzlich in Pommern errichtete ritterschaftliche Provinzial-Bank einschalte. Mir wird dieses nicht mißgedeutet werden können, da ich keinen Theil daran habe; ich füge aber noch die Erklärung hinzu, daß mir sowohl das Projekt bis zur Ausführung unbekannt gewesen, als auch noch gegenwärtig von der inneren Construction und dem Geschäftsumfange dieses Instituts nichts bekannt ist. Daher kann ich dasselbe nur von einem allgemeinen staatsbürgerlichen Standpunkte betrachten, und mein Urtheil darüber kann ganz allein aus den Grundsätzen hervorgehen, die ich von dem Wesen und Wirken der Banken aufzustellen gesucht habe. Dies zur Begründung meiner Unbefangenheit vorausgeschickt, bemerke ich nur noch, daß das Statut selbst durch die königliche Bestätigung zum Gesetz erhoben ist, und ich daher nichts darüber zu sagen habe.

Die ritterschaftliche Bank in Pommern hat 250 Actionärs, deren jeder 1) 4100 rtl. baares Metallgeld einlegt, und 2) mit seinem Grundbesitze und übrigen Vermögen eine solidarische Gewähr übernimmt. Diese Bank ist vom Staate nicht bloß autorisirt, sondern sie wird auch von demselben kon-

controllirt und steht unter der Oberaufsicht der höchsten Provinzial-Behörde. Das Publikum der Provinz, dem die sämmtlichen Actionärs nach ihrer Persönlichkeit und nach dem Umfange ihrer Besitzungen oder ihres Vermögens genau bekannt sind, controllirt die Bank ebenfalls, und bestimmt ihren Credit durch das Maaß des Vertrauens, welches dasselbe ihr gewährt. Das Creditgeld der Bank wird zu einem gegebenen Theile in öffentlichen Kassen der Provinz angenommen: eine Vergünstigung, deren es eigentlich nicht einmal bedarf, die aber dazu dient, dem Bankgelde einen ersten Cours zu geben, oder es in die Zirkulation zu bringen. Bald wird sich dieser von selbst einfinden, und es ist schon genug, wenn nur nicht verboten wird, das pommersche Bankgeld in den Staatskassen anzunehmen.

Nunmehr nehme man für den innern Verkehr der Bank, oder als Grundsatz ihrer Geldwirthschaft, eins von beiden an: entweder die Bank behält ihren Metallfonds als Realisations-Mittel bei sich, und giebt $1\frac{1}{2}$, $1\frac{2}{3}$, 2 oder mehr Mal so viel Papiergeld aus — oder sie benutzt $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ u. m. von ihrem baaren Fonds, sei es zu Geld-, Handels- oder Bankgeschäften, sei es zu Anleihen gegen hypothekarische Sicherheiten: so folgt in jedem Falle, daß die Bank irgend eine Masse Creditgeld in die Zirkulation bringe, wofür sie keine Deckung in baarer Metallmünze vorräthig hat.

Es ist mir nun zwar nicht bekannt, welchen der beiden angegebenen Wege die Bank wählt, noch auch, in welches Verhältniß sie ihr zirkulirendes Papiergeld gegen ihren baaren Metallfonds setzt: allein hierauf kommt

es im Allgemeinen auch gar nicht an, und es ist überdies einleuchtend, daß dieses Verhältniß nicht unveränderlich seyn könne, sondern nach dem Bedürfnisse der Zirkulation und dem Umfange des Credits, den die Bank genießt, bald größer bald kleiner genommen werden müsse. In der That ist aber die Beantwortung dieser Frage von keinem merklichen Einflusse auf das Urtheil über die Sicherheit dieser Bank; denn: 1) muß als nothwendige Grundbedingung eines jeden solchen Instituts eingeräumt werden, daß von demselben mehr Creditgeld ausgegeben werde, als baare Metallmünze vorräthig ist; nur hieraus entsteht der Bank die Möglichkeit, ihren Capitalfonds zu höhern Zinsen als die gewöhnlichen zu benutzen, folglich ihren Actionärs eine Dividende zu bewilligen, einen Sparfonds zurück zu legen, und besonders ihren höhern Zweck, die Befriedigung des Bedürfnisses der Zirkulation, zu erreichen. Wer demnach jenes nicht zugesteht, der sagt damit nur, daß er das Institut selbst nicht will. 2) muß vorausgesetzt werden, daß die Direction der Bank gründlich ermittelt habe, wie viel Zahlmittel die freie Zirkulation im Lande erfordere, und auf welche angemessenste Weise die dazu nöthigen Summen im Umlauf gebracht, oder auch, bei veränderten Umständen, wieder herausgezogen werden können.

Demnach möge die Bank sich dieses oder jenes Prinzip aufstellen, und diesen oder jenen Weg für ihre Geldwirthschaft wählen: so wird sie doch niemals ihren Credit mißbrauchen, oder das wahre Bedürfniß der Zirkulation überschreiten dürfen, und folglich wird ihre Sicherheit so wenig, wie der Nominal-Werth ihres Creditgeldes, irgend leiden können. Wenn man daher nun fragt, welches der

Erfolg dieses Instituts seyn werde: so wird die Antwort nach meiner Meinung etwa folgende seyn:

1) Die Bank wird Anfangs einige Schwierigkeit haben, ihrem Creditgelde überall im Lande eine leichte und willige Annahme zu verschaffen. Die große Volksmasse, welche mit der Natur des Geldes überhaupt ganz unbekannt ist, gelangt überall sehr langsam und schwer zu dem Begriffe von der Bedeutung des Creditgeldes, und von den Bedingungen, woran das Verhältniß des Nominal- zum Realwerthe desselben geknüpft ist. Der gemeine Mann hängt immer an dem Vorurtheile, daß ein Stück Papier unmöglich gleichen Werth mit einem oder mehreren Stükken Silber haben könne, selbst dann noch, wenn er die erfahrungsmäßige Ueberzeugung erhalten hat, daß beiderlei Geld auf gleiche Weise zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dient. Man muß sich hierin zu den Begriffen des Volks herabstimmen, und das Papiergeld nicht zu plötzlich in Umlauf bringen, auch besonders die kleinern Münzsorten darin erhalten. Nach und nach gewöhnt sich doch ein jeder an die Bankzettel, wozu es freilich sehr viel beiträgt, daß dieselben in den öffentlichen Cassen zur Bezahlung der Steuern angenommen werden.

2) Demnächst aber, wenn das Publikum sich mit dem neuen Papiergelde gehörig bekannt gemacht hat, wird die Bank im Stande seyn, eine angemessene Masse Zahlmittel, welche bisher in dem Verkehr fehlten, in Umlauf zu bringen und darin zu erhalten. Es ist dazu zwar nöthig, daß hinreichende Baarschaften vorhanden seien, um die zur Einlösung vorkommenden Bankzettel sofort gegen Münze einzuziehen: allein alle Erfahrung lehrt, daß der hierzu

nöthige Fonds verhältnißmäßig nicht bedeutend seyn darf; und wenn man die Sache etwas näher erwägt, so findet sich sehr leicht, daß der größere Theil des Papiergeldes nothwendig im Umlauf festgehalten werde, sofern nämlich die Zirkulation nicht durch übermäßige Papier-Creation überladen wird. Denn durch die Errichtung der Bank selbst ist ein Theil der vorhandenen Zahlmittel des Landes aus dem Umlaufe gezogen, welcher nothwendig dahin zurückkehren muß, und also dem Papiergelde gewissermaßen einen gezwungenen Cours giebt. Sodann ist aber vorausgesetzt, daß die Zirkulation an den bisher vorhandenen Zahlmitteln nicht genug habe, und die Bank folglich das Fehlende durch ihr Creditgeld hinein bringen soll. Auch dieser Theil des letztern wird also in den Händen des Publikums fest gehalten, und nur, wenn die Bank ein Uebriges thut, wenn sie die Zirkulation überladet, wird sie mit Anforderungen zur Realisation stärker angegangen. Hierin liegt also das Barometer des Geldverkehrs der Bank, und zugleich der Beweis, daß es nur ihre eigene Schuld ist, wenn ihr fortwährend viele Bankzettel zur Auszahlung vorgelegt werden.

3) Die Bank wird also durch die Ausgabe der für die Zirkulation mehr erforderlichen Zahlmittel Gelegenheit haben, den begüterten Grundbesitzern ein Hülfsmittel darzubieten, sich die nöthigen Betriebssummen zu verschaffen, ohne ihren landschaftlichen Credit mehr zu beschweren, oder gar in die Hände der Geldhändler zu fallen. Diese Hülfe muß aber wohl ein hohes Bedürfniß zu einer Zeit seyn, wo die Masse der zirkulirenden Zahlmittel selbst sehr gering, die Zirkulation bei allgemeiner Stockung des Verkehrs schlep-

pend ist, und zugleich die Preise aller ländlichen Erzeugnisse so sehr herabgegangen sind, daß Denen, welche sich zum Verkauf gezwungen finden, kaum der Betrag der sparsam verwandten Betriebskosten erstattet wird. Die Wirksamkeit der Bank ist demnach in Wahrheit eine Wohlthat für die Grundbesitzer, dann aber auch für die Landwirthschaft überhaupt; und dieselbe muß um so viel wichtiger erscheinen, da Pommern bekanntlich in der Urproduktion seine überwiegend größere Hülfsquellen findet.

4) Eben dadurch, daß den Gutsbesitzern annehmliche Mittel in die Hand gegeben werden, Dienste und Arbeiten zu bezahlen, erreicht die Bank den doppelten, in staatswirthschaftlicher Beziehung gleich wichtigen Zweck, die Landhaushaltung zu erhalten, mehr Arbeit im Lande zu veranlassen, und den Verkehr zu beleben. So nachtheilig es überhaupt erscheinen muß, wenn der Landwirth sich mit ängstlicher Sparsamkeit auf die unvermeidlich nothwendigen Feldarbeiten beschränken, oder wohl gar, mit Aufopferung seines wahren Interesse und des gesicherten Bestandes der ländlichen Betriebsamkeit, in einen engern Kreis zurückziehen muß: ebenso wesentlich und wichtig ist es für die gesammte National-Wirthschaft, wenn der Gutsbesitzer Muth und Kräfte hat, sich mit freierer Umsicht über den ganzen Umfang seiner Besitzung zu verbreiten, und der künftigen Verbesserung derselben mit ruhiger Hoffnung die nöthigen Opfer zu bringen. Von welchem Einflusse dieses für den ganzen Staat, und ganz besonders für Pommern ist, wo noch ein so weites Feld, sowohl für die Landwirthschaft als für alle übrige Zweige der Betriebsamkeit, offen vor Augen liegt, wird nicht nöthig seyn, näher zu erörtern. Wer diese Pro-

vinz irgend kennt, kann darüber nicht zweifelhaft seyn, und eben so wenig Bedenken tragen, ob die Mittel zur Verbesserung aller Gewerbe zunächst in die Hände der Gutsbesitzer gebracht werden müssen. Denn

5) der Arbeitslohn, den der Tagelöhner und Handwerker zum Behuf der ländlichen Bewirthschaftung erwirbt, bleibt gewiß nicht in seinen Händen liegen, sondern geht unverzüglich zum Bäcker, Brenner, Schuster, Schmied u. s. w. über, und die, auf Verbesserung der Cultur des Bodens verwandte Geldmasse destillirt sich sehr bald durch alle Classen der Gewerbe. Dadurch belebt sich nothwendig der innere Verkehr: viele erhalten Geld in Händen, und weil in jeder Hand eine Arbeit oder eine Dienstleistung bezahlt wird, so entsteht in allen Classen der Bevölkerung mehr Erwerb, mehr Wohlseyn; man kann alsdann den erfreulichen Ausspruch thun: das Land bessert sich. Eine solche Erscheinung ist allenthalben der Zweck der Staatswirthschaft: in Pommern aber, dessen nächstes Interesse die Cultur des Bodens ist, in welchem diese Cultur, und mit derselben alle Gewerbe in der That das dringendste Bedürfniß haben, dem durch Lage und Zeitverhältnisse entstandenen sehr nachtheiligen Stande der Dinge auf andere Weise abzuhelfen — in diesem Lande ist es gegenwärtig als eine wichtige Wohlthat anzusehen, wenn Mittel dargeboten werden, wodurch die allgemeine Lähmung der Gewerbe gehoben wird.

6) Aus dem mehr oder weniger constanten Verhältnisse des Angebots zur Nachfrage, oder der Concurrenz auf dem Geldmarkte, wird die Bank sich leicht von dem Bedürfnisse der Zirkulation und von dem Vertrauen des Pu-

blikums überzeugen. Beobachtet dieselbe daneben das Barometer ihres Creditgeldes, oder die Anforderungen zur Einlösung, so ist ihr in den Resultaten dieser Beobachtungen alles gegeben, was dazu erfordert wird, die Geldwirthschaft des Landes in ein wohlthätiges Gleichgewicht mit den Bedürfnissen der Gewerbe und des Verkehrs zu setzen. Die Bank ist also ein wesentlicher Hebel für die zeitgemäße und stetige Aufnahme der allgemeinen Betriebsamkeit und für die Vermehrung des National-Einkommens: sie erreicht demnach einen der wichtigsten Zwecke, welche der Staatswirthschaft vorliegen können.

7) Sollten sich auch die äußern, politischen Verhältnisse des Landes zu irgend einer Zeit trüben, so können der Bank dennoch die Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts der Zirkulation und ihres eigenen Credits nicht fehlen. Als einem Privat-Credit-Institute würde ihr selbst ein Feind, der das Land beträte, nicht verderblich seyn können, und sie hätte es, selbst in diesem unglücklichsten Falle, nur mit denjenigen Dispositionen zu thun, welche die Erhaltung ihres Credits nach Maßgabe des Standes der Geldwirthschaft im Lande angemessen erscheinen mögen. Dazu könneu ihr aber die Mittel nie abgehen: denn

a) hat sie inmittelst, während der Zeit der Ruhe, Ersparnisse gesammelt, welche sie jetzt benutzen kann, um der Zirkulation auszuhelfen oder auch einen Theil ihres Creditgeldes aus dem Umlaufe zu ziehen. Es ist zwar gewiß, daß das Bedürfniß der Zahlmittel während eines Krieges größer ist, als zu anderer Zeit, und daher viel wahrscheinlicher, daß die Bank in einem solchen Falle mehr Geld in die Zirkulation

zu bringen suchen müßte, und daß sie daher gar nicht darauf zu wirken haben würde, das Creditgeld zu vermindern. Da indessen ein jeder Credit in solchen Zeiten der Unruhe schwankt, und auf der anderen Seite das Bedürfniß baarer Metallzahlungen größer ist und häufiger wieder vorkommt: so muß eine jede Bank das Verhältniß ihres Realisations-Fonds zu der Masse des zirkulirenden Papiergeldes im Kriege stärker halten, als zu andern Zeiten. Wäre dieses Verhältniß im Frieden z. B. wie 1 zu 4, so wird es während eines Krieges vielleicht wie 1 zu 2 seyn müssen, und die Bank wird daher entweder die Masse ihres Creditgeldes bis auf dieses Verhältniß herabbringen, oder ihren Metall-Fonds bis zu demselben erheben. Daß der letztere Weg dem wahren Bedürfnisse der Zirkulation am angemessensten seyn werde, scheint mir nicht zweifelhaft, und die Bank wird daher ihre Ersparnisse hierzu vorzugsweise benutzen können.

b) Die Bank kann hierzu ferner ihren eigenen Credit benutzen, indem sie z. B. eine Deposito-Casse bei sich einrichtet, oder eine Anleihe eröffnet, um entweder ihr Creditgeld einzuziehen, oder ihren Metall-Fonds zu verstärken, oder indem sie sich durch eigentliche Bankgeschäfte in den Gebrauch der nöthigen Baarschaften setzt. Hat die Bank ihren Credit nur gut und solide begründet, so wird sie denselben auch selbst in bedenklichen Zeiten länger, als ein einzelner Privatmann, und viel länger als der Staat den seinigen, erhalten, schon aus dem einzigen Grunde, daß dem

ganzen Lande mehr oder weniger unmittelbar an diesem Bank-Credit gelegen seyn muß, und selbst ein Feind ihn ehren wird.

c) Die Bank kann aber auch über alle die Unterpfänder, welche sie von ihren Schuldnern in Händen hat, nach ihrem Bedürfnisse disponiren, es mögen nun diese Unterpfänder in Handelspapieren, Pfandverschreibungen oder andern Sicherheiten bestehen. Sie hat es daher für den äußersten Fall immer in ihrer Gewalt, sich gewissermaßen, oder für eine Zeit lang, aufzulösen, ihr gesammtes Creditgeld einzuziehen und die Zirkulation auf bloße Metallzahlungen zurück zu führen, wo sie sich vor dem Entstehen der Bank befand. Diese Maßregel würde zwar zu großen Verlegenheiten im Verkehr führen; allein die Bank selbst würde gesichert seyn, indem sie jedem das Seinige zurück stellte, und sich für die Dauer einer bedenklichen Zeit in Ruhestand versetzte. Daß die Bank sich diesen äußersten Schritt stets vorbehalte, wird ohne Zweifel ein Gegenstand für die Verwaltung derselben seyn, den sie niemals aus den Augen verlieren darf; und die Ueberzeugung des Publikums, daß diese mögliche Maßregel im Falle der Noth wirklich ergriffen werden könne, muß das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Bank und ihren Credit weit mehr befestigen, als die glänzendsten Operationen es zu thun vermögen.

Bei diesen gesicherten Erfolgen des Bank-Instituts muß die Wirksamkeit desselben von dem wohlthätigsten Einflusse auf die Landhaushaltung, die Gewerbe, den innern

Verkehr und das ganze Land seyn. Wir haben also alle, nahe oder fern, Ursache, das Gedeihen dieses Instituts zu wünschen, und hierzu wird bei der soliden Basis desselben nichts weiter erfordert, als daß das pommersche Publikum der Thätigkeit dieser Provinzial-Bank mit Vertrauen entgegen komme. Es würde mich gewiß freuen, wenn der gegenwärtige Aufsatz zur Erweckung oder Verstärkung dieses Vertrauens etwas beitragen könnte.

Außer den gegründeten Bedenklichkeiten, welche der Hr. Staatsrath v. Jacob gegen das Papiergeld, sofern es den Staats-Credit zur Gewähr hat, äußert, und außer den Vorwürfen, womit Hume alles Creditgeld ohne Unterschied, so wie denn freilich auch häufig ohne Grund, überschüttet, werden der Einführung des Papiers noch andere Bedenken entgegengesetzt, welche dadurch nicht gehoben werden, daß sie von Privat-Banken ausgehen. Es wird daher wohl angemessen seyn, die erheblichsten dieser Erinnerungen hier kurz anzuführen, und, so viel ich vermag, zu würdigen.

1) Man behauptet, daß das Papiergeld neben dem Metallgelde in der Zirkulation eines Landes den Preis aller Arbeiten und Erzeugnisse erhöhet. Um diesem Vorwurfe, der von Wichtigkeit zu seyn scheint, seine Bedeutung zu geben, wird es nöthig seyn, denselben einigermaßen in seine Bestandtheile zu zerlegen. Diese sind vorzüglich folgende: a) das Papiergeld vermehrt die Masse der Zahlmittel; b) diese Vermehrung überladet die Zirkulation; c) aus der Ueberladung entsteht eine Geringschätzung des Geldes, folglich eine Erhöhung der Preise aller Dinge; d) die Preiserhöhung ist schädlich.

Der erste dieser Sätze kann nicht nur unbedenklich zugestanden werden, sondern ich füge noch hinzu, daß die Vermehrung der Zahlmittel im Lande gerade der wichtigste Zweck ist, den das Creditgeld erreichen soll. Hierüber habe ich mich in der vorhergegangenen Betrachtung so ausführlich geäußert, daß es hier genügen wird, mich auf das Gesagte zu beziehen. Der zweite Satz hingegen ist nur in sofern einzuräumen, als man damit die Möglichkeit andeuten will, daß die Zirkulation durch das Papiergeld überladen werden könne, und dann muß doch noch hinzugefügt werden, daß eben diese Ueberladung auch durch jedes andere Geld hervorgebracht werden könne. Daß dieses aber wirklich geschehen werde, folgt ganz und gar nicht.

Was heißt es denn eigentlich: die Zirkulation ist überladen? So lange die im Lande befindliche Masse der Zahlmittel dazu dient, durch die ganze Bevölkerung von Hand zu Hand herum gezählt zu werden, um in jeder Hand ein Bedürfniß vorzustellen oder zu befriedigen, so lange also dieses Geld als signum repraesentativum aller Arbeiten und Erzeugnisse wirklich seine Anwendung findet, kann man nicht sagen, daß die Zirkulation dadurch überladen sei. Auch dasjenige Geld, welches als Ueberschuß aus dem Erwerbe oder dem Einkommen der Einzelnen aus der Zirkulation abgelöset, erspart, und als reproduktives Capital angewandt wird, ist nicht als ein solcher Theil der vorhandenen Geldmasse anzusehen, durch welchen die Zirkulation überladen ist. Denn dasselbe Geld, welches in der Hand des Ersparenden die Eigenschaft eines reproduktiven Capitals erhielt, kehrt in die Zirkulation zurück, sobald es Dem anvertraut worden ist, der es zum Betriebe seines

Gewerbes braucht. Nur erst dann, wenn solche Capitalien keine Abnehmer finden, wenn in den Händen der Bevölkerung Geld hängen bleibt, nachdem alle Bedürfnisse befriedigt worden, läßt sich gewissermaßen sagen, daß die Zirkulation überladen sei.

Will man nun auch einen solchen Zustand der Geldwirthschaft im Lande annehmen, so muß man doch auch zugleich einräumen, daß derselbe nicht lange dauern kann. Denn, der reiche Mann, welcher jährliche Ersparungen macht und zu Capital schlägt, wird entweder suchen, diese Capitalien außerhalb Landes unter zu bringen, oder er wird sein überflüssiges Geld zu neuen Anlagen, zu Bauten, zu Erweiterung eines Gewerbes u. s. w. anwenden, wodurch es als Lohn von Arbeiten und Dienstleistungen wieder in die Zirkulation gelangt. Im ersteren Fall ist es offenbar, daß der Abfluß solcher Capitalien außerhalb Landes das Gleichgewicht zwischen den übrigen Zahlmitteln und der Zirkulation bald wieder herstellt, und daß die gefürchtete Ueberladung nur eine vorübergehende Erscheinung ist. Zugleich wird dieselbe unfehlbar zunächst bei der Bank bemerkt, der mehr, als gewöhnlich, Creditgeld zur Realisation vorkommt, weil die außer Landes gehenden Capitalien nothwendig in Metall abgeführt werden. Es entsteht also nicht bloß eine Verminderung der Zahlmittel im Lande, sondern auch des umlaufenden Creditgeldes, und das Verhältniß des letztern zum gemünzten Metall bleibt mehr oder weniger unverändert. Es ist also jedenfalls nicht das Papiergeld, welches die Ueberladung der Zirkulation bewirkt. Im zweiten Falle geschieht gerade das Wünschenswertheste, was durch die Geldkräfte eines Landes bewirkt werden kann: es wird

mehr Arbeit erfordert, mehrern Menschen Lebensunterhalt dargeboten, die Zirkulation erweitert, und daher gerade der höchste Zweck der Staatswirthschaft, die Vermehrung und Verbesserung des Volkslebens, befördert. Auch auf diesem Wege findet das überschüssige Geld seine Anwendung und die Ueberladung der Zirkulation, wenn eine solche Statt fand, verschwindet wieder.

Dem Ausdruck: die Zirkulation ist überladen, liegt also ein dunkler und unbestimmter Begriff zum Grunde, der bei näherer Betrachtung seine Substanz verliert. Man könnte allenfalls sagen: es ist zu viel Geld im Lande, aber nicht: es ist zu viel in der Zirkulation. Denn nur das Geld, welches, als allgemeines Tauschmittel aller Arbeiten und Erzeugnisse, eine wirkliche Anwendung findet, kommt in die Zirkulation; es kann folglich gar nicht mehr hinein kommen, als gebraucht wird, und das mehr vorhandene Geld gehört niemals dazu. Es liegt aber in jenem Ausdruck noch ein anderer, ebenfalls verworrner Begriff von der Werthschätzung des Geldes, der an sich gar nicht dazu gehört. Man sieht nämlich das Geld als eine Waare an, deren Menge den Grund zur Werthsbestimmung der Dienste und aller Bedürfnisse enthält, und schließt so: „weil jetzt mehr Geld im Lande ist, als früher, so muß alles theurer seyn, und der Grund der Theuerung liegt daher in der Menge des vorhandenen Geldes." Das Fehlerhafte dieses Schlusses fällt in die Augen: die Erscheinung aber, worauf er sich stützt, ist die entfernte Folge der Verbesserung der National-Wirthschaft und des Wohlseyns im Volke. Ich werde diesen Gegenstand in der hier sogleich folgenden Betrachtung etwas näher erläutern.

Der dritte Satz: daß aus der Ueberladung eine Geringschätzung des Geldes und eine Erhöhung des Preises der Dinge entstehe, fließt aus derselben Quelle der unbestimmten Begriffe vom Gelde und seines Einflusses auf die Zirkulation.

Das Geld ist ein allgemeines Zeichen des Werths aller Dinge, und hat daher keinen eigenthümlichen, sondern nur einen conventionellen Werth. Erst, wenn das Geld in einem Volke herum gezählt, und in jeder Hand ein Befriedigungsmittel für irgend ein Bedürfniß wird, erst dann erhält das Geld einen repräsentativen Werth, und die, auf diese Weise überhaupt herausgezählte Masse giebt einen Ausdruck für den Umfang der Befriedigungsmittel aller in einem Volke vorkommenden Bedürfnisse. (Dies ist, was in der Anmerkung pag. 242. durch das Produkt c. g. vorgestellt worden.) Wie viel solcher Werthzeichen aber erfordert werden, um ein gegebenes Bedürfniß zu befriedigen, oder, mit anderen Worten, welchen Preis die Dinge haben, ist hierbei noch nicht von directem Einflusse. Denn je größer die, im allgemeinen Austausch herum gezählte Masse, oder bestimmt zu reden, je größer das Produkt wird, welches aus der Multiplikation der Masse der Zahlmittel mit der Anzahl der Herumzählungen entsteht, desto größer muß die Zahl oder Concurrenz der Käufer, desto vielfacher die Gelegenheit zur Arbeit, desto häufiger die Nachfrage nach Erzeugnissen der Natur oder Kunst, und desto größer die Zahl der Bedürfnisse des Lebens oder des Wohlseyns im Volke seyn. Aus der Verbindung dieser Ereignisse bestimmt sich der Preis der Dinge, und dieser Preis ist daher nicht das Ergebniß der Menge der

vorhandenen Zahlmittel, sondern der Ausdehnung und Geschwindigkeit der Zirkulation. Die Vermehrung oder Verminderung der Masse der Zahlmittel dient an sich selbst nicht zur Veränderung der Preise, sondern nur in sofern, als sie die Erweiterung und Beschleunigung der Zirkulation möglich macht und erleichtert. Diese aber ist das nothwendige Ergebniß der Zunahme der Bevölkerung und der Vermehrung der Lebensgenüsse, d. h. der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes und der Fortschritte der Cultur eines Volks. „Es wäre in der National-Wirthschaft etwas ganz Unerhörtes," sagt Arth. Young *), „wenn nicht der Preis aller Arten von Bedürfnissen nach Maaßgabe der anwachsenden Reichthümer, die aus dem blühenden und ausgebreiteten Verkehr und Handel entstanden sind, erhöhet worden wäre." Die Schlußfolge, welche dem hier in Rede stehenden Satze zum Grunde liegt, muß also, um wahr zu seyn, umgekehrt werden: die Vermehrung der Bevölkerung, und die Zunahme der Lebensbedürfnisse vermehrt die Nachfrage, oder erweitert und beschleunigt die Zirkulation, und hieraus entsteht: a) eine Erhöhung der Preise der Dinge; b) ein Bedürfniß vermehrter Zahlmittel, damit keine Nachfrage unbefriedigt bleibe, oder die Zirkulation nicht in Stocken gerathe. Das letztere bewirkt einen Mangel an Beschäftigung, an Arbeit, woraus die Herabsetzung der Preise der Dinge, aber auch die Verarmung des Volks, das Zurückgehen desselben in der Cultur folgt. Die Vermehrung der Zahlmittel dient also ganz eigentlich nur zur Erleichterung der Zirkulation, d. h.

*) Political arithmetic. B. I — 6.

dazu, die Nachfrage und das Angebot aller Arbeiten und Dienstleistungen im Gleichgewicht zu erhalten: sie ist die nothwendige Folge und zugleich die Bedingung der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, folglich durchaus wohlthätiger Art. Eine große Masse Geld kann aber keine Zirkulation hervorzaubern: fehlen Arbeit und Bedürfnisse, Angebot und Nachfrage, so fehlt dem Gelde seine Anwendung, folglich die wesentliche Bedingung seines Werths.

Die Behauptung: „das Geld wird nicht geachtet, es hat keinen Werth," ist eine von den vielen Gemeinsprüchen, womit man sich im täglichen Leben herum treibt, um den Mangel eines reifen Urtheils zu bedecken. Das Geld hat überall nur den Werth, daß dafür Bedürfnisse jeder Art eingetauscht werden können. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse ist das Ziel des Strebens aller Menschen, und weil in policirten Staaten das Geld hierzu das Mittel ist, so giebt ihm dieses, und dieses allein, einen Werth. Da nun ferner die Zahl der Bedürfnisse keine Gränze hat, indem aus der Befriedigung des einen stets ein neues hervorgeht: so liegt es in der physischen Natur des Menschen, unbedingt das ganze Maaß der Mittel zu haben, alle Wünsche, alle Bedürfnisse zu befriedigen. Wie viel von diesem Mittel für die Erwerbung eines gegebenen Gegenstandes erfordert wird, gehört nicht in den Kalkul, sondern nur die Frage: ob die vorhandenen Mittel ausreichen, und wie sie vertheilt werden müssen, um alle Wünsche zu erfüllen? Hieraus entsteht die Vergleichung zwischen dem Werthe des Bedürfnisses und der Menge des Geldes, welches zur Erwerbung desselben erfordert wird — das ist, was man gewöhnlich den Preis nennt, und den man

man nach eben dieser Vergleichung hoch oder niedrig schätzt. Wenn nun zwei Menschen, bei gleichen Bedürfnissen oder Wünschen, ungleiche Geldmittel haben, so ist es offenbar, daß die Frage, wie die letztern zur Befriedigung der erstern vertheilt werden müssen? von beiden nicht gleichförmig beantwortet werden könne. Der Reichere wird mit eben dem Rechte mehr Geldmittel für einen Gegenstand seiner Wünsche anbieten, womit der minder Begüterte weniger für statthaft halten muß. Beides ist das Resultat der richtigen Rechnung, welche die Aufgabe löset: wie viel Geld kann für Einen Gegenstand gegeben werden, wenn alle mit einer gegebenen Geldmasse erworben werden sollen? Kann man wohl deshalb den ersten einen Verschwender, oder den andern einen Knicker nennen? Und wenn auch die Betrachtung der Abstufungen hinzu kommt, in welchen die Bedürfnisse des Lebens oder der Bequemlichkeit nach ihrer größern oder geringern Dringlichkeit stehen, so kann doch derjenige kein Geldverächter genannt werden, welcher sich Dinge des Ueberflusses oder sogar der Ueppigkeit anschafft, während ein Anderer nur auf die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse denken darf. — Es giebt allerdings Verschwender, Personen, welche in der That das Geld nicht achten, welche sich 3 Monate des Jahres in Seide kleiden und nur von Trüffeln oder Vogelnestern leben, während sie die übrigen 9 Monate in Lumpen gehen und an einer Brodrinde nagen; allein diesen Menschen ist jene Vergleichung des Werths ihrer Bedürfnisse und der Menge ihres Geldes unbekannt, daher sie auch die Rechnung nicht anstellen können, welche den Maßstab für den Preis abgiebt, den sie bewilligen dürfen. Das sind die Ausnah-

men: vielleicht sind sie zahlreicher, als sie wohl seyn sollten; allein sie geben doch nicht die Regel, wonach die Denkart einer ganzen Bevölkerung zu beurtheilen ist.

Den vierten Satz endlich: die Preiserhöhung ist schädlich, werde ich schon in dem Vorhergegangenen als beantwortet ansehen dürfen. Die Erhöhung der Geldpreise aller Arbeiten und Erzeugnisse ist die nothwendige Folge einer erweiterten und beschleunigten Zirkulation, und diese ist das Ergebniß des verbesserten gesellschaftlichen Zustandes. Ist dies letztere etwas Gutes und Wünschenswerthes, so ist die Erhöhung der Geldpreise aller Dinge, als eine Erscheinung davon, etwas Erfreuliches. Die Dinge selbst behalten ihren Werth: derselbe ist ihnen eigenthümlich, und alle andere Schätzung ist relativ.

2) Ferner behauptet man, daß die **Vermehrung der Zahlmittel den Zinsfuß herabtreibe**. Diese Behauptung ist nach meiner Meinung, theils nicht begründet, theils kein Vorwurf.

Das Vermögen, der Reichthum, das baare Geld sammelt sich zwar unter allen Umständen in einzelnen Händen, in denen es als reproduktives Capital erscheint; allein es kehrt in die Zirkulation, aus welcher es durch Ersparnisse abgelöset wurde, zurück, so lange es für die Gewerbe, den innern Verkehr und Handel nöthig ist und eine nützliche Anwendung findet. Die Capital-Rente richtet sich, wie der produktive Werth eines jeden Dinges, nach der Größe des Bedürfnisses, oder der Nutzbarkeit desselben, und wenn die Gewerbe und der Verkehr fortdauernd zunehmen, die Capitalien aber unverändert bleiben, oder keine größere Masse von Zahlmitteln in den Umlauf ge-

bracht wird, so muß die Nachfrage nach Capitalien zunehmen. Aus dieser Concurrenz entsteht die Erhöhung der Capital-Rente, welche so lange zunehmen kann, bis dieselbe den produktiven Werth des Capitals gleich kommt. Dann stocken die Gewerbe, weil niemand umsonst arbeiten will, und es entsteht ein Stillstand in der National-Oekonomie, welchem die rückgängige Bewegung sogleich folgt. Die Geschichte der Geldwirthschaft des Mittelalters liefert einen ungemein lehrreichen Beweis hiervon: ungeachtet des päbstlichen Verbots mußten die Geldbedürftigen doch 10, 12 und mehr Prozente geben, welche unter einen fingirten Verkauf versteckt wurden, wovon die Folge war, daß die Käufer in den Besitz der Unterpfänder kamen, und alle Gewerbtreibenden verarmten. In dem Maße aber, in welchem die indischen Expeditionen gelangen, und sich die dadurch erworbenen edlen Metalle über Europa verbreiteten, lebten Gewerbe und Handel wieder auf, und die Capital-Rente fiel auf den Stand zurück, der den Gewerbtreibenden aller Art verstattete, fremde Capitalien mit eigenem Nutzen zu verwenden. Seit dieser Zeit haben sich die Zahlmittel in Europa stets gemehrt. Der Herr von Humboldt berechnet, daß in dem Jahre $17\frac{63}{77}$ an 1600 Millionen Livres aus Amerika in Lissabon und Cadiz eingeführt, und ferner, daß in den Jahren $18\frac{01}{22}$ aus Amerika und Nord-Asien an 62 Millionen Thaler nach Europa gebracht worden. Von diesen Summen ist ungefähr die Hälfte wieder nach Asien ausgeführt, theils auf dem Wege um das Cap, theils über Astrachan und durch den levantischen Handel, so daß in den angeführten Zeiträumen doch etwa 270 Millionen Thaler mehr eingebracht sind. In eben dieser Zeit

haben die europäischen Bergwerke ungefähr 9 Millionen Thlr. gegeben, und demnach wären beinahe 280 Millionen Thlr. mehr in die Zirkulation gekommen. Allein die Capital-Rente ist nicht merklich geändert worden: ein Beweis, daß die angegebene ansehnliche Masse von Zahlmitteln von den Gewerben benutzt, und in der Zirkulation fest gehalten worden ist. In den Jahren 1796 bis 1816 wurde die Masse der Zahlmittel in England um $\frac{1}{3}$ vermehrt und gleichwohl stieg die Capital-Rente in dieser Zeit so sehr, daß das Ministerium mehrere Male veranlaßt wurde, durch die Operationen der Tilgungs-Casse auf die Herabsetzung derselben zum Besten der Landwirthschaft hinzuwirken. In den Jahren $18\frac{20}{22}$ hingegen wurde eben dieselbe Masse von Zahlmitteln durch Einziehung der Bankzettel bedeutend vermindert, und gleichwohl fiel die Capital-Rente fortwährend. Zugleich — es verdient hier bemerkt zu werden — wurde die Arbeit in allen Fabrik-Städten sehr beschränkt, sehr viele Menschen wurden brodlos, und der gewöhnliche Arbeitslohn sank fortwährend.

Diese Erfahrungen berechtigen nun wohl zu dem Schlusse, daß die Menge der, im Lande vorhandenen Zahlmittel an sich auf den Zinsfuß nicht einfließt, sondern das Verhältniß derselben zum Bedürfnisse der Zirkulation. „Das Geld," sagt Herr Geh. Rath Nebenius, „hat, außer dem Gebrauche als Tauschmittel, noch einen andern Werth, als reproduktives Capital *)." Als letzteres constituirt es sich zwar fortwährend in dieser oder jener Hand, wird aber auch gleichzeitig durch dieses oder jenes Gewerbe wieder

*) Der öffentliche Credit, Cap. 3.

aufgelöset, sofern es nämlich darin seine Anwendung finden kann, d. h. sofern die Zunahme der Gewerbe oder die Erweiterung und Beschleunigung der Zirkulation mit der Vermehrung der Zahlmittel in gleichem Verhältnisse bleiben. Aendert sich dieses Verhältniß, so ändert sich auch das Bedürfniß der Zahlmittel und zugleich der nutzbare Werth der Capitalien.

Es ist gleichwohl nicht zu leugnen, daß eine unverhältnißmäßige Masse von Zahlmitteln, welche plötzlich in die Zirkulation gebracht würde, und darin festgehalten werden sollte, den Zinsfuß zum Nachtheil der Capitalisten über Gebühr herabdrücken könnte. Dieses scheint man besonders bei Entstehung der Zettelbanken zu fürchten; und darauf mag vorzüglich die hier betrachtete Behauptung gestützt seyn. Allein es wird auch aus dem, was ich schon früher über die Geldwirthschaft solcher Banken bemerkt habe, zur Genüge erhellen, daß eine solche unverhältnißmäßige Masse von Creditgeld nothwendig sehr bald zur Bank zurückkehren muß, und die letztere zur verdienten Strafe ihrer Voreiligkeit und Gewinnsucht in die Verlegenheit setzen wird, eine größere Summe von Bankzetteln einzulösen, als ihre baare Deckungsmittel verstatten.

Daß der Zinsfuß auf einer mäßigen Höhe erhalten werde, ist der gesammten National-Wirthschaft so vortheilhaft, daß darüber wohl nur Eine Stimme seyn kann. Die Maaßregeln, welche hierzu mit Erfolg angewandt werden, kann daher kein Vorwurf treffen, und sofern eine angemessene Vermehrung der Zahlmittel hierzu das Zweckmäßigste und Wirksamste ist, muß dieselbe ohne Zweifel als heilsam angesehen werden. Es ist sehr vieles gesagt,

vorgeschlagen und versucht worden, um die Capital-Rente so niedrig zu halten, als die Beschaffenheit der Gewerbe eines Landes erfordert; man hat sogar das unwirksamste Mittel, eine gesetzliche Bestimmung des Zinsfußes angewandt: allein die Erfahrung hat gelehrt, daß der Zinsfuß von keinem Gesetze, und keiner Finanz-Operation, sondern lediglich von dem Bedürfnisse der Gewerbe und des Verkehrs abhängt. Wenn also die Vermehrung der Zahlmittel diesem Bedürfnisse abhilft, wenn sie eben dadurch den Zinsfuß auf den angemessenen Stand bringt und erhält: so ist hierauf kein Vorwurf zu gründen, sondern die Maßregel ist vielmehr gut zu heißen.

Welche Höhe aber der Zinsfuß haben dürfe und könne, um beiden Theilen zu genügen, läßt sich freilich nicht allgemein sagen, weil dieses von der Ausdehnung und dem Standpunkte, worauf sich die Gewerbe befinden, sodann auch von ihrer Intensität und Produktivität, abhängt. Wenn in einem Lande der Acker das dritte oder vierte Korn, in einem andern das achte oder neunte giebt, so ist es offenbar, daß die Landwirthschaft in dem erstern nicht eben die Capital-Rente tragen kann, welche dieselbe im letztern unbedenklich bewilligt. Eben so verschieden ist der Nutzertrag aller übrigen Gewerbe, und so muß es auch die von denselben zu gebende Capital-Rente seyn. Daher kann ein Capital in einem Lande zu 3, in einem andern zu 5 pr. Ct. stehen, beides auf gleiche Weise angemessen, und es könnte eben so unrecht seyn, die 3 procentige Rente heben zu wollen, als die 5 procentige herabzusetzen. Wo aber die Rente auf 5 steht, während die Gewerbe nur 3 tragen können, da ist es

heilsam, durch Vermehrung der Zahlmittel die drückenden Verhältnisse der Gewerbe zu erleichtern.

3) Das Papiergeld, sagt man, bewirkt einen Abfluß des Metallgeldes ins Ausland, und Hume setzt in seiner bekannten Sprache hinzu: „die heutigen Politiker bedienen sich des einzigen Mittels, wodurch Geld aus dem Lande weggeschafft werden kann, nämlich des Papier-Credits."

Die Möglichkeit, durch Creditgeld eine gegebene Masse von Metall aus der Zirkulation abzulösen, ja sogar alles Metall daraus zu verdrängen, kann nicht geleugnet werden; denn mehrere europäische Staaten geben die Beweise dazu her. Nach den oben mitgetheilten Angaben der brittischen Oekonomisten, hat England in der Periode des letzten Krieges mehr als die Hälfte seines Metallgeldes aus der Zirkulation verloren, und ist dadurch in dieser Zeit gewiß nicht reicher geworden. Dieser Verlust ist durch die Vermehrung des Creditgeldes gedeckt, oder vielmehr möglich geworden; allein die Einführung des letztern ist nicht die Ursache davon gewesen. Ganz außerordentliche und höchst schwierige Ereignisse haben jenen Verlust herbeigeführt; und dieser ist daher nicht als Folge des Creditgeldes anzusehen. Nichts desto weniger muß es eingeräumt werden, daß das Creditgeld die Ablösung des Metalls aus der Zirkulation erleichtere, und die Gelegenheit gebe, das letztere im Auslande zu verwenden. Es kann daher nur darauf ankommen, zu bestimmen, unter welchen Umständen dieses geschieht, und wiefern es schädlich ist?

Wenn die Masse der Zahlmittel eines Landes durch Einführung eines Creditgeldes vermehrt, und dieses durch

die Zirkulation über die Masse der Bevölkerung vertheilt wird, so fühlt ein jeder sich reicher. Sind hierbei die Bedürfnisse der Gewerbe weder ausgedehnter, noch in sich größer geworden, so entsteht in jeder Hand ein gewisser Ueberschuß an Geld. Nun wird der Trieb nach höheren Genüssen rege; die Mittel zu ihrer Befriedigung sind vorhanden, folglich verwendet ein jeder sie hierzu. Die Gegenstände dieser Genüsse sind aber nicht im Lande vorhanden, sie müssen folglich durch den Handel hereingezogen, und dem Auslande mit baarem Metall bezahlt werden. Die Verminderung der Zahlmittel wird hierbei nicht bemerkt, wenn mehr und mehr Creditgeld in Umlauf gesetzt wird, und die ungünstigen Verhältnisse des auswärtigen Handels werden erst dann fühlbar, wenn derselbe das Metallgeld völlig an sich gezogen hat. Dann empfindet das Land die Verarmung, denn das Ausland läßt sich nicht mit Creditgeld bezahlen; dann entsteht das Unbehagen, welches mit der Entbehrung der, zum Bedürfnisse gewordenen Genüsse verbunden ist; dann wird ämsig nach Metallgeld gefragt, und das Creditgeld verliert seinen Nominal-Werth. Wie leicht und gern ein Volk sich dem angenehmen Traume hingebe, die Mittel zur Befriedigung höherer Lebensgenüsse zu besitzen, wie arglos es der gefahrvollen Lockung folge, und wie schwer es halte, eben dieses Volk zum Erwachen zu bringen, es zu beengenden, mit Opfern und bittern Entbehrungen verbundenen Rückschritten zu vermögen, lehrt die trostlose Geschichte mehrerer Staatsbanken auf eine sehr warnende Weise. „Ein Volk von Verschwendern giebt es nicht,“ wie ein hochgeachteter Staatsmann *) sehr richtig

*) Der wirkliche Geh. Ob. Reg. Rath Herr Kunth.

sagt; aber es kann verschwenden, ohne es zu wissen oder zu merken, und jeden Falls ist der Entschluß zu Entbehrungen weit schwerer, der Rücktritt zu früherer Beschränktheit der Genüsse weit langsamer, als die ganz natürliche ganz menschliche Begierde, ein besseres und bequemeres Leben zu führen. Xenophon konnte von den Chaldäern auf ihren Bergen sagen, daß sie glücklich wären, weil sie glücklich zu seyn glaubten, da ihre Armuth in einer Unbekanntschaft mit überflüssigen Dingen bestand, welche die Wollust der Meder zu Nothwendigkeiten gemacht hatte. Würde sich dieses auch von eben denselben Chaldäern haben sagen lassen, nachdem sie Babylons Wohlleben kennen gelernt hatten? Würden sie willig in ihre Dürftigkeit zurückgekehrt seyn?

Nach meiner Meinung liegt hier die gefährlichste Klippe für die Zettelbanken, und der wichtigste Einwurf gegen das Creditgeld. Im Grunde trifft jedoch das gesammte Credit-Wesen derselbe Vorwurf; denn auch ohne Creditgeld kann ein Volk verarmen, wenn es sein Vermögen durch hypothekarischen Credit vermöbeln kann, und daß auch dieses nicht nur möglich, sondern wirklich geschehen ist, vielleicht auch noch geschieht, werde ich nicht durch Beispiele erweisen dürfen. Am leichtesten und am schnellsten wird es jedoch freilich durch das Creditgeld bewirkt, und trifft durch eine ganz natürliche Reihe von Erscheinungen allemal da ein, wo die Masse der Zahlmittel über das angemessene Bedürfniß der Zirkulation hinaus vermehrt wird. Der Ueberschuß an Zahlmitteln bleibt, wie ich schon früher bemerkt habe, ohne Anwendung: er sucht eine solche entweder durch Vermehrung und Erweiterung

der Gewerbe, oder durch Abschweifungen von dem geordneten Genusse des Lebens; und dies geschieht, wenn gleich die Zahlmittel, ohne alle Hülfe des Credits, lediglich aus edlen Metallen bestehen. Die Bemerkung, daß Spaniens überseeischer Reichthum eine der Hauptursachen von Spaniens europäischer Armuth sei, die schon so oft gemacht worden, hat ihren eigentlichen Grund in dem Mißverhältnisse zwischen der Masse des Geldes und seiner Zirkulation.

Es ist daher nicht das Creditgeld, noch weniger die an sich selbst eben so nothwendige als heilsame Vermehrung der Zahlmittel überhaupt, wodurch einem Lande seine baaren Reichthümer entzogen werden, sondern die Rücksichtslosigkeit ist es, womit diese Vermehrung bewirkt oder zugelassen wird. Die sorgfältige und fortgesetzte Beobachtung aller Erwerbszweige des Volks, die Erhaltung oder Herstellung des Gleichgewichts unter demselben zur Erreichung eines möglich lebhaften innern Verkehrs und einer allgemeinen Ausgleichung der Produkte und Bedürfnisse der ganzen Volksmasse, die Erforschung und Anwendung aller Mittel, welche Ort und Zeit gut heißen, um diese Zwecke zu erreichen: — dies sind die Gegenstände, denen der Staatswirth seine ganze Kraft zu widmen hat, und dieselben führen ihn ungesucht auf das unvermeidliche Bedürfniß der Vermehrung der Zahlmittel. Auf diesem Wege erkannt, durch dieses Bedürfniß begränzt, ist sie das zweckmäßigste Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohls. Das rechte Maaß zu halten, ist auch hier der Probierstein der Weisheit; und dieser kann daher auch den Bankdirektionen und ihrer Controlle nicht genug empfohlen werden.

4) Die Masse des Creditgeldes, so schließt

man hin und wieder noch, kann nie mehr gelten, als die Masse des Metallgeldes, welche sie ersetzt, und daher muß das Creditgeld nothwendig so viel an seinem Nominal-Werth verlieren, als die Masse desselben über das zirkulirende Metallgeld hinausreicht.

Dieser Schluß ist eigentlich nichts, als das Rechnungs-Resultat eines Banquiers, der die Geldwirthschaft eines ganzen Landes nach den Erscheinungen an der Börse beurtheilt. Zulässig und anwendbar auf die Bewegung des Geldes in einem ganzen Volke wird er, nach meiner Meinung, nur unter folgenden Umständen.

a) Wenn das Land bereits eine solche Masse von Zahlmitteln besitzt, um der Zirkulation völlig zu genügen, und keine Veranlassungen gegeben werden, wodurch der Umlauf erweitert und beschleunigt wird. Es ist aber bereits zur Genüge bemerkt, daß unter solchen Umständen keine Vermehrung der Zahlmittel, weder in baaren Metallmünzen, noch durch Creditgeld, Statt finden soll, aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie keinen wirthschaftlichen Zweck hat, und, wenn sie dennoch entstünde, nothwendig bald wieder verschwinden müßte.

Dieses wäre ein Zustand der Dinge, wo die Sammlung eines öffentlichen Schatzes angemessen und zuträglich erscheinen könnte: ein Zustand, der, so wünschenswerth er seyn mag, wohl schwerlich eintreten dürfte, seitdem das bequeme Prinzip: de vivre au jour la journée, dem noch weiter reichenden: de vivre aujourd'hui pour demain, hat weichen müssen. — Es muß aber hier nochmals bemerkt werden, daß der Zustand, wobei die vorhandenen Zahlmittel der Zirku-

lation völlig genügen, nicht dauernd seyn kann, noch darf. Denn die Volksmenge nimmt unvermeidlich zu, die Gewerbe vermehren sich und dehnen sich aus, wovon die Verbreitung und Beschleunigung der Zirkulation eine unfehlbare Folge ist. Giebt es also ein angemessenes Verhältniß, in welchem die Masse der Zahlmittel zur Zirkulation stehen soll, was hoffentlich nicht geläugnet werden wird, so folgt, daß jene Masse mit der Zirkulation in gleichem Maße zunehmen müsse, — oder die National-Wirthschaft muß stocken.

b) Wenn keine größere Nachfrage nach Capitalien entsteht, als das Land bei den, als unveränderlich angenommenen Vorräthen an Geld anzubieten hat. Nun ist es aber gewiß, daß solche Geldkräfte nöthig sind, um die intellectuellen und mechanischen Kräfte in Bewegung zu setzen, woraus denn folgt, daß die Erhöhung der Capital-Kräfte zur Vermehrung und Erweiterung der Gewerbe nothwendig sei. Die letztern sind aber die Bedingungen der Fortschritte des Volks in Cultur und gesellschaftlichem Wohlseyn; folglich müssen sich die Capital-Kräfte im Lande vermehren. Einen Stillstand im Volke giebt es nicht: Bewegung muß seyn, denn sie ist Naturgesetz, dem auch der Mensch im gesellschaftlichen Leben unterworfen bleibt, und die Bewegung geht vorwärts oder — rückwärts. Damit aber neue Capitalien entstehen, müssen die Zahlmittel aus der Zirkulation abgelöset werden können; folglich müssen sie darin so vorräthig seyn, um die Ablösung zu gestatten. Weil jedoch das Bedürfniß der Zirkulation selbst schon eine fortschreitende Zunahme der Zahlmittel

erfordert, so müssen die letztern um so vielmehr zunehmen, als außerdem auch noch reproduktive Capitalien entstehen sollen.

c) Wenn keine Abflüsse des Metallgeldes aus dem Lande — es sei durch Kriege oder deren Folgen, oder durch auswärtige Zins- und Schuldzahlungen, oder wie sonst — eintreten. Wäre dieses jedoch auf irgend eine Weise der Fall, so ist es offenbar, daß die Masse der Zahlmittel, welche der Zirkulation in einem gegebenen Zeitpunkte genügt hätte, derselben, bei fortdauerndem Abflusse, bald nicht mehr genügen werde. Dies würde gewiß eine, alle Gewerbe lähmende Bedingung des Volkslebens seyn, woraus die Pflicht folgt, die Mittel hervorzusuchen und anzuwenden, wodurch einem so großen, alle Zweige der bürgerlichen Thätigkeit so empfindlich drückenden Uebel vorgebeugt werden kann. Das nächste und natürlichste Mittel hierzu ist freilich: die Abflüsse zu verstopfen; allein dies ist nicht immer und nicht so schnell möglich, oder mag vielleicht aus manchen Rücksichten nicht allemal räthlich erscheinen. Das zweite Mittel ist die Vermehrung der zirkulirenden Zahlmittel.

Unter andern, als den hier aufgestellten Bedingungen, scheint mir jenes kaufmännische Urtheil auf die Geldwirthschaft eines Volks und besonders auf das Creditgeld nicht anwendbar zu seyn. Dies letzte soll, nach seiner Natur, nicht einen Ueberfluß hervorbringen, der nur die vorübereilende Wirkung eines Zaubers haben könnte, sondern einen empfundenen Mangel decken, der in das ganze Leben des Volks tief und schmerzlich eingreift. Ob zu viel oder zu wenig Geld vorhanden ist, weiß zwar

das Volk nicht — wissen es doch die mehrsten Staatsmänner nicht: aber der Mangel oder Ueberfluß äußert sich in den Erscheinungen der National-Wirthschaft, und nur aus diesen wird sich beurtheilen lassen, was zur Erhaltung des Gleichgewichts nöthig ist, ohne daß irgend eine Rückfrage nach dem Börsen-Course dabei vorkommen kann.

Der Zweck des Creditgeldes ist kein anderer, und darf nie anderer seyn, als: den Gewerben und dem Verkehr diejenige Masse von Zahlmitteln darzubieten, welche zur Erhaltung und Vermehrung des National-Einkommens erfordert wird — oder mit andern Worten: das angemessenste Verhältniß zwischen der Masse des Geldes und dem Bedürfnisse der Zirkulation festzuhalten.

Kann dieses nicht durch die bereiten Metall-Kräfte des Landes geschehen, so muß es durch den Credit desselben bewirkt werden. Wenn der Staat — im Gegensatz des Volks — dies thut, wenn er seinen Credit benutzt, um eine Anleihe zu machen, oder dieselbe gar in die Gestalt von Creditgeld zu bringen, so wird dadurch freilich irgend ein Deficit gedeckt, jedoch nur, um ein neues zu erschaffen. Aber das gehört nicht hierher. — Benutzt hingegen das Volk, d. h. irgend eine oder mehrere Gesellschaften einzelner Staatsbürger den eignen, den Privat-Credit, um dem Mangel an Zahlmitteln abzuhelfen, so gehen die letztern ganz unmittelbar in das Leben und die Thätigkeit des Volks über: es entsteht mehr Arbeit, mehr Gewerbe, mehr Zahlungsfähigkeit, d. h. es entsteht die einzig bewährte Möglichkeit, das Deficit der Staatsrechnung zu decken.

In der angegebenen Begränzung des Zwecks der Banken und ihres Creditgeldes liegt weder Ueberladung noch

Mißbrauch, folglich auch keine der übeln Folgen, welche daraus hergeleitet werden. Zwar möglich ist der Mißbrauch, und dieser Behauptung steht die schmerzlichste Erfahrung zur Seite; aber nur dann möglich, wenn das Papiergeld auf den Staatscredit gegründet ist. Darum bleibe jeder Gedanke an Staatsbanken verpönt: wie scheinbar auch ihre äußere Form seyn möge, wie reizend das Kleid, welches man ihnen umhängt, sie behalten das Prinzip des Verderbens in sich, und man muß von ihnen ohne Unterschied mit Pfeffel sagen:

Dein schönes weites Ehrenkleid gefiele schon,
O Göttin! doch der Weise scheut — den Macherlohn.

Die Zettelbanken dürfen daher, nach meiner Meinung, nie anders als auf den Credit der Privatleute gegründet seyn; jede Theilnahme des Staats aber, oder jeder Einfluß desselben auf die innere Verwaltung des Instituts muß auf das sorgfältigste vermieden werden. Der Staat, sofern er einen eigenen Antheil an den Privatbanken hätte, würde seine Stellung ganz verkennen; denn er steht, als Oberaufseher aller gesellschaftlichen Einrichtungen, vielmehr allen Bank-Instituten gegenüber, und in dieser Constellation liegt für das Volk eine wesentliche Gewähr für die Gesetzmäßigkeit der Banken. Daher darf der Staat die Banken nur, soweit die gesammte Volks- und Staatswirthschaft es verstattet, autorisiren; er muß aber die Gränzen ihrer Wirksamkeit scharf vorzeichnen, und die genaue Beobachtung der gegebenen Vorschriften, Grundsätze oder Statuten streng bewachen. So angeordnet, so geleitet und so begränzt, sind aber die Banken und ihr Creditgeld von sehr wohlthätigem Einflusse, indem sie die Mittel zur Aufnahme

aller Gewerbe und zur Erweiterung oder Beschleunigung des Verkehrs hergeben, wenn andere baare Geldkräfte dazu fehlen. Unter solchen Umständen scheinen mir daher die sogenannten Landbanken den Grundsätzen der Staatswirthschaft zu entsprechen, und ihre angemessene Institution empfehlenswerth. — Oder weiß jemand ein besseres Mittel, dem Uebel, das Alle empfinden, zu begegnen? Er rede; wir wollen ihn als einen Wohlthäter ehren.

So sehr ich mich überzeugt halte, daß die wohl geordnete, mit Umsicht geleitete Wirksamkeit der Privatbanken zum Flor eines Landes recht wesentlich beitragen müsse, so wenig glaube ich doch, daß es nothwendig oder zuträglich sei, das Creditgeld derselben zu verewigen. Wenn der Zweck desselben erreicht, wenn den Gewerben die innere Kraft gegeben ist, sich nach dem Bedürfnisse, dem Bodeu, dem Cilma und Geschick des Volks auszudehnen und zu vermehren; wenn eine leichte Zirkulation dem ganzen innern Verkehr den beengenden Zwang abgenommen hat, wenn also Erwerbszweige sich öffnen und mehren, wenn Arbeit, Produktion und Genüsse vervielfältigt werden — wenn das Volk besser lebt und glücklicher wird; dann ist es Zeit, das Creditgeld allmählig wieder aus der Zirkulation zu ziehen. Daß dieses möglich werde, muß auf doppelte Weise vorbereitet seyn, nämlich zuerst durch die Ersparnisse der Bank, welche sie bei angemessener Wirthschaft unvermeidlich machen muß; und zweitens durch den Mehrbetrag der Gewerbsthätigkeit des ganzen Volks.

Eben darum soll aber auch die Staatswirthschaft dafür sorgen, daß alle Gewerbe, aller Verkehr im Lande national-wirthschaftlich zunehme, damit die wachsende Masse der Zahlmittel ihre zirkulirende Anwendung finde, das National-Einkommen steigere, und die Gesammt-Balance des Landes verbessere.

Bloßes Geld thut dies freilich nicht, wohl aber das zirkulirende Geld.

v. K.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Wie wurde der Kampf zwischen Dynastie und Volk in England durch Jakob den Zweiten zu Ende geführt?

Rechnet man die etwa zwölfjährige Zwischenregierung Cromwells ab: so hatte der Kampf des englischen Volks mit der Dynastie Stuart volle siebzig Jahre bestanden, als Jakob der Zweite seinem Bruder in der Regierung folgte. Es war dahin gekommen, daß auch diejenige Institution des großbritannischen Reichs, welche auf Erhaltung und Verewigung des gegenseitigen Vertrauens zwischen dem Herrscherstamm und dem Volk abzweckte, ihre Wirksamkeit eingebüßt hatte; wiewohl dies nicht auf eine so entschiedene Weise geschehen war, daß sie aus dem Schatten, worein Karls des Zweiten Furcht sie gestellt hatte, nicht wieder in's Licht hätte zurücktreten können. Für einen solchen Zweck jedoch kam Alles darauf an, wie Jakob der Zweite

sein Verhältniß zu dem englischen Volke auffaßte; und dies will zuletzt nichts weiter sagen, als, wie viel er von dem in sich trug, was, im Verhältniß eines Herrscherstammes zu einem Volke, die Dauer des ersteren allein zu verbürgen vermag.

Jakob der Zweite nun unterschied sich auf's Wesentlichste von seinem verstorbenen Bruder dadurch, daß das, was in diesem Leichtsinn und Verschlagenheit gewesen war, in ihm nur für bitteren Ernst gelten konnte, der seiner Sache gewiß ist, und es daher immer nur darauf anlegen kann, Anderen Gewalt anzuthun. Wäre das, was er seine Religion nannte, nicht abgeschlossen gewesen in der eben so pedantischen als blinden Anhänglichkeit, welche er dem römisch-katholischen Kirchenthume bewies: so hätte man ihn zu den religiösen Naturen zählen können. Doch die Geistesstarrheit, welche ihm in dieser Hinsicht eigen war, verhinderte ihn nicht bloß an einer offenen Anerkennung der Wohlthat, welche dem europäischen Königthume durch die Reformation der Kirche, d. h. durch die Befreiung des Staats aus den Banden des Kirchenthums, zu Theil geworden war; sie machte ihn auch zu einem folgsamen Werkzeuge des Jesuiten-Ordens, der, indem er Jakobs Beschränktheit für seine Zwecke benutzte, nicht anders als zerrütten konnte. Wirft man einen schärferen Blick auf die Bildnisse, welche von diesem Könige auf unsere Zeiten gekommen sind, so erschrickt man unwillkührlich über den Widerspruch, der in seinen Gesichtszügen waltet. Da ist auch keine Spur von Erhebung und Vertrauen zu sich selbst, während alles den stärksten Eigensinn ankündigt. Ein düsterer Ernst verbreitet sich über das Ganze; und

wiewohl in den Augen nichts Menschenfeindliches anzutreffen ist, so zeigen doch die welken Wangen, wie weit die Bereitwilligkeit reicht, das Aeußerste zu wagen, um einem fremden Willen Anerkennung zu verschaffen. Mit Einem Wort: es ist die Gesichtsbildung eines betagten Mönchs, der, von der Ordensregel unterjocht, sich in seinen Anschauungen nicht über das erhebt, was die Mauern seines Klosters in sich schließen.

Ein solcher König paßte für England nur dann, wenn er die Gesetze seines Königreichs achtete, und nichts Anderes seyn wollte, als die höchste Autorität für die gewissenhafte Vollziehung dieser Gesetze. Ging er hierüber hinaus, und machte er Anspruch auf eine Unumschränktheit, die nur durch eine gebietende Persönlichkeit erworben werden konnte, so trat er in den schreiendsten Widerspruch mit sich selbst. Gerade in Beziehung auf ihn mußte, unter dieser Voraussetzung, das, aus Vererbung und Abstammung herfließende göttliche Recht den meisten Widerspruch finden; und in sofern es sich um eine Zurückführung des Katholicismus, d. h. um die Vernichtung eines seit mehr als anderthalb Jahrhunderten erworbenen Culturgrades, handelte — wie konnte er sich schmeicheln, in dieser Hinsicht nur das Mindeste zu erreichen, da er sich bei diesem Unternehmen, wo nicht mit dem allgemeinsten Naturgesetz unmittelbar, doch mit dem, was für Menschen die nothwendige Folge desselben ist, in einen nicht zu beendigenden Kampf einließ? — Doch es ist Zeit, diesen Vorbemerkungen ein Ende zu machen, und zu zeigen, wie Jakob der Zweite sich bei dem englischen Volke einführte, und nachdem er seine Verstellungsmittel erschöpft hatte,

die Dinge auf eine solche Spitze trieb, welche ihm keine andere Wahl ließ, als auszuscheiden aus einem Zusammenhange, wo es keinen Platz mehr für ihn gab.

An demselben Tage, wo Karl der Zweite gestorben war, in der Hauptstadt des Reichs zum König ausgerufen, versammelte Jakob, unmittelbar darauf, einen Staatsrath zu Whitehall, den er auf folgende Weise anredete:

„Ehe ich auf irgend ein Geschäft eingehe, halt' ich es für schicklich, Ihnen etwas zu sagen. Sintemal es Gott, dem Allmächtigen, gefallen hat, mich in diese Lage zu bringen, und ich einem so guten und gnädigen Könige, so wie einem so liebreichen Bruder, in der Regierung folge, scheint es mir angemessen, Ihnen zu erklären, daß ich mich bemühen werde, seinem Beispiele zu folgen, vor allen Dingen in seiner großen Güte und Zärtlichkeit gegen sein Volk. Man hat von mir ausgesagt, daß ich zur Willkür hinneige; aber dies ist nicht die einzige Fabel, welche auf meine Kosten in Umlauf gesetzt ist. Mein Bestreben wird nur dahin gehen, diese Regierung, sowohl in Kirche als in Staat, so zu erhalten, wie sie jetzt durch das Gesetz festgestellt ist. Ich weiß, daß die Grundsätze der Kirche Englands für die Monarchie sind, und daß die Glieder derselben sich immer als gute und getreue Unterthanen gezeigt haben. Deshalb werd' ich stets Sorge tragen, sie zu vertheidigen und zu unterstützen. Ich weiß auch, daß die Gesetze Englands hinreichend sind, den König zu einem so großen Monarchen zu machen, als ich es wünschen kann; und so wie ich mich niemals von den Rechten und Vorrechten der Krone trennen werde, eben so werd' ich mich auch nie an Jemands Eigenthum vergreifen. Früher

hab' ich mein Leben öfter zur Vertheidigung der Nation eingesetzt, und ich werde in der Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten so weit gehen, als irgend einer."

Der Staatsrath war mit dieser Erklärung so zufrieden, daß er den neuen König bat, sie öffentlich bekannt werden zu lassen; und als dies geschehen war, erhielt sie den ungetheilten Beifall des größten Theils der Nation. Zwar mochte es nicht an Einzelnen fehlen, welche, tiefer eindringend in den Sinn der königlichen Rede, darin nicht viel mehr, als bloße Worte fanden; doch wie hätten sie es wagen können, ihre Meinung laut werden zu lassen! Die Whigs, als eine unterdrückte Parthei, schwiegen entweder, oder blieben gänzlich unbeachtet, und die Torries befanden sich in einer Gemüthsstimmung, die sich nicht mit Verdacht und Argwohn verträgt. Zufrieden mit dem Siege, den sie über ihre Gegner errungen hatten, träumten sie nur von der größeren Festigkeit, welche der Beitritt eines neuen Monarchen ihrem Systeme geben würde. Den einzigen Punkt der Kirchlichkeit ausgenommen — ein Punkt, über welchen sie sich um so leichter hinwegsetzten, weil Jakob sich so gnädig in Beziehung auf die englische Kirche geäußert hatte — paßte dieser König weit besser zu ihnen, als sein verstorbener Bruder; denn, wenn dieser sich, um des Herzogs von Monmouths willen, leicht mit den Whigs versöhnen konnte, so befand sich jener in dem entgegengesetzten Fall. Dazu kam, daß sie gegen ihre Anhänger das Versprechen geltend machen konnten, welches Jakob so eben gegeben hatte, die englische Kirche aus allen Kräften zu vertheidigen und zu unterstützen. So weit war Karl, wie wortbrüchig und treulos er auch seyn mochte,

nur gegangen. „Wir haben das Wort eines Königs, und ein bis jetzt nie gebrochenes Wort:" so ertönte es von allen Seiten; und so weit ging der Geist der Schmeichelei, oder auch der Selbsttäuschung, daß man von der königlichen Erklärung sagte, sie gewähre der Freiheit und dem Kirchenthume der Nation unendlich mehr Sicherheit, als durch irgend ein Gesetz erzielt werden könne.

Wie wenig es Jakob dem Zweiten mit seinem vorgeblichen Abscheu von willkürlichen Maßregeln Ernst war, dies zeigte sich zunächst darin, daß er das Ministerium seines verstorbenen Bruders beibehielt; und nicht dieses allein, sondern auch alle diejenigen, welche, auf untergeordneten Posten, dazu beigetragen hatten, daß aus den Gemüthern der Engländer der Freiheitssinn gänzlich entwichen schien. Lorenz Hyde, Graf von Rochester, Rober Spencer, Graf von Sunderland, jener als Lord-Schatzmeister, dieser als Staats-Sekretär angestellt, waren, wie Godolphin, keinesweges Männer, in welche der König ein unbedingtes Vertrauen setzte; allein sie taugten für seine nächsten Zwecke, welche nur dadurch erreicht werden konnten, daß er mit seinen Planen, hinsichtlich der Wiederherstellung des römisch-katholischen Kirchenthums, noch zurückhielt. Diese wurden also beibehalten. Den Marquis von Halifax, der sich als Bekämpfer der Ausschließungs-Bill ausgezeichnet hatte, machte Jakob zum Präsidenten des Staatsraths, wiewohl von ihm bekannt war, daß er in der letztern Zeit sich sehr viel Mühe gegeben hatte, eine Veränderung in dem System der Regierung zu bewirken: ein Mißgriff, den der Monarch um des frühern Verdienstes willen verzeihen wollte.

Doch nur allzu gut fühlte Jakob der Zweite, daß dies Mittel unzureichend sei für seinen Zweck, und daß er nur durch eine innige Verbindung mit dem französischen Hofe zu dem Besitz derjenigen Unumschränktheit gelangen könne, die in seinen, wie in der Jesuiten, Wünschen lag. Um nun keine Zeit zu verlieren, besprach er sich schon am ersten Tage seiner Thronbesteigung mit dem französischen Gesandten, Herrn von Barillon, über diesen Gegenstand. „Allerdings habe er die Absicht, ein Parliament zusammen zu berufen, doch sei er fest entschlossen, jenes Einkommen, das sein Vorgänger, in Kraft einer Bewilligung des Parliaments, für seine Lebenszeit bezogen habe, auf königlichen Befehl zu erheben. Zugleich sei seine Absicht, in allen wichtigen Angelegenheiten mit dem Könige von Frankreich zu Rathe zu gehen: ein Vorsatz, dem er nur für den Augenblick hätte entsagen müssen, weil seine Lage allzu dringend gewesen wäre." Des Geldes, d. h. einer Pension, wurde in dieser Unterredung nicht gedacht; vielleicht vermöge seines Gefühls von Schaam, das Karl der Zweite nie gekannt hatte. Damit indeß kein Zweifel darüber obwalten möchte, ob dergleichen in dem Verlangen nach Unterstützung und Beistand eingeschlossen sei, oder nicht: so erhielt der Graf von Rochester den Auftrag, sich umständlicher über diesen Gegenstand zu erklären, und die allgemeinen Ausdrücke des Königs zu deuten. Dieser Graf begab sich gleich am folgenden Tage zu dem französischen Gesandten; und nachdem er sich über die Nothwendigkeit einer Zusammenberufung des Parliaments ausgelassen hatte, fügte er, gleichsam zu einer weitern Vertheidigung dieser Maßregel, hinzu, daß, ohne dieselbe, sein Herr dem Kö-

nige von Frankreich allzu lästig fallen würde. „Der Beistand," sagte er, „den wir von dem Parliament erhalten können, spricht den König nicht frei von der Nothwendigkeit, sich in Geldverlegenheiten an Ludwig den Vierzehnten zu wenden; denn ohne den Beistand des letzteren würde er von der Gnade seiner Unterthanen abhangen, und dies würde seiner Regierung im ersten Beginnen einen Charakter geben, welcher hinterher nicht wieder ausgetilgt werden könnte." Schwerlich ließ sich auf eine geschicktere Weise sagen, daß man die Form der englischen Regierung nur benutzen wolle, damit der Einfluß, welchen Ludwig der Vierzehnte in England beizubehalten wünschte, diesem Monarchen minder theurer zu stehen kommen möchte.

Der französische Gesandte beeilte sich, seinem Hofe einen umständlichen Bericht von diesen Unterredungen zu erstatten; und es läßt sich glauben, daß sein Bericht um so willkommner war, je mehr die darin ertheilte Auskunft dem Verlangen des französischen Hofes entsprach. Von Karl dem Zweiten hatte Ludwig der Vierzehnte in den letzten Jahren seine Hand so gut als gänzlich abgezogen, weil ihm einleuchtete, daß jener König es nie über seine Furchtsamkeit erhalten würde, ein neues Parliament zusammen zu berufen; mit Einem Worte: weil er Karls Zerfall mit dem englischen Volke als vollendet betrachtete. Anders standen die Sachen jetzt, wo es nur von Jakob dem Zweiten abhing, wie er wieder einlenken und welche Stellung er in seinem Königreiche nehmen wollte. Dies beherzigend, verlor Ludwig der Vierzehnte keinen Augenblick, die bisher errungenen Vortheile, so weit sie von der blinden Ergebenheit des englischen Hofes herrührten,

dadurch zu sichern, daß er seinem Gesandten 500,000 Liv. in Wechseln übermachte, welche zum Dienste des Königs von England verwendet werden sollten. Ein Glückwunsch zur Thronbesteigung begleitete dieses wohlberechnete Geschenk. Es war im Grunde ein Almosen, das der König von Frankreich Jakob dem Zweiten gab; doch so weit hatte sich dieser von allen, seiner königlichen Würde zuständigen Gesinnungen entfernt, daß er in dem Geschenk nur eine Handlung unendlicher Großmuth sah, und darüber in Thränen ausbrach. Noch mehr: Jakobs Minister erschienen bei dem Herrn von Barillon, um diesem die Erkenntlichkeit ihres Herrn in den ungemessensten Ausdrücken zu schildern: in Ausdrücken, welche denjenigen gleich kamen, deren sich ein verunglückter Hausvater gegen den großmüthigen Wohlthäter bedienen würde, der ihn durch seine Unterstützung vor dem Kerker und den Schrecknissen desselben bewahrt hätte. Barillon selbst erstaunte über dieses unwürdige Verfahren, das er, wenn seine Briefe darüber entscheiden dürfen, sich nur aus der Befürchtung Jakobs und seiner Minister, Ludwig der Vierzehnte möchte des Einflusses auf England überdrüssig geworden seyn, erklären konnte *). Gleichwohl war der König von Frankreich, so wie seine Minister, von einem solchen Ueberdrusse nur allzu weit entfernt; und wenn irgend etwas ihrer

---

*) Die Correspondenz zwischen Ludwig XIV. und Herrn von Barillon, welche Sir Charles James Fox seiner unvollständigen Bearbeitung der Geschichte Jakobs des Zweiten angehängt hat, ist in jedem Betracht für die richtige Auffassung der Erscheinungen von unschätzbarem Werth; durch sie gewinnt die Geschichte der letzten Stuarts eine ganz neue Gestalt.

Einsicht und richtigen Beurtheilung der Dinge zur Ehre gereichte, so war es der Umstand, daß ihnen nicht entging, welchen Gefahren Frankreich ausgesetzt war, wenn auf dem englischen Thron, statt eines nützlichen Schützlings und abhängigen Freundes, ein furchtbarer Gegner und Feind waltete. In der That, Ludwig der Vierzehnte hatte nur allzu viel Ursache, den neuen König von England so schnell wie möglich für sich zu gewinnen; und das Geldopfer, das er zu diesem Zwecke darbrachte, war in sich selbst so gering, daß er sich nur freuen konnte über die Erkenntlichkeit, womit es angenommen wurde: eine Erkenntlichkeit, die es nicht bei bloßen Worten bewenden ließ, sondern sich thätlich dadurch an den Tag legte, daß Jakob der Zweite, ohne Zeitverlust, dem Bündnisse entsagte, welches sein Vorgänger, zur Beschützung der spanischen Niederlande gegen Frankreich, mit Spanien abgeschlossen hatte.

Des französischen Beistandes gewiß, ging Jakob mit einer Sicherheit zu Werke, welche nur allzu deutlich zu verstehen gab, wie gleichgültig ihm das Urtheil seiner Unterthanen und selbst das seiner Zeitgenossen war. Er kündigte dem englischen Volke an, daß er die, seinem Bruder bewilligten Zölle und Accisen zu erheben fortfahren werde, ohne des Umstandes zu gedenken, daß diese Gefälle immer nur auf Lebenszeit zugestanden werden. Ganz öffentlich besuchte er die Messe, um keinen Zweifel darüber bestehen zu lassen, daß er, als König, fest entschlossen sei, sich von dem kirchlichen Glauben der Mehrheit seines Volks zu sondern. Zwei Documente, aus welchen hervorging, daß sein Bruder in dem Glauben der römisch-katholischen

Kirche gestorben war, wurden, auf seinen Befehl, öffentlich bekannt gemacht; unstreitig in keiner andern Absicht, als um zu zeigen, daß ein Fürst, dem man wegen Wiederherstellung und Beschützung der englischen Kirche so große Lobsprüche gemacht hatte, katholisch gewesen sei, daß folglich diese Kirche von einem papistischen Fürsten, der dies nach seinem eigenen Geständnisse war, nichts zu befürchten habe. Titus Oates wurde wegen eines Meineides vor Gericht gestellt; und nachdem sechzig unverwerfliche Zeugen (unter diesen sechzehn Protestanten) gegen ihn ausgesagt hatten, wurde er verurtheilt — nicht bloß zur Erlegung einer Geldstrafe von 2000 Mark, sondern auch zu folgenden Züchtigungen: erst sollte der Schinder ihn in drei Tagen zweimal durch die Straßen geißeln; dann sollte er in verschiedenen Theilen von London und Westminster am Schandpfahl stehen; endlich sollte er auf Lebenszeit eingekerkert werden und die so eben beschriebene Züchtigung alljährlich erdulden. Jeffries, welchen Jakob zum Oberrichter ernannt hatte, verhöhnte den Verurtheilten von seinem Richterstuhle aus, und der Schinder verrichtete sein Geschäft mit unerbittlicher Strenge. Ob das, was diesem Verworfenen widerfuhr, noch etwas mehr war, als Rache, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; auffallend aber war es, daß Titus Oates nicht aufhörte, seine Unschuld zu betheuern, und daß er sein Schicksal mit auffallender Entsagung ertrug — bis er, unter der nachfolgenden Regierung, seine Freiheit wieder erhielt und als Märtyrer des protestantischen Glaubens durch eine Pension von 400 Pfd. St. entschädigt wurde. Anders fiel das Schicksal Dangerfields, der, gleichfalls wegen Meineides verurtheilt, als

er seine Züchtigung ausgehalten hatte, im Streit mit einem angehenden Rechtsgelehrten ein Auge verlor und zwei Stunden darauf starb.

So verhielt es sich mit den ersten Regierungshandlungen Jakobs des Zweiten; und man entnimmt daraus ohne Mühe, daß dieser König (welche Vorsätze ihm auch eigen seyn mochten) nicht aus sich selbst hervortreten konnte, um sich mit seiner Bestimmung in's Gleichgewicht zu setzen.

Ihm blieb also nichts anderes übrig, als sein Reich nach sich selbst zu modeln; aber je weniger er in dieser Hinsicht erreichen konnte, desto größer war für ihn die Gefahr, das unfreiwillige Opfer eines solchen Versuchs zu werden. Die Knechtlichkeit, womit die beiden oben erwähnten Klassen der Cavaliere und der höheren Geistlichkeit ihm Anfangs entgegen kamen, würde ihn weniger bestochen haben, wenn er Scharfblick genug gehabt hätte, die Grenze eben dieser Knechtlichkeit zu erkennen. Sie (diese Grenze) fand sich nothwendig in dem Vorzug, den man der protestantischen Kirche vor der katholischen in England gab; und Jakob mußte unterliegen von dem Augenblick an, wo er verlangte, daß man die katholische der protestantischen vorziehen sollte. Sein Plan war, sich durch die englische Kirche zur Unumschränktheit, d. h. zur gänzlichen Unabhängigkeit von dem Parliamente zu erheben; und wenn ihm dieser Mißbrauch des Supremats gelungen seyn würde, die Unumschränktheit zur Wiederherstellung des Katholicismus zu benutzen; allein wie viel Kurzsichtigkeit und Selbstbetrug lag diesem Plan zum Grunde, und wie wenig konnte ein, im Alter so weit vor-

geschrittener Fürst, wie Jakob, darauf rechnen, daß er ihn durchführen werde!

Die Krönung des Königs und der Königinn erfolgte den 23. April mit den dabei üblichen Ceremonien, und sie blieb merkwürdig durch die Bemerkung des Volks, daß das königliche Diadem für Jakob's Kopf viel zu groß seyn müsse, weil es, bei jeder Bewegung, hin und her gewankt habe.

An demselben Tage versammelte sich das schottische Parliament unter der Leitung des Herzogs von Queensberry, welcher die Person des Königs als Commissär vertrat. Dieser Herzog war mit Jakob dem Zweiten darüber einig geworden, daß er ihm dienen wolle, so lange der König nichts gegen die Gesetze des Landes unternähme; allein er machte nur allzu bald die Entdeckung, daß dieser Vertrag ihn zu einem bloßen Werkzeuge der Tyrannei und Grausamkeit stempelte. Die schottische Kirche, gegen den Willen der großen Mehrheit dieser Nation in die Episkopal-Form gezwängt, war zu einem Gährungsstoff geworden; der König aber berechtigte sie zur Verfolgung aller Derjenigen, welche sich von ihr trennen würden. Was konnte die Folge davon seyn? Das bestehende Mißverhältniß wurde nicht wenig dadurch verschlimmert, daß Jakob der Zweite die Convenanters und Presbyterianer Schottlands nur als Räuber und Mörder bezeichnete, welche keine Schonung verdienten. Durch sich selbst zur Grausamkeit hinneigend, ward die Regierung der schottischen Episkopal-Kirche durch die königliche Berechtigung wahrhaft blutdürstig; und unter ihrer Autorität nahm das Parliament einen Charakter an, der seiner Bestimmung von keiner Seite entsprach. Denn nicht genug, daß er

das Gesetz der vorigen Regierung hinsichtlich der Episkopal-Kirche bestätigte, und die Accise zu einem Vorrecht der Krone erhob, machte es auch ein Statut bekannt, wonach alle Die, welche Conventikeln beiwohnen würden, als Hochverräther bestraft und ihrer Güter beraubt werden sollten. Diese Strafe sollte sich sogar über Solche erstrecken, welche sich weigern würden, gegen Nicht-Conformisten zu zeugen. Und nun findet man es nicht weiter auffallend, daß dasselbe Parliament erklärte: „es verabscheue alle Grundsätze, welche der heiligen, obersten und unumschränkten Gewalt des Königs entgegen ständen." Das Einzige, was sich nicht begreifen läßt, ist, wie eine solche Kirche und ein solches Parliament sich der Vermuthung entziehen konnten, daß der König es nur darauf anlege, sie herabzuwürdigen, um sie hinterher mit desto besserem Erfolge zu vernichten.

Wir halten uns nicht dabei auf, die einzelnen Grausamkeiten zu beschreiben, welche die natürliche Folge dieser Knechtlichkeit waren: sie trafen, wie sich ganz von selbst versteht, nicht selten die aller unschuldigsten Personen, sogar des weiblichen Geschlechts, das sich von den Dingen, welche die Gesetzgebung forderte, keinen deutlichen Begriff machen konnte, und, indem es nur seinem Instincte folgte, im Grunde gleich unfähig war, die Vorschrift zu erfüllen, oder zu übertreten.

Als nun Jakob sahe, wie sehr man sich in Schottland die Erfüllung seiner Wünsche angelegen seyn ließ, war er nur darauf bedacht, die Dinge in England in dasselbe Geleise zu bringen. Zu diesem Endzweck versammelte er zu London, nach der Mitte des Mai, ein Parliament,

das aus lauter Tories zusammengesetzt war, d. h. aus solchen Personen bestand, von welchen angenommen wurde, daß sie Begünstiger der unumschränkten Macht wären. Die Rede, womit er dies Parliament eröffnete, war im Wesentlichen eine Wiederholung derjenigen, welche er dem Staatsrath gehalten hatte, nur daß der Schluß derselben den Autokrator ganz unverstellt ankündigte. Denn, nachdem er die Versammlung aufgefordert hatte, das königliche Einkommen so zu stellen, wie sein Bruder es genossen hatte, fuhr er also fort: „Ich sehe vorher, daß meiner Forderung ein Argument wird entgegen gesetzt werden, das im Geschmack des Volks ist, nämlich die Nothwendigkeit häufiger Parliamente; denn man glaubt, die öffentliche Sicherheit beruhe darauf, mich von einer Zeit zur andern abzuspeisen, und zwar mit Portionen, wie man sie gerade angemessen findet. Auf dies Argument nun will ich, da ich zum ersten Male vom Throne rede, einmal für allemal antworten; nämlich, daß diese Art mich zu behandeln, sehr übel angebracht seyn würde, und daß Ihr, wenn ich Euch öfter versammeln soll, mich durch Eure Bewilligungen dazu einladen müsset." Schwerlich konnte der König noch bestimmter aussprechen, daß er damit umging, die beiden Häuser der Parliaments in Werkzeuge für seine Willkür zu verwandeln; allein dies wurde auf der Stelle so wenig empfunden, daß man noch an demselben Tage, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, für die Eröffnung der Sitzung dankte, und sich glücklich schätzte, als Jakob in seiner Antwort sagte, daß man an ihm einen Mann kennen lernen werde, der sein Wort halte. Unmittelbar darauf votirte das Unterhaus, daß alles Ein-

kommen des verstorbenen Königs Sr. Majestät auf Zeitlebens bewilligt werden sollte. Der einzige Mann, der sich durch diese Gefügigkeit verletzt fühlte, war Sir Eduard Seymour: zwar ein eifriger Tory, doch nicht so blind, daß er die, seinem Vaterlande bevorstehenden Gefahren hätte verkennen, und die bisherige Verfassung feigherzig aufgeben sollen. Zum wenigsten bewirkten seine Bemerkungen, daß, als das Oberhaus auf die Wiederherstellung des guten Namens Staffords antrug, welcher (wie wir oben gesehen haben) fälschlich angeklagt und ungerecht verurtheilt worden, das Unterhaus diese Bill verwarf, bloß damit die römisch-katholische Parthei nicht allzu sehr aufgemuntert werden möchte. Hier zeigte sich zuerst der Punkt, auf welchem man feststehen wollte, um der königlichen Willkür irgend eine Schranke zu setzen. Bald traten jedoch Begebenheiten ein, welche jede Opposition erschwerten.

Unter den vielen Mißvergnügten, welche in den letzten Regierungsjahren Karls des Zweiten sich, freiwillig oder aus Noth, nach den Niederlanden begeben hatten, befanden sich zwei Männer, ausgezeichnet durch Geburt, Ansehn und Verbindungen. Der eine war der Graf von Argyle, ein reicher schottischer Territorial-Herr; der andere, der Herzog von Monmouth, den wir bereits als den natürlichen Sohn Karls des Zweiten und als den Liebling der Whigs-Parthei kennen gelernt haben. Beide verdankten ihr Schicksal dem gewesenen Herzog von York: der Graf, weil er sich geweigert hatte, einen Test-Eid zu schwören, welcher zwar die ununterbrochene Erbfolge, aber keinesweges die Hochkirche sicherte; der Herzog, weil er mit Essex, Russel, Grey und Hampden in enger Verbindung

dung gelebt hatte. Die Gleichheit ihrer Lage machte sie zu Vertrauten. Was ihrem beiderseitigen Vaterlande von der Regierung Jakobs bevorstand, war ihnen auf keine Weise zweifelhaft; denn sie wußten, wie sehr das Pabstthum in Schottland und England verabscheuet war, und wohin jeder Versuch, dasselbe wieder herzustellen, nothwendig führen mußte. In dem, was sie zurückgelassen hatten, lag die Aufforderung, das Ihrige zur Wiedererobe-rung des Verlornen zu thun; und wenn sie sich mit einem glücklichen Erfolge schmeichelten, so lag die Entschuldigung dieser Selbsttäuschung unstreitig darin, daß sie die Denk- und Empfindungsweise ihrer Landsleute nach der ihrigen abmaßen. Keiner von beiden betrachtete sich in dem Lichte eines Verräthers; was hätte ihn dazu bewegen sollen, da sein Unternehmen auf die Freiheit des Vaterlandes abzweckte? Sofern nun beide über ihren Beweggrund mit sich selbst im Reinen waren, handelte es sich bloß um den Erfolg, der ihnen um so weniger zweifelhaft erschien, je gewissere Kunde sie von der Unzufriedenheit der Schottländer hatten oder zu haben glaubten. Man darf annehmen, daß die Einwirkungen ihrer Schicksalsgenossen nicht wenig dazu beitrugen, daß sie in ihrem Vorsatze bestärkt wurden. Solche waren, auf Seiten des Grafen von Argyle: Sir Patrik Hume, Fletcher von Saltin, ein junger Mann, der sich unter Lauderdale's Verwaltung durch seinen Widerstand ausgezeichnet hatte, und Sir John Cochrane von Ochiltree, den spätere Ereignisse aus Schottland vertrieben hatten; auf Seiten des Herzogs von Monmouth: Lord Grey von Wark, Richard Rumbold, Besitzer von Rye-house, wo die beiden königlichen Brüder, der Aussage nach, hatten

ermordet werden sollen, und Ayloffe, Wade und Mathews, von welchen jedoch allzu wenig bekannt geworden ist, als daß sich viel Zuverlässiges von ihnen aussagen ließe. Die größte Schwierigkeit lag in der Herbeischaffung der zur Landung nöthigen Mittel. Doch auch diese wurde überwunden: für Argyle dadurch, daß er eine reiche Kaufmannswittwe beredete, ihm zehn tausend Pf. Sterling zu borgen; für Monmouth dadurch, daß er seine Kostbarkeiten verkaufte. Es wurde die Verabredung genommen, daß, während Argyle nach Schottland gehen würde, um dies Königreich gegen Jakob aufzuwiegeln, Monmouth in dem Westen Englands landen sollte, um mit Hülfe der Presbyterianer, welche in dieser Gegend am zahlreichsten waren, dasselbe zu thun. Jakobs Sturz war der nächste Zweck ihres Unternehmens. Ueber das, was nach diesem Sturze erfolgen sollte, wurden unstreitig auch vorläufige Verabredungen genommen; es ist aber darüber nichts bekannt geworden, und es läßt sich sogar in Zweifel ziehen, ob Wilhelm von Oranien von den Absichten der Verschwornen unterrichtet war.

Begleitet von Sir Patrick Hume, Sir John Cochrane, einigen andern schottischen Edelleuten und den beiden Engländern Ayloffe und Rumbold, segelte der Graf von Argyle den 2. Mai 1685 in drei kleinen Schiffen aus Vly nach der schottischen Küste. Auf Sir Patrick Hume's Rath, hätte er den kürzesten Weg nehmen sollen, um desto überraschender in die Mitte des Feindes zu treten; dies stimmte aber nicht zu seinen Wünschen, nach welchen er Nord-Schottland umsegeln wollte, sowohl um unter seinen Vasallen landen zu können, als um den westlichen

Grafschaften, auf deren Beistand er am meisten rechnete, näher zu seyn. Dieser Entwurf verdiente ohne Zweifel den Vorzug, weil der Graf sich erst eine Macht bilden mußte, ehe er etwas Entscheidendes thun konnte. Angelangt bei den Orkneys-Inseln, sendete er seinen Sekretär an's Ufer, um die Bewohner derselben für seine Absichten zu gewinnen; doch diese waren von jeder Theilnahme an den politischen Händeln Schottlands so weit entfernt, daß sie lieber den Sekretär gefangen nehmen, als zu dem Grafen übergehen wollten. In dieser Erwartung betrogen, segelte Argyle nach Dunstaffanage, einem alten Schlosse seines eigenen Machtgebiets, das er zu einem Waffenplatze machte; und kaum war seine Ankunft daselbst bekannt geworden, als seine Vasallen und Hörigen, 2500 an der Zahl, sich an ihn anschlossen, und Leib und Leben für ihn einzusetzen versprachen. Jetzt machte er seine Manifeste bekannt, in welchen, wie sich leicht denken läßt, der König und der Herzog von Queensberry nicht verschont wurden. Er forderte zugleich seine Freunde zu seinem Beistande auf; allein diese waren bereits durch die Regierung gewarnt. Mittels dreier Schiffe und einer großen Anzahl von Böten, versetzte er seine Mannschaft nach der Insel Bute, wo er unthätig blieb, bis er die Nachricht erhielt, daß drei Kriegsschiffe und einige Fregatten den Befehl erhalten hätten, ihn zu beunruhigen, während der Herzog von Gordon, der Marquis von Athol und der Graf von Arran an der Spitze verschiedener Truppen-Corps gegen ihn anrückten. Er ging also von der Insel Bute nach Argyleshire, und von da nach Dunbarton. Seine Artillerie ließ er in einem andern Schlosse zurück,

das er durch eine schwache Besatzung vertheidigen zu können glaubte. Falscher Wahn! Dies Schloß wurde erobert; und da zugleich seine Schiffe in die Hände des Feindes fielen, so fühlten sich seine Anhänger so entmuthigt, daß sie nur auf ihre Rettung bedacht waren. Es wurde, wie es in Fällen dieser Art gewöhnlich ist, noch das eine und das andere Rettungsmittel besprochen; da man sich aber über keines von allen vereinigen konnte, so erfolgte eine allgemeine Auflösung. Begleitet von dem tapfern und getreuen Fullarton, wollte Argyle, da er sich im Lande nirgends verbergen konnte, über die Clyde gehen, als er bei der Furth von Inchanon von einigen Milizen angehalten wurde. Fullarton that alles, was in seinen Kräften stand, seinen General zu retten; dies gelang aber eben so wenig, als irgend etwas in Argyle's Unternehmen gelungen war. Genöthigt, sich zu ergeben, wurde Argyle zuerst nach Renfrew, dann nach Glasgow und zuletzt nach Edinburg 'gebracht. Die Regierung bereitete sich selbst einen Triumph, indem sie dafür sorgte, daß der Verwegene mit entblößtem Haupte, die Hände auf den Rücken gebunden, und den Scharfrichter vor ihm hertretend, auf einem Umwege nach dem Castell geführt wurde; ihre Absicht war, daß er vorläufig die volle Schmach des Pöbels empfinden sollte. Da diese Absicht durch den Gleichmuth vereitelt wurde, womit Argyle sein Schicksal ertrug, so war die Rede von dem Gebrauch der Folter, um ihm Geständnisse über seine Mitverschwornen zu entreißen. Auch dieser entging er durch ein Gespräch mit dem Herzog von Queensberry, den er zu überreden verstand, daß er weder mit Schotten, noch mit Engländern Verabredung genom-

men, sondern den Erfolg seines Unternehmens nur auf die Grausamkeit der Regierung gestützt habe. Der, gegen ihn ausgesprochenen Todesstrafe unterwarf er sich mit voller Entsagung. Weit entfernt, das Mindeste zu bereuen, trat er dem, an ihn abgeschickten Geistlichen mit der Bitte entgegen, daß er jeden Versuch, ihn von der Unrechtmäßigkeit seines Verfahrens zu überzeugen, ersparen möchte, weil er über diesen Punkt vollkommen mit sich selbst im Reinen wäre. So weit ging die Ruhe seines Gemüths, daß er, obgleich vollkommen unterrichtet von der Zeit, wo seine Hinrichtung erfolgen sollte, nach eingenommenem Mittagsmahle noch einmal ruhig einschlief und geweckt werden mußte, als er das nahe Blutgerüst besteigen sollte. Auf diesem sprach er mit großer Unbefangenheit von seinem Schicksale; und nachdem er seinem Herzen noch einmal über Pabstthum, Prälatur und Aberglauben aller Art Luft gemacht hatte, umarmte er seine Freunde, gab seinem Schwiegersohn, Lord Maitland, einige Angedenken für seine Tochter und deren Kinder, und legte sodann seinen Kopf auf den Block, dem Scharfrichter selbst das Zeichen gebend. So endigte dieses großen Mannes Leben *).

Das Schicksal seiner Gefährten und Anhänger war sehr verschieden; denn, von denen, die sich ergaben, oder

*) Er starb mit der Ueberzeugung, daß er ein unwürdiges Werkzeug der Befreiung gewesen, daß diese aber deshalb nicht weniger nahe sey. In der Nacht vor seinem Tode schrieb er folgende Verse als Grabschrift nieder:

On my attempt throngh Providence did frown,
His oppressed péople God at lenght shall own;
Another hand, by more successful speed,
Shall raise the remnant, bruise the serpents head.

gefangen genommen wurden, erhielten einige Verzeihung, während andere hingerichtet wurden, und noch andere sich durch die Flucht nach den Niederlanden retteten. Zu den ersteren gehörte Sir John Cochrane; doch verdankte er sein Leben nur der Großmuth, womit sein Vater, Lord Dundonald, der ein sehr reicher Mann war, eine beträchtliche Summe aufopferte. Zu den Hingerichteten gehörte Thomas Archer, ein Geistlicher, welcher bei Muirdyke verwundet war. Außer diesem aber traf dasselbe Schicksal die Herrn Ayloffe und Rumbold. Jener war ein naher Verwandter des Grafen von Rochester, und würde sein Leben gerettet haben, wenn er es durch Verrath hätte erkaufen wollen. Da der König ihn zu sprechen wünschte, so konnte er sich dieser neuen Probe, auf welche seine Standhaftigkeit gebracht werden sollte, nicht entziehen. Jakob glaubte dadurch etwas über ihn zu gewinnen, daß er ihm eine mögliche Verzeihung vorspiegelte; doch Ayloffe's entschlossene Antwort war: „ich weiß, was in Ew. Majestät Macht gelegen ist; aber ich weiß auch, was ihr Gemüth zuläßt.“ Rumbold sollte als Eigenthümer von Rye-house Auskunft geben über die Verschwörung, welche nach diesem Besitzthum benannt war; allein er leugnete standhaft, daß Ermordung der beiden königlichen Brüder der Zweck der Verschwornen gewesen wäre. Ueber seine politischen Grundsätze sprach er sich mit der höchsten Unbefangenheit aus, sagend: „er sei so weit entfernt, ein Feind der Monarchie zu seyn, daß er sie, wenn sie gehörig beschränkt wäre, für die allerwünschenswertheste Regierungsform halte; nur hätte er niemals glauben können, daß Gott den Einen über den Andern durch die Ge-

burt habe erheben wollen; denn Niemand komme mit einem Sattel auf dem Rücken und mit einem Gebiß im Munde zur Welt, so wenig als mit Stiefeln und Sporen, um auf Anderen zu reiten." So viel Keckheit mußte Jakob unverzeihlich finden. Sir Patrick Hume, der sich unter den Schutz einer Schwester des Grafen von Eglington gerettet hatte, fand Mittel, nach Holland zu entkommen, wo er sich für bessere Zeiten aufsparte; und als diese gekommen waren, wurde er zu einem Lord Hume von Polwarth, und in der Folge zum Grafen von Marchmont ernannt. Fullarton und Campbell von Auchinbreak scheinen sich gleichfalls gerettet zu haben, nur daß darüber nichts bekannt geworden ist.

Argyle's Unternehmen war bereits so gut wie gescheitert, als der Herzog von Monmouth den 11. Jun. mit drei Schiffen und etwa achtzig Gefährten zu Lyme in Dorsethire landete, das er für sich in Besitz nahm, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen. Die Vornehmste unter diesen Gefährten waren Lord Grey von Wark, Fletcher von Salton, Oberst Matthews, Ferguson und einige andere Personen von Stande; des Herzogs erster Schritt nach seiner Landung aber war, ein Manifest bekannt zu machen, dessen Absicht auf eine Herabwürdigung Jakobs des Zweiten in der öffentlichen Meinung ging. Alles, was jemals der ausschweifendste Verdacht in Beziehung auf diesen Fürsten ausgesprochen hatte, wurde, mit unbegreiflichem Leichtsinn, von Monmouth für Gewißheit ausgegeben. Jakob der Zweite wurde also nicht bloß zu einem Anstifter des großen Brandes von London, zum Urheber des papistischen Complotts und zum Mörder Godfrey's

gemacht, sondern auch der Ermordung des Grafen von Essex, der Auflösung der Parliamente, der Bestechung der Geschwornen, und endlich sogar der Vergiftung seines Bruders beschuldigt. Sich selbst stellte der Herzog als Denjenigen dar, der nur gekommen sei, das englische Volk von dem Joche zu befreien, das ihm aufgelegt worden: ein Beruf, den er seiner Geburt verdanke; denn seine Mutter sei die rechtmäßige Gemahlin Karls des Zweiten gewesen. Die Sache des englischen Volks sei, ihm bei seinem großmüthigen Unternehmen zu Hülfe zu kommen.

Was geschehen seyn würde, wenn um die Zeit, wo diese Landung erfolgte, kein Parliament versammelt gewesen wäre, ist kaum zweifelhaft. Gewohnt, das Parliament als ein Correctiv aller Mißbräuche zu betrachten, fühlt sich der Engländer nur dann verlassen, wenn ihm dieser letzte Trost im Unglück entzogen ist. Es war daher ein besonderes Glück für Jakob, daß er seit einigen Wochen ein Parliament zusammen berufen hatte, als Monmouth wider ihn auftrat; wie viel oder wie wenig dies Parliament auch werth seyn mochte, genug es war da, und genügte, durch seine bloße Form, den Forderungen der Nation. Nicht daß diese in dem westlichen Theile des Königreichs gleichgültig gegen die Landung Monmouths geblieben wäre; viele strömten herbei, sein Unternehmen zu unterstützen. Doch dies waren nur Solche, welche durch ihr Anschließen an den Herzog ihre Lage zu verbessern hofften, und deren Eifer sich mäßigte, sobald sie die Entdekkung gemacht hatten, daß es ihrem angeblichen Befreier an Geld fehlte. Das Parliament seiner Seite hatte kaum die Landung des Herzogs vernommen, als es sich beeilte,

den König seines Beistandes zu versichern: es forderte Jakob auf, bekannt zu machen, daß es Dem, welcher ihm den Herzog lebendig oder todt einhändigen würde, eine Belohnung von 5000 Pf. St. verspräche; es erließ einen Verhaftsbefehl gegen den Rebellen; und ehe es sich vertagte, bewilligte es dem Könige 400,000 Pf. für sein gegenwärtiges Bedürfniß.

Dies alles konnte nur nachtheilig für Monmouth ausfallen. Nur ungern, sagt man, hatte er sich zu einer Landung in England entschlossen. Jetzt durch seine ganze Lage zu einem raschen Angriff herausgefordert, verlor er so sehr den Muth, daß er sich auf Vertheidigung beschränkte. Die Zahl seiner Anhänger war bis auf 2000 angewachsen, als er erfuhr, daß der Herzog von Albemarle wider ihn im Anzuge sei, und ihn in Lyme einschließen wolle. Um nun nicht ganz unthätig zu bleiben, rückte er nach Axminster vor; und so groß war das Vertrauen zu seiner Entschlossenheit, daß Albemarle sich zurückzog, um in seiner Miliz keine Niederlage zu erleiden. Dieser Umstand belebte den Herzog mit größerem Vertrauen. Vor allem hatte er auf den Beistand des Adels gerechnet; dieser aber blieb gänzlich aus. Was war zu thun? Monmouth, welcher zu Taunton mit lautem Beifall aufgenommen war, glaubte den Adel dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er den Königstitel annahm, auf den Kopf Jakobs des Zweiten einen Preis setzte, das Parliament für eine aufrührerische Versammlung und den Herzog von Albemarle für einen Verräther erklärte.

Dies war jedoch nur das Mittel, seine Lage zu verschlimmern. Er ging von Taunton nach Bridgewater, und

von da nach Bristol, dessen Bewohner durch den Herzog von Beaufort, ihren Gouverneur, in Zaum gehalten wurden. Hierdurch von der Besitznehmung dieser Stadt abgeschreckt, ging er nach Bridgewater zurück. Unterdeß hatten sich die königlichen Truppen, etwa 3000 Mann stark, gesammelt; ihr Anführer war der Graf von Fewersham, ein Neffe des berühmten Marschalls Turenne. Bei Sedgemore, einem Dorfe unweit Bridgewater, hatte dieser General sein Lager aufgeschlagen, während die Milizen unter den Herzogen von Beaufort, Somerset, Albemarle und dem Grafen von Pembroke andrangen.

Eine entscheidende Schlacht konnte nun nicht länger vermieden werden; und damit sie zu seinem Vortheil ausschlagen möchte, faßte der Herzog von Monmouth den Entschluß, seinen Gegner bei Nacht zu überfallen. Er brach den 5. Juli um 11 Uhr Nachts in aller Stille auf, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß kein Graben und kein ähnliches Hinderniß den Ueberfall verzögern oder hintertrieben werde. Indeß hatten seine Kundschafter sich wesentlich getäuscht; denn das feindliche Lager war allerdings durch einen Graben beschützt. Die Schlachtordnung des Herzogs war folgende: an der Spitze seiner Reiterei sollte Lord Grey vordringen, um den Zusammentritt des feindlichen Fußvolks zu verhindern; dann sollte das Geschütz folgen, um einen großen Schrecken zu verbreiten; endlich sollte das Fußvolk, von ihm selbst geführt, anrücken, um die Niederlage zu vollenden. Das wirkliche Daseyn eines Abzugsgrabens vereitelte diese Schlachtordnung. Ehe Grey über denselben kommen konnte, waren die Königlichen zu seinem Empfange bereit. Sie waren

es, die den Angriff machten; und Grey sah die Seinigen nur allzu bald aus einander gesprengt. Standhaft behauptete sich Monmouth auf seinem Punkt, bis die königliche Reiterei seinem Fußvolk in die Seite fiel, und dadurch alles in Verwirrung brachte. Das ganze Spiel war von diesem Augenblick an verloren.

Sein Leben zu retten, warf sich Monmouth mit 50 Reitern in die Flucht. Seinen Wünschen nach wollte er nach Wales entkommen, sich daselbst eine Zeitlang verborgen halten, und dann nach den Niederlanden zurückgehen. Von diesem heilsamen Gedanken brachte Lord Grey ihn ab, der ihn bei dem ganzen Unternehmen als sein böser Dämon begleitet hatte. Sehr bald verlor sich die Begleitung, und Monmouth, Grey und ein brandenburgischer Edelmann, im Gefolge des Herzogs, wendeten sich nach Süden, um New-Forest in Hampshire zu gewinnen, wo Grey Verbindungen hatte, mit deren Beistand er nach dem festen Lande überzusetzen hoffte. Um weniger erkannt zu werden, ließen die Flüchtigen ihre Pferde laufen und verkleideten sich in Bauern. Doch ihre Verfolger, gestachelt von der starken Belohnung, welche auf Monmouths und Grey's Verhaftung gesetzt war, ließen nicht ab von ihren Bemühungen. Grey wurde schon am 7. Abends eingefangen, und der brandenburgische Edelmann, welcher am folgenden Morgen dasselbe Schicksal hatte, gestand, daß er sich vor wenigen Stunden von Monmouth getrennt habe. Die ganze Gegend ward nun durchsucht, und ehe es Abend geworden war, wußte der König bereits, daß sein Neffe in seiner Gewalt sei. Der unglückliche Herzog wurde in einem Graben entdeckt, wo er unter Farrnkraut und Nesseln

halb verborgen lag. Sein Mundvorrath bestand in rohen Erbsen, die er auf dem Felde gesammelt hatte: sie waren seit zwei Tagen seine einzige Nahrung gewesen; und wenn man hinzudenkt, daß er während dieser Zeit keinen Augenblick Ruhe genossen hatte, so findet man es nicht auffallend, daß er sich, wie ein Lamm, in sein Schicksal ergab, ohne weder der Großmuth seines Oheims zu vertrauen, noch an derselben zu verzweifeln.

Erst, als er durch Speise und Trank sich selbst zurückgegeben war, ließ er sich bereden, an den König und an die verwittwete Königin zu schreiben, um den ersteren um Verzeihung zu bitten, und um die letztere zu einer Vermittelung zu bewegen. Da Katharina ihm immer gewogen gewesen war, so unterließ sie nichts, ihm Gehör zu verschaffen. Es erfolgte also von Seiten des Königs der Befehl, daß der Herzog, so wie Lord Grey, nach Whitehall gebracht werden sollten.

Von dem Gehör, das beiden ertheilt wurde, sind sehr unvollständige Nachrichten auf die Nachwelt gekommen; genug, daß Jakob, sobald er sich in seiner Erwartung, durch den einen oder den andern dieser Unglücklichen vollständiger über die Entwürfe seiner Feinde belehrt zu werden, getäuscht sah, in die Unempfindlichkeit zurücktrat, welche ihr Schicksal zu einem unvermeidlichen machte. Monmouth, nachdem er sich dem Könige zu Füßen geworfen hatte, ohne sein Erbarmen erregen zu können, stand trotzig auf, warf einen Blick der Verachtung auf seinen Oheim, und ließ sich nach Whitehall zurück und von da in den Tower führen.

Vollständige Verzeihung konnte das, was Monmouth

gethan hatte, vielleicht niemals finden. Aber wie viel lag zwischen dieser und einer förmlichen Hinrichtung in der Mitte, wenn in Demjenigen, der als oberster Richter zu entscheiden hatte, auch nur ein Funken Menschlichkeit wirksam gewesen wäre! Jakob wollte nicht einmal die kurze Frist bewilligen, um welche sein Neffe bat, damit er seine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte. Ohne daß irgend eine Untersuchung voranging, wurde der nächstfolgende Tag zur Hinrichtung des Herzogs bestimmt. Zwei Bischöfe (der von Ely und der von Bath und Wells) erhielten den Auftrag, ihn zum Tode vorzubereiten; die Doctoren Hooper und Tennison wurden zu ihren Gehülfen bei diesem traurigen Geschäfte ernannt. Die größte Angelegenheit dieser Geistlichen war, ihn von der Sündhaftigkeit des Verhältnisses zu überzeugen, worin er mit einem geliebten Frauenzimmer gestanden hatte: ein Punkt, auf welchen er durchaus nicht eingehen wollte. Kirchliche Contraversen traten an die Stelle des Trostes und der Beruhigung, welche sie ihm hätten gewähren sollen. Es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie überlästig diejenigen werden können, deren Beruf es mit sich bringt, übernatürliche, d. h. aus der Willkür des menschlichen Geistes geschöpfte Sätze zu Principen der Sittlichkeit zu erheben und geltend zu machen. Monmouth bekannte sich zu den Lehren der Hochkirche; jene aber wollten ihn nicht für ein würdiges Mitglied dieser Kirche erkennen, wofern er nicht an die Lehre von dem leidenden Gehorsam und dem Nicht-Widerstande glaubte. Er bereuete seine Sünden, er bereuete vorzüglich sein letztes Unternehmen; allein er sollte, nach dem Wunsche seiner eigensinnigen Bekehrer, auf die, von ihnen vor-

geschriebene Weise bereuen und bekennen, daß er sich in eine gottlose Empörung gegen seinen rechtmäßigen König eingelassen habe. Doctor Hooper war der Einzige, welcher das Unschickliche dieses Betragens empfand und dem Herzog eine menschliche Theilnahme bewies.

So verstrich die Nacht vom 14. bis 15. Jul. Begleitet von den beiden Bischöfen, fuhr Monmouth um 10 Uhr Vormittags nach Tower-Field, wo seine Hinrichtung erfolgen sollte, und wo, außer dem Commandanten des Tower, die Sheriffs und der Nachrichter bereits angelangt waren. Selbst auf dem Wege dahin, ließen die Geistlichen nicht ab, ihn mit ihren Controversen zu martern. Angelangt auf dem Richtplatze, betrat der Herzog das Blutgerüste mit festem Schritt. Groß war die Zahl der versammelten Zuschauer, und viele schluchzten beim Anblick eines Unglücklichen, welcher dem Volke in einer früheren Zeit so theuer gewesen war. Der Herzog begann damit, daß er wenig sprechen werde: er komme, um zu sterben, und zwar als ein Protestant der englischen Hochkirche. Sogleich begannen seine Begleiter den alten Streit, behauptend, daß, wenn er der englischen Kirche angehören wolle, er die Lehre von dem Nicht-Widerstande für wahr anerkennen müsse. Vergeblich erwiederte er, daß in der allgemeinen Anerkennung der Lehren dieser Kirche alles enthalten sei; sie drangen auf eine specielle Anerkennung dieser Lehre mit Beziehung auf seinen Fall, jedoch ohne das Mindeste erreichen zu können. Um so lästige Bekehrer zum Schweigen zu bringen, übergab Monmouth ihnen ein Stück Papier, worauf von seiner Hand geschrieben war: „Ich erkläre, daß mir der Königstitel aufgedrungen worden, und

daß ich gegen meine Meinung zum König ausgerufen bin. Zur Beruhigung der Welt erkläre ich ferner, daß der verstorbene König mir gesagt hat, er sei nie mit meiner Mutter verehlicht gewesen. Und hiernach hoff' ich, daß der jetzige König meine Kinder nicht deshalb leiden lassen wird." Die Geistlichen waren mit diesem Inhalt schlecht zufrieden, weil er nichts über ihre Lieblingslehre — die vom leidenden Gehorsam — aussagte. Sie drangen also von Neuem auf Anerkennung dieser Lehre, wär' es nur mit wenigen Worten. Um von ihnen loszukommen, wendete sich der Herzog an den Scharfrichter, dem er erklärte, daß er keine Kappe über sein Gesicht ziehen lassen werde; zugleich begann er, sich auszukleiden. Je näher nun der verhängnißvolle Augenblick kam, desto eifriger drangen die Bischöfe darauf, daß der Herzog sich an die umstehenden Soldaten wenden, sich selbst als ein trauriges Beispiel der Rebellion darstellen, und das Volk ersuchen sollte, dem Könige treu und gehorsam zu seyn. „Ich will keine Reden halten," wiederholte Monmouth in einem abschneidenden Tone: „denn ich bin gekommen, um zu sterben." Er wendete sich noch einmal an den Nachrichter, und drückte die Hoffnung aus, daß er mit ihm entschlossener zu Werke gehen werde, als mit Lord Russel. Nachdem er nun das Beil befühlt, und auf die Besorgniß, daß es nicht scharf genug sei, zur Antwort erhalten hatte, es sei scharf und schwer genug, legte er seinen Kopf auf den Block. Die Geistlichen, eingedenk ihrer vergeblichen Bemühungen, unterließen nicht, Gott zu bitten, daß er des Sünders unvollkommene und allgemeine Reue annehmen möge. Mitten unter diesen Ejaculationen führte der Scharfrichter den

ersten Streich, jedoch so schwach, daß Monmouth, der nur leicht verwundet war, sein Haupt emporhob und dem Scharfrichter in's Angesicht schaute, als ob er ihm Vorwürfe machen wollte. Die beiden nächsten Streiche waren gleich unkräftig, und der Scharfrichter warf das Beil mit der Erklärung von sich, daß er das Werk nicht beendigen könne. Jetzt traten die Sheriffs mit Drohungen hervor, die ihn bestimmten, einen weiteren Versuch zu machen; und nach zwei neuen Streichen war das Haupt von dem Körper gesondert.

So endigte Jakob, Herzog von Monmouth, im 36sten Jahre seines Alters. Seine Eigenthümlichkeit, wie sein Schicksal, gehörten der Zeit an, in welcher er lebte und wirkte; und um nicht auf dem Blutgerüste zu sterben, hätte er von Karl dem Zweiten weniger ausgezeichnet, noch weniger aber in die besonderen Umstände, worein Jakob der Zweite England versetzt hatte, verflochten seyn müssen.

Lord Grey erkaufte sein Leben durch eine große Summe und durch die Aufschlüsse, die er dem Könige gab. Die Folge davon war, daß in Jakob dem Zweiten ein Blutdurst entstand, der kaum gestillt werden konnte. Wir halten uns jedoch nicht dabei auf, die Schlachtopfer zu zählen, welche die Grausamkeit eines Kirke und eines Jeffries, nicht selten auf den leisesten Verdacht, diesem Blutdurste darbrachte *).

Be-

*) Doch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß Jakob der Zweite auf die letzten Begebenheiten zwei Schaumünzen schlagen ließ, von welchen die eine ihn selbst mit der Umschrift: Aras et sceptra tuemur, die andere den Herzog von Monmouth ohne Umschrift

Befreit von zwei so bedeutenden Feinden, wie Argyle und Monmouth waren; gestachelt von den Jesuiten und übrigen Mönchen seiner Umgebung, welche den glücklichen Augenblick benutzt wissen wollten; aufgemuntert endlich durch ein protestantisches Kirchenthum, welches, im höchsten Widerspruche mit sich selbst, den leidenden Gehorsam und den Nicht-Widerstand zu einer Bürgertugend stempelte: beschloß Jakob der Zweite, die Wiederbekehrung des brittischen Volks zum katholischen Glauben nicht länger zu verschieben. Sein Fanatismus ging so weit, daß er seine Bestimmung als König nur in der Vollendung dieses großen Werkes fand. Selbst Innocenz der Elfte vermochte es nicht, ihn durch jene Warnungen davon abzuschrecken, die er, als Feind der Jesuiten, seinem Glückwunsch bei Jakobs Thronbesteigung einverleibte; denn dieser Pabst befürchtete nicht mit Unrecht, daß Jakob zu weit gehen und dadurch dem Katholicismus schaden möchte. Ein besonderer Auftritt zwischen diesem Könige und dem spanischen Gesandten würde gute Wirkungen hervorgebracht haben, wenn jener seiner selbst mächtig, oder des Nachdenkens fähig gewesen wäre. Don Pedro Ronquillo — dies war der Name des Gesandten — hatte bei der ersten Audienz, welche ihm ertheilt wurde, in den Vorzim-

---

darstellte. Die Kehrseite der ersteren enthielt die beiden kopflosen Rümpfe der so eben besiegten Feinde, mit dem Motto: Ambitio malesuada ruit; die der letzteren stellte einen Jüngling dar, welcher von einem Felsen stürzt, dessen Spitze drei Kronen trägt, mit dem Motto: Superi risere. — — Wer waren diese Superi? Etwa die Jesuiten? — In keinem Falle darf man annehmen, daß die Umschriften aus Jakobs Kopfe kamen.

mern des Königs so viel Mönche wahrgenommen, daß er, erschreckt von dieser Erscheinung, nicht unterließ Se. Majestät vor der Zudringlichkeit dieses Gesindels zu warnen, hinzufügend, daß die Reue zu spät kommen würde. Jakob, hierdurch beleidigt, fragte bloß, ob denn nicht auch der König von Spanien mit Mönchen zu Rathe gehe. „Ja, erwiederte Ronquillo; aber gerade darin liegt es, daß alle unsere Angelegenheiten verderben."

Unstreitig bildete sich Jakob ein, er könne sich, vermöge seines erblichen Rechts, dem englischen Volke eben so zum Gott geben, wie dies Ludwig dem Vierzehnten bis zum Jahre 1682 gelungen war. Den Anfang machte er, auf den Rath seiner Jesuiten, mit Irland. Hier hatte, bis zum Tode Karls des Zweiten, als Herzog von Ormond, jener Monk gewaltet, welchem das königliche Haus so große Verbindlichkeiten hatte. Aber dieser Herzog war ein eifriger Protestant. Er wurde also als Lord Lieutenant abberufen, und an seine Stelle trat zunächst ein Geheimer-Rath, welcher aus lauter Katholiken zusammengesetzt wurde. Der Vorwand zur Unterdrückung der Protestanten war bald gefunden: man nannte sie Begünstiger des Herzogs von Monmouth; und damit jeder Widerstand von ihrer Seite wegfallen möchte, lösete man die Miliz auf, und brachte an deren Stelle ein stehendes Heer, dessen Offiziere lauter Katholiken waren. Oberst Talbot, ein wüthender Papist, durch welchen diese Verwandlung zu Stande gebracht wurde, sah sich zu einem Grafen von Tyrconnel und zum General-Lieutenant der irischen Armee erhoben.

In England sollten die Dinge dieselbe Gestalt gewin-

nen. Zu diesem Endzweck vermehrte Jakob das stehende Heer von siebentausend Mann auf funfzehntausend, und machte an das neuerdings (9. Nov.) zusammenberufene Parliament die Forderung, daß es die, zur Unterhaltung nöthigen Summen bewilligen sollte. Die Anstellung katholischer Offiziere in diesem Heere rechtfertigte der König durch ihre erprobte Treue; und um keinen Einwand aufkommen zu lassen, erklärte er seinen festen Entschluß, die Wohlfahrt des Königreichs mit seinem Leben zu verbürgen. Zwar kamen die beiden Häuser jetzt zur Erkenntniß über die Folgen ihrer Servilität; allein noch vermochte keine Stimme durchzudringen, und ein Mitglied des Unterhauses, Namens Cook, mußte sich sogar in den Tower schicken lassen, weil er den Muth gehabt hatte, zu sagen: „er hoffe, die ganze Versammlung bestehe aus echten Engländern, und werde sich nicht durch ein Paar harte Worte aus der Bahn ihrer Pflicht werfen lassen.“ Das Unterhaus bewilligte die von ihm verlangte Summe (700,000 Pf.); als es aber wegen der Anstellung der katholischen Offiziere unterhandeln wollte, sah es sich sogleich vertagt — und von diesem Augenblick an, wurde von Jakob dem Zweiten kein Parliament mehr zusammen berufen.

Wir haben so eben bemerkt, daß Jakob sich Ludwig den Vierzehnten zum Muster genommen hatte; und wenn in irgend etwas, so zeigte sich hierin die Schwäche seiner Beurtheilung. Was dem französischen Monarchen gelungen war, das war ihm unter Umständen gelungen, welche für einen englischen König in dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts weit entfernt waren dieselben zu seyn. Noch mehr: Ludwig der Vierzehnte hatte in einem Alter

von 47 Jahren bereits aufgehört, Großes zu bewirken, als Jakob der Zweite den unseligen Gedanken faßte, dem von ihm gegebenen Beispiele zu folgen.

Genauer untersucht, beschränkt sich Ludwigs Heldenleben darauf, daß er es unternahm, dem Staate den Charakter eines Individuums zu geben, und daß er dies Unternehmen, unter dem Beistande höchst thätiger Minister, bis zu einem Grade durchführte, welcher in der europäischen Welt bis dahin nie erlebt war. Das Räthselhafte des Gelingens lag in Frankreichs Vergangenheit, und in dem Wunsche des unterdrückten Theiles der Nation aus der Verdunkelung hervorzutreten, worin er bis dahin von dem Adel und von der Geistlichkeit gehalten worden war. Wie nun der französische Monarch auch darüber denken, d. h. wie viel er auch seiner eigenthümlichen Kraft beimessen mochte: der Glaube an seine eigene Göttlichkeit wurde tief erschüttert, als ihn im Jahre 1682 eine Krankheit befiel, welche, nachdem sie, vier Jahre hindurch, die Stärke seines Temperaments erschüttert und den Lauf seiner Gedanken verändert hatte, zwar durch das Eisen eines geschickten Operatörs gehoben wurde, aber dennoch Wirkungen zurückließ, welche nicht zu heben waren. Mit Einem Wort: die Fistel, woran Ludwig bis zum Jahre 1686 litt, veränderte sein ganzes Wesen, indem sie zugleich bewies, daß man es niemals darauf anlegen soll, der Gesellschaft die Gebrechlichkeit eines Individuums zu geben. Der französische Monarch war nach seiner Wiederherstellung nur noch ein Schatten von dem, was er früher gewesen war, so daß man hätte sagen mögen, „er büße eine Größe ohne Beispiel unter seines Gleichen, durch

einen Verfall, der mit seinem Alter in keinem Verhältnisse stand." Weiber und Beichtväter hatten sich während der Krankheit seiner in einem, früher für unmöglich gehaltenen Grade bemächtigt. Aus dem dunklen Gemach der Wittwe Scarrons, in welches das Reich war verlegt worden, gingen Plagen ohne Zahl hervor: vor allem die Zurücknahme des Edikts von Nantes. Durch seinen Beichtiger hatte Ludwig sich überreden lassen, daß nur das katholische Kirchenthum zur Monarchie passe; und in dieser Ueberzeugung trug er kein Bedenken, Dragonaden gegen diejenigen einzuleiten, welchen sein Großvater die Erhebung auf den französischen Thron verdankte. Die Zurücknahme des Edikts von Nantes war indeß nur etwas Einzelnes. Es handelte sich überhaupt nicht mehr um Fortschritte: es handelte sich nur um Prunk, und so konnte es nicht fehlen, daß Colberts Entwürfe mit ihm selbst zu Grabe getragen wurden, und daß unfähige Minister und Generale den Vorzug vor den fähigen erhielten, bloß weil jene besser zum Hofe paßten, als diese.

Unstreitig paßte nur der in Verfall gerathene Ludwig zu der Schwäche Jakobs des Zweiten; aber England war deswegen nur um so schlimmer daran. Derselbe König, welcher die aus Frankreich vertriebenen Protestanten gastfreundlich aufnahm, erklärte allen brittischen Protestanten den Krieg auf eine Weise, die sich nicht verkennen ließ. Er nahm papistische Lords in seinen geheimen Rath auf, und wählte dazu gerade Diejenigen, welche seit längerer Zeit wegen ihrer Umtriebe verdächtig waren. Er entfernte aus seinem Ministerium alle Die, welche ihm nicht blindlings zustimmten: ein Schicksal, daß sogar seine Schwä-

ger (die Söhne des Kanzlers Clarendon) traf. Er entließ vier Richter, weil sie sich geweigert hatten, sein Vorrecht, von den Gesetzen zu dispensiren, anzuerkennen. Der katholische Gottesdienst ward öffentlich vollzogen; und nicht genug, daß die Jesuiten in verschiedenen Theilen des Königreichs Collegia anlegten, wurden auch vier in der königlichen Capelle consekrirte katholische Bischöfe nach allen Richtungen ausgesendet, um, unter dem Titel apostolischer Vikarien, bischöfliche Verrichtungen auszuüben. In der königlichen Druckerei wurden Hirtenbriefe vervielfältigt. Bald wimmelte die Hauptstadt von Mönchen. An die protestantische Geistlichkeit erging der Befehl, daß sie alle theologische Streitigkeiten vermeiden sollte, weil diese nur Erbitterung erzeugten; und da die protestantische Geistlichkeit jetzt wohl fühlte, daß sie mit der Lehre von dem leidenden Gehorsam und dem Nicht-Widerstande an die äußerste Gränze gekommen war: so war der König ernstlich auf die Wiederherstellung eines hohen Gerichtshofes für geistliche Angelegenheiten bedacht, wenn gleich in keiner anderen Absicht, als — um Männer, wie Tillotson, Stillingfleet, Tennison und andere, zu Boden zu drücken. Dieser Gerichtshof kam wirklich, zu Stande, wiewol nicht so, daß der Erzbischof von Canterbury den ihm angetragenen Vorsitz angenommen hätte. Jeffries, jetzt zum Peer und Lord Kanzler von England ernannt, war eins von den Laien-Mitglieder; so wie auch Sunderland, der sich in alle Launen des Königs zu schicken wußte, nur daß er sich nie bereden ließ, öffentlich zur katholischen Kirche überzugehen. Heftige Strafen zu verhängen, war die Hauptbestimmung dieses Gerichtshofes, der zuerst über den Bischof

von London herfiel, weil dieser sich geweigert hatte, einen Geistlichen zu entsetzen, welcher in der St. Annen-Kirche über einen Controvers-Punkt gepredigt hatte. Der König selbst suchte so viel Proselyten zu machen, als nur möglich war. Zugleich sendete er den Grafen von Castlemain nach Rom, um Sr. Heiligkeit seinen Gehorsam in geistlichen Dingen anzuzeigen; und obgleich diese Gesandtschaft mit der größten Gleichgültigkeit angenommen wurde, weil Innocenz der Elfte sich davon keine glückliche Wirkungen für das römisch-katholische Kirchenthum versprach, so ruhete Castlemain doch nicht eher, als bis er für den Pater Peters, Beichtiger des Königs, ein Bisthum, d. h. die Erlaubniß zur Annahme desselben, erwirkt hatte. Der Pabst sendete nunmehr seinen Nuncius nach London, weniger, weil er sich von dem neuen Verhältniß das Mindeste versprach, als weil er nicht ganz zurückbleiben wollte.

Hindernisse, welche die Hochkirche in den Weg legte, glaubte Jakob dadurch zu beseitigen, daß er die Presbyterianer für sich zu gewinnen suchte. Er gewährte also allen seinen schottischen Unterthanen volle Gewissensfreiheit, indem er, in Folge seiner königlichen Prärogative und seiner unumschränkten Macht, alle Gesetze gegen die Römisch-katholischen aufhob und alle die Eide abschaffte, wodurch Non-Conformisten an der Erwerbung von Aemtern und Ehrenstellen verhindert wurden. Die Covenanters, hiermit sehr zufrieden, dankten dem Könige für diese Wohlthat, ohne untersucht zu haben, wie viel ihnen davon zu Gute kommen würde. Vorsichtiger war man in England, als daselbst den 4. April 1687 dieselbe Gewissensfreiheit proclamirt wurde; denn hier durchschauete man

die Absicht des Königs, die Protestanten verschiedener Secten gegen einander zu hetzen, um alle mit einem Schlage zu Boden zu strecken. Der König fand also bestimmten Widerstand, als er den Pater Francis, einen Benedictiner-Mönch, als Magister in die Universität zu Cambridge aufzunehmen befahl; und dieser Widerstand wurde so weit getrieben, daß Jakob sich genöthigt sah, seinen Schützling fallen zu lassen. Gleiche Händel erhielt er mit dem Magdalenen-Collegium zu Oxford, wo noch vor kurzem die Lehre von dem Nicht-Widerstande gegen die königliche Autorität in voller Strenge gelehrt und geübt worden war. Alle diese Herren hatten nicht bedacht, daß auch ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt geschehen könne; und als sie nun sahen, daß nichts geduldet werden sollte, was nicht das Gepräge der Willkür trug, da leuchtete ihnen auf einmal das Gesetz nach seinem vollen Werthe ein. Hierüber veränderte sich die Stimmung der ganzen Nation, welche sich von nun an immer mehr von dem Könige zurückzog, so daß dieser mit seinen Ministern und Jesuiten täglich mehr vereinzelt wurde.

Was bevorstand, war bereits entschieden, als der vom Pabst ernannte Nuncius, Ferdinand Dada, am 3. Juli 1687 seinen öffentlichen Einzug in Windsor hielt. Dieser Dada, welcher heimlich schon lange in London residirte, und seit Jakobs Thronbesteigung immer die Person dieses Königs umgeben hatte, trotzte, auf Geheiß des Pabstes, dem Gesetz, das Jeden, der den Charakter eines päbstlichen Nuncius annehmen würde, für der Strafe des Hochverraths schuldig erklärte. In seiner Amtskleidung, das Kreuz voran und hinter sich einen Schwarm von Mönchen aller

Orden, zog er, zum größten Aergerniß des Volks, in Windsor ein. Allein es offenbarte sich auf der Stelle, daß selbst die entschiedensten Tories nicht so sehr Verächter des Gesetzes waren, daß sie der Liebhaberei des Königs die ganze bisherige Verfassung hätten aufopfern sollen. Der Herzog von Sommerset, welcher, als Oberkammerherr, den Nuncius zur Audienz führen sollte, weigerte sich dessen, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, daß er dem Könige nicht gehorchen könnte, ohne das Gesetz zu übertreten. Minder gewissenhaft war freilich der Herzog von Grafton; allein es war für den Augenblick genug, daß Sommerset seinen Posten und mit demselben ein Dragoner-Regiment verlor, das er seit einiger Zeit befehligt hatte. Zum wenigsten war ein auffallendes Beispiel gegeben.

In Jakobs Wunsche lag eine feierliche Zurücknahme der Test-Acte und aller der Gesetze, wodurch die Katholiken von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden. Da nun diese Zurücknahme nur dann von Erfolg seyn konnte, wenn sie durch das Parliament geschah, so fehlte es ihm zwar nicht an dem Muth, dieses wieder zu versammeln; vorher aber wollte er die Meinung des Prinzen von Oranien über diesen Gegenstand erforschen. Wilhelm seiner Seite zögerte, so lange er konnte; und als er endlich mit der Sprache heraus mußte, erklärte er sich, im Namen seiner Gemahlin (als nächsten Erbin des Throns), zwar nicht gegen die freie Religionsübung der Katholiken, wohl aber gegen die Abschaffung jener Gesetze, „weil die protestantische Religion nur in ihnen eine Stütze habe.“ Als dies bekannt wurde, fand ein großer Theil des englischen Volks hierin eine Aufmunterung zum Widerstande gegen

die willkürlichen Maßregeln der Regierung. Noch mehr: man fing an, die Augen auf den Prinzen von Oranien als auf den Einzigen zu richten, der dem angstvollen Zustande, worin man sich befand, ein Ende machen könnte; wobei man jedoch ruhig den Zeitpunkt abwarten wollte, wo die Gemahlin des Statthalters ihrem Vater in der Regierung folgen würde.

Doch in der wichtigen Angelegenheit, um welche es sich handelte, sollte kein Stillstand mehr Statt finden. Ganz plötzlich wurde die Nation von dem Befehle überrascht, daß Kirchengebete für die glückliche Entbindung der Königin gehalten werden sollten. Diese Nachricht von der Schwangerschaft der Gemahlin Jakobs des Zweiten schlug die Protestanten in demselben Grade nieder, worin sie die Katholiken zu einer unmäßigen Freude fortriß: jene sahen ihre Leiden verlängert, diese ihren Triumph gesichert. Die Jesuiten verstärkten diese doppelte Wirkung dadurch, daß sie die Geburt eines Sohnes ankündigten, und die Schwangerschaft der Königin für das wunderbare Ergebniß der Gelübde ausriefen, welche Maria und ihre Mutter der lieben Frau von Loretto gethan hätten. Dieser Zusatz regte den Unglauben der Protestanten stärker an. Unter ihnen war bald nur die Rede von einem Betrug, den der Hof spiele, um die älteste Tochter des Königs um ihre Ansprüche zu bringen; und was Anfangs eine bloße Voraussetzung war, das gedieh zur Gewißheit, als man sah, daß Jakob eine feindliche Stellung gegen seinen Schwiegersohn, den Statthalter in Holland, annahm, seine Seemacht verstärkte, und nur auf eine schickliche Veranlassung zu einer Kriegserklärung harrete.

Mitten in dieser höchst ungünstigen Stimmung der großen Mehrheit seiner Unterthanen, wagte es Jakob der Zweite, durch eine neue Erklärung alle Strafgesetze zurück zu nehmen, welche bisher den Protestantismus beschützt hatten; die Kränkung, welche der englischen Hochkirche hierdurch widerfuhr, wurde aber nicht wenig dadurch verstärkt, daß sämmtliche Bischöfe den Befehl erhielten, jene Erklärung in den Kirchen ihrer verschiedenen Diözesen verlesen zu lassen. Wie Jakob sich die Wirkungen dieser Maßregel berechnet hatte, steht dahin; doch ist so viel klar, daß, wenn er durch die Vernichtung der protestantischen Kirche zur Unumschränktheit gelangen wollte, der Kampf mit den Bischöfen von ihm nicht gefürchtet werden durfte: er mußte es vielmehr darauf anlegen, sie zum Ungehorsam zu verleiten, weil hierin das sicherste Mittel enthalten war, seinen Entwurf gegen den Protestantismus zur Ausführung zu bringen. Der Zufall nun wollte, daß die Bischöfe von St. Asaph, von Bath und Wells, von Ely, von Chichester, von Peterborough und von Bristol sich gerade in London aufhielten, als man ihnen die Verpflichtung auflegte, ihr eigenes Kirchenthum jedem anderen gleichzusetzen. Um keinen übereilten Beschluß zu fassen, vereinigten sie sich dahin, daß sie sich nach Lambeth zu dem Erzbischof von Canterbury begeben wollten. Hier angelangt, berathschlagten sie über den vorliegenden Fall, und ihre übereinstimmige Meinung war, daß sie dem Befehl des Königs nicht gehorchen könnten, ohne an ihrem Gewissen, an Gott und an dem Vaterlande zu Verräthern zu werden. Demgemäß setzten sie eine Bittschrift an den König auf, worin sie sich wegen ihrer Weigerung, seine Erklärung

öffentlich bekannt zu machen, zu rechtfertigen suchten. Sie rühre, sagten sie, weder von einem Widerstande gegen den Willen Sr. Majestät, noch von einem Mangel an Schonung für Nicht-Conformisten, wohl aber von der Beschaffenheit der Erklärung selbst her, sofern diese sich auf eine Gewalt gründe, die das Parliament, bei mehr als Einer Gelegenheit, für ungesetzlich erklärt habe; namentlich die Gewalt, von dem Gesetze loszusprechen. Mit dieser Bittschrift gingen sie nach London zurück, um dieselbe in corpore zu überreichen. Dies geschah den 18. May 1688. Der König, welcher sie nicht zurückweisen konnte, las ihre Bittschrift mit eben so viel Verwunderung als Misfallen; und als er sich darüber erklären mußte, geschah es in solchen Ausdrücken, daß den Bischöfen nichts weiter übrig blieb, als zu sagen, sie hätten sich in den Willen des Himmels ergeben.

Der Unwille Jakobs wuchs, als er erfuhr, daß Abschriften von der Vorstellung der Bischöfe in der Hauptstadt umliefen: er sah darin eine Aufforderung zur Empörung, und war entschlossen, dieselbe auf's Strengste zu ahnden. Die Bischöfe wurden also vor den Staatsrath beschieden, wo man ihnen die Frage vorlegte, ob sie die Vorstellung für echt erklärten. „Sie ist von meiner Hand geschrieben," erwiederte der Erzbischof von Canterbury. Der Kanzler fragte sie hierauf, ob sie Bürgschaft stellen wollten, daß sie entschlossen wären, in Kings-Bench zu erscheinen und daselbst auf den Vorwurf zu antworten, den man ihnen machen würde, daß sie das Ansehn des Königs zu verringern und den Frieden des Volks zu unterbrechen versucht hätten. Hierauf erwiederten sie: „sie

könnten ihrer Eigenschaft als Peers nicht entsagen: eine Eigenschaft, welche sie, vermöge des von ihnen geleisteten Eides, sich aller Neuerung in der Kirche und dem Staate zu widersetzen, eben so gewissenhaft bewahren müßten, als das Beste ihrer Kirche. Als nun der Kanzler drohete, daß, wenn sie ihre Vorstellung nicht zurücknähmen, er sie in den Tower schicken werde, zeigten sie sich bereit, zu gehen, wohin der König sie senden wolle, hinzufügend, daß sie Niemand fürchteten, da sie nichts gethan hätten, was durchs Gesetz verboten wäre. So viel Standhaftigkeit setzte in Verlegenheit. Doch blieb für den Augenblick nichts anderes übrig, als die Herausforderung anzunehmen. Die Ungefügigen wurden also in den Tower geschickt und der General-Anwald erhielt den Auftrag, ihnen den Proceß zu machen wegen eines aufrührerischen Libels gegen die Regierung des Königs. Da bereits die ganze Hauptstadt in Bewegung war, so befahl Jakob, daß die Verhafteten zu Wasser nach dem Tower abgeführt werden sollten. Kaum nun war dies bekannt geworden, als das Volk nach dem Gestade lief, die Märtyrer seines Glaubens zu sehen. In wenigen Augenblicken war das Ufer mit einem unermeßlichen Menschenschwarm bedeckt; und so wie die ehrwürdigen Gefangenen vorüberfuhren, fiel die Menge auf die Knie und bat um Segen, oder ermunterte zu einem standhaften Dulden. Die Bischöfe zeigten sich bescheiden, demüthig, ergeben in einen höheren Willen; sie beschworen das Volk, Gott zu fürchten, den König zu ehren und dem Gesetze zu gehorchen. So kamen sie im Tower an, wo selbst die Soldaten, erschüttert von diesem Schauspiele, niederknieten, und um Segen und Verzeihung

baten. Die Prälaten begaben sich zunächst in die Kapelle des Tower, wo sie den Himmel für die Trübsale dankten, deren er sie um der Religion willen gewürdigt habe.

Sie blieben im Tower bis zum 29. Juni, wo ihr Proceß geendigt werden sollte. Neun und zwanzig Peers, eine große Zahl von Standespersonen und eine unermeßliche Volksschaar begleitete sie nach Westminsterhall; denn ihre Sache wurde für eine Krise gehalten, welche über die künftige Sklaverei oder Freiheit des Volks entscheiden müsse. Unter den Rechtsgelehrten erhob sich ein heftiger Streit; nachdem sich aber Halloway und Powel (zwei von den Richtern) zum Vortheile der Bischöfe erklärt hatten, zog die Jury sich zurück. Die ganze Nacht hindurch blieb sie beisammen, und als sie am folgenden Morgen zum Vorschein kam, erklärte sie die Bischöfe für — nicht schuldig. Westminster ertönte auf der Stelle von einem Freudengeschrei, das sich schnell nach London verbreitete und hier in verstärkten Tönen wiederhallete. Der König befand sich zu Hounslow in Lord Feversham's Zelt, als der Jubel auch ihn errreichte. Begierig, die Ursache desselben zu kennen, erkundigte er sich; und als Lord Feversham ihm sagte, es sei nichts weiter, als die Freude der Soldaten über die Lossprechung der Bischöfe, rief er verdrüßlich aus: „Ihr sagt, nichts weiter? Um so schlimmer, weil es nichts weiter ist!“ Er kehrte sogleich nach Whitehall zurück, und verbot alle Versammlungen des Volks in den Straßen und auf den Plätzen. Dies verhinderte jedoch die Einwohner der Hauptstadt nicht an Freudenfeuern und Erleuchtungen: eine Widersetzlichkeit, welche den unglücklichen Fürsten dergestalt aufbrachte, daß er Halloway und

Powel entsetzte und die Bischöfe vor den geistlichen Gerichtshof zu stellen drohete.

Inzwischen war die Königin den 10. Juni von einem Prinzen genesen, der in der Taufe den Namen Jakob erhalten hatte und auf der Stelle zum Prinzen von Wales ernannt worden war. Als solcher hatte der Prinz allein Anspruch auf die Kronen von England, Schottland und Irland; und da sich voraussetzen ließ, daß er keine andere Erziehung erhalten würde, als die, welche den Wahnbegriffen seines Vaters entsprach: so fühlten sich alle diejenigen in ihren Erwartungen betrogen, die von Jakobs näherem oder entfernterem Tod eine Verbesserung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes in England erwartet hatten. Man kann sagen, daß diese ohne Ausnahme zur Verzweiflung übergingen: zum Wenigsten entsagten sie ihrer bisherigen Unthätigkeit; und die Aufmunterung, welche Wilhelm von Oranien durch sie erhielt, wurde von jetzt an so dringend, daß es der Mühe werth ward, einen Landungsversuch zu machen.

Wilhelm war zugleich Neffe und Schwiegersohn Jakobs des Zweiten. Wenn er nun den Entschluß faßte, seinen Oheim und Schwiegervater vom Throne zu stoßen, um sich auf denselben nieder zu lassen: so mußte er, als regierender Fürst, dazu Beweggründe haben, die sich in dem Umkreise des Gewöhnlichen und Hergebrachten um so weniger auffinden lassen, sobald man weiß, daß Wilhelm nicht zu den leidenschaftlichen Seelen gehörte, die auf's Gerathewohl etwas unternehmen, und, wenn es fehl schlägt, sich damit trösten, daß das Schicksal ihnen nicht günstig gewesen sei. Männer dieser Art handeln nicht

eher, als bis sie des Erfolgs gewiß sind; und was Kühnheit in ihnen scheint, ist selten noch mehr, als Vertrauen zu der vorangegangenen genauen Berechnung ihres Unternehmens.

Welcher Art waren also Wilhelms Beweggründe? —

Als Neffe und Schwiegersohn des Königs von England, hatte er durch seine Gemahlin die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron auf den Fall, daß Jakob der Zweite den Schauplatz der Welt ohne männliche Leibes-Erben hinterließ. Die Geburt eines Prinzen von Wales konnte ihm also nicht gleichgültig seyn. In welchem Lichte er diese aber auch betrachten mochte: so war seine nahe Verwandtschaft mit dem Hause Stuart nicht das einzige Band, das ihn an England fesselte. Wie hätte er vergessen mögen, daß es Cromwell'n gelungen war, seine Dynastie von der Statthalterschaft auszuschließen, und daß Karl der Zweite sich mit Ludwig dem Vierzehnten zur Vernichtung Hollands verbunden hatte? Was in dem letzteren Falle geschehen war, konnte wiederkehren, so lange die Abhängigkeit der Stuarts von den Königen Frankreichs dauerte; und wo war die Gränze dieser Abhängigkeit bei dem Misverhältnisse, worin die Stuarts mit den Engländern lebten? Es war aber nicht bloß sein Vortheil, daß dieser Abhängigkeit ein Ende gemacht wurde; es war zugleich der Vortheil der ganzen europäischen Welt, Frankreich allein ausgenommen: denn die Vergewaltigungen, welche sich Ludwig der Vierzehnte in Beziehung auf Spanien, Italien und Deutschland erlaubte, waren nur in dem negativen Beistande gegründet, den die Stuarts ihm leisteten, und eine bessere Politik von Seiten dieses Hauses

ses war das unfehlbare Mittel, den übermächtigen Ludwig in die Schranken zurück zu drängen, wodurch die Freiheit sämmtlicher Continental-Staaten gesichert wurde. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß dies die allgemeine Ueberzeugung der Cabinete war. Was auch im Jahre 1686 zu Augsburg unter den daselbst versammelten Fürsten verhandelt werden mochte: Wilhelm war die Seele dieses Congresses, der Urheber des Bundes, welcher von demselben ausging. Sofern es ihm nun bei seinem Unternehmen um die Zustimmung der europäischen Fürsten zu thun seyn mußte, konnte er, wo nicht auf den Beistand, doch auf die Billigung aller derjenigen rechnen, welche sich von Frankreich bedroht glaubten, und der Tyrannei Ludwigs des Vierzehnten, in Beziehung auf Europa, eine Gränze gesetzt zu sehen wünschten. Die Sache lag schlechtweg so, daß Jakob der Zweite vom Thron gestoßen werden mußte, wenn Englands Kraft dem König von Frankreich entzogen und den Verbündeten zugewendet werden sollte. In einem solchen Falle schickt man sich in das Nothwendige; und es läßt sich glauben, daß die zu Augsburg versammelten Fürsten dem Prinzen von Oranien ihre Zustimmung um so weniger versagten, da Jakob der Zweite sich, um Ludwigs des Vierzehnten willen, in Beziehung auf das Ausland eben so vereinzelt hatte, wie in Beziehung auf sein eigenes Königreich. Wenn Wilhelm noch zwei volle Jahre verstreichen ließ, ehe er Hand ans Werk legte: so hatte dies keinen anderen Grund, als daß es, auf der einen Seite, der Vorkehrungen bedurfte, und daß, auf der anderen, das Misvergnügen der Engländer mit Jakobs Verwaltung die Höhe erreichen

mußte, welche den Erfolg unfehlbarer machte. Im Jahre 1688 nun gewann der Prinz von Oranien die Ueberzeugung, daß diese Höhe erreicht sei. Während der Haag von den Unzufriedenen wimmelte, welche Jakobs Despotismus aus England vertrieben hatte, und der holländische Gesandte in London durch Gold und große Verheißungen neue Anhänger gewann, wurde die Landung beschlossen.

Frankreich, welches den in Regensburg auf zwanzig Jahre geschlossenen Waffenstillstand gebrochen hatte, um dem augsburger Bündniß mit besserem Erfolge zu widerstehen, war nicht so blind, oder so schlecht unterrichtet, daß es Wilhelms Absichten verkannt hätte. Nun begriff man am französischen Hofe wohl, daß es, um die Vereinigung der englischen Krone mit dem Statthalterthum der vereinigten Provinzen zu hintertreiben, kein wirksameres Mittel gäbe, als — die Ausrüstung einer Flotte und die Errichtung eines Lagers an der Gränze von Holland; allein, da man allen unnöthigen Aufwand vermeiden wollte, so begnügte man sich damit, ein Heer über den Rhein zu senden, das sich in den Monaten September und October der Städte Philippsburg und Mainz, nebst der ganzen Pfalz und einen Theil des Kurfürstenthums Trier, bemächtigen mußte. Louvois Voraussetzung bei diesen Anordnungen war, daß die Holländer, wenn sie einen Krieg in der Nachbarschaft ausbrechen sähen, es nicht wagen würden, sich in die englischen Unruhen zu mischen. Wie unrichtig beurtheilte er jedoch den Prinz von Oranien! Wie that er gerade das, was dieser wünschte, um zu seinem Ziele zu gelangen!

Wilhelm hatte, in voller Uebereinstimmung mit den

allgemeinen Ständen, seine Maßregeln so gut genommen, daß in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen über vierhundert Transportschiffe gemiethet waren. Geräuschlos näherte sich sein, aus etwa 15000 Mann bestehendes, Heer auf Flüssen und Kanälen dem Meeresufer. Hier geschah die Einschiffung auf 50 Linienschiffen, 25 Fregatten und mehr als 500 Transportschiffen; und als sie vollendet war, ging Wilhelm den 21. Oct. 1688 unter Segel, ausgerüstet mit allem, was den Erfolg sichert, versehen vorzüglich mit Geld. Er selbst befand sich auf einer Fregatte, welche die brittische Flagge mit der Inschrift führte: „Ich werde die protestantische Religion und die Freiheiten Englands vertheidigen." Ein Sturm, der sich bald nach der Abfahrt erhob, zerstreute die Flotte, und Wilhelm kam gegen seinen Willen nach Helvoetschluys zurück. Doch nach und nach sammelten sich die Schiffe wieder um ihn her; und nachdem die nöthigen Ausbesserungen gemacht waren, stach die Flotte von neuem in See und wurde von einem günstigen Winde nach der Westküste Englands geführt. Schon den 5. Nov. landete Wilhelm seine Truppen, bei dem Dorfe Broxholme, in Torbay, während er sein Geschütz nach Topscham, dem Seehafen von Exeter, sendete, wohin er den folgenden Tag selbst abging.

Es hatte in den ersten 10 Tagen nicht das Ansehn, als ob er Unterstützung finden würde. Doch allmählig kamen Englands Großen zur Besinnung über ihr Verhältniß zur Nation; und nachdem Einzelne das Beispiel gegeben hatten, sah sich Wilhelm in kurzer Zeit so verstärkt, daß er mit der größten Ruhe und Sicherheit zu Werke

gehen konnte. Um kurz zu seyn: nicht bloß das Heer fiel von Jakob ab, sondern auch seine Lieblingstochter Anna entfloh, in der Begleitung des Bischofs von London, nach Nottingham zu dem Prinzen von Oranien. Als Jakob dies erfuhr, rief er weinend aus: „Gott helfe mir, meine eigenen Kinder haben mich verlassen!“ In den Unterhandelungen, die er mit dem Prinzen von Oranien anknüpfte, sah er nur zu deutlich, daß seine Rolle beendigt war; doch nicht alle Hoffnung aufgebend, wendete er sich an den Grafen von Bedford, der sich in seiner Nähe befand, mit den Worten: „Mylord, Sie sind ein ehrlicher Mann, stehen in großem Ansehn und können mir einen ausgezeichneten Dienst erweisen.“ Die Antwort des Grafen war: Sire, ich bin ein schwacher alter Mann, unfähig zu jedem bedeutenden Dienst; aber ich hatte einen Sohn, der, wenn er noch lebte, Ewr. Majestät auf eine wirksamere Weise dienen könnte.“ So wurde Lord Russel gerächt. Jakob war von der Antwort des Greises so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Was blieb unter diesen Umständen anderes übrig, als eine schleunige Flucht? Am meisten drangen die Jesuiten darauf, daß kein Augenblick verloren gehen dürfe. Den Prinzen von Wales im Arm, vertraute sich die Königin am 10. Dec. in einer stürmischen Nacht dem Boote, das sie die Themse hinabführte, und wartete bei Lambeth auf die Kutsche, welche der Herzog von Lauzun für sie herbeizuführen versprochen hatte: sie ging, von diesem Herzog begleitet, nach Gravesend, wo sie sich auf einem kleinen Fahrzeuge nach Calais einschiffte. Der König, welcher, nach ihrer Abreise, die Oede seines Palastes uner-

träglich fand, folgte ihr wenig Stunden darauf, begleitet von einigen Dienern, die ihn nicht hatten verlassen wollen. Zu Feversham von dem Pöbel geplündert, der ihn für seinen Kaplan hielt, ließ er sich durch den Grafen von Winchelsea bereden, noch einmal nach London zurückzugehen und die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien fortzusetzen. Doch er ward nur Zeuge von den Fortschritten, welche dieser Prinz in den Herzen der vornehmsten Engländer gemacht hatte. Vergeblich bat er um eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohn: sie ward ihm versagt, und was nur ersonnen werden konnte, um ihn zu einer Flucht nach Frankreich zu bereden, wurde von den Freunden des Prinzen mit Sorgfalt angewendet und blieb nicht ohne Erfolg. Den 23. Dec. also verließ Jakob London, das er nie wieder sehen sollte; und nach einem kurzen Aufenthalt in Rochester, ging er auf einer Fregatte nach Ambleteuse über, von wo er sich nach St. Germain begab, um an Ludwig des Vierzehnten Seite sich über den Verlust seiner Kronen zu trösten.

So endigte dieser unglückliche Versuch, durch die Zurückführung des Katholicismus zur Unumschränktheit zu gelangen. Was in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den Jesuiten in Deutschland fehlgeschlagen war, dasselbe misglückte ihnen in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums in England; und wer auf den Grund der Sache dringt, erkennt ohne Mühe, warum es misglücken mußte. Dieser Grund war nämlich kein anderer, als daß eine Herrschaft sich nur durch diejenigen Mittel ausüben läßt, welche der vorhandene Cultur-Grad als die wirksamsten empfiehlt; denn, wenn man sich von diesem Princip son-

dert, um durch Mittel zu herrschen, welche der Vergangenheit angehören, so ist die unvermeidliche Folge dieses Misgriffs, daß man alles verwirrt und die Gesellschaft in einen angstvollen Zustand versetzt, den sie auf die Dauer nicht ertragen kann. Ganz unstreitig hatte Jakob der Zweite in Hinsicht der Gesinnung den Vorzug vor seinem verstorbenen Bruder; jedoch die Verstandesschwäche, die ihn zu einem blinden Werkzeuge der Jesuiten machte, führte ihn an den Rand des Verderbens — nicht etwa durch die Bosheit derjenigen, die er seine Unterthanen zu nennen berechtigt war, auch nicht durch irgend eine Tücke des Schicksals, wohl aber durch den Eigensinn, womit er von seinem Zeitalter verlangte, daß es hinter sich selbst zurückstehen sollte: eine Forderung, über welche man sich sehr glimpflich ausdrückt, wenn man sie thöricht nennt.

Die Herrschaft des gesellschaftlichen Gesetzes zu verdrängen, um den kirchlichen Aberglauben an die Stelle desselben zu bringen: dies war, wie in Deutschland, so in England, das Endziel der Jesuiten gewesen. Was hatten sie erreicht? Die Antwort auf diese Frage liegt im Folgenden.

Wilhelm von Oranien war allzu einsichtsvoll, um dem Rathe Derjenigen zu folgen, welche darauf drangen, daß er seine Ansprüche auf die englische Krone auf das Recht der Eroberung gründen sollte. Weit angemessener seiner ganzen Lage erschien ihm der Vorschlag einiger zu London versammelten Peers, daß er das Parliament in Form einer Versammlung der Notablen Englands zusammen berufen möchte, um durch diese sowohl die künftige Regierungsform; als die Grundgesetze des Königreichs festzu-

stellen. Diese Versammlung trat, unter der einfachen Benennung eines Convents, den 22. Jan. 1689 zusammen. Alle Streitigkeiten, welche sich über die Art und Weise der Wiederbesetzung des Throns erhoben, schlug Wilhelm, im Gefühl seiner Nothwendigkeit, durch die Erklärung zu Boden, „daß er weder den Titel eines Regenten annehmen, noch jemals eine Krone tragen werde, die von dem guten Willen oder von dem Leben eines Anderen abhange." Das Unterhaus beschloß hierauf, daß der Thron dem König Wilhelm und der Königin Maria anheim fallen sollte; und dieser Beschluß wurde, nach vielen Erörterungen, vom Oberhause angenommen. Beide Häuser vereinigten sich hierauf dahin, daß die königliche Macht allein dem Prinzen Wilhelm beiwohnen sollte. Die Erbfolge wurde so festgestellt, daß die Prinzessin Anna und ihre Erben, der Königin Maria und deren Erben, die Erben Wilhelms aber den Erben der Prinzessin Anna folgen sollten *). Um aber auch den Beschwerden der Nation abzuhelfen, wurde eine Urkunde entworfen, welche unter der Benennung: Deklaration der Rechte, berühmt geworden ist. Sie war höchst einfach; denn sie enthielt kaum noch etwas mehr, als daß der König weder die Ausübung der Ge-

---

*) Eine spätere Parliaments-Acte, vom Jahre 1701, trug die Thronfolge auf das Haus Hannover über, und zwar unter folgenden Bedingungen: der König oder die Königin aus diesem Hause, sollten, wenn sie den Thron bestiegen, gehalten seyn, sich der hohen Kirche und den Gesetzen von 1689 zu unterwerfen; sie sollten die Nation nicht, ohne die Genehmigung des Parliaments, in Kriege zur Vertheidigung ihrer Erbstaaten verwickeln, auch nicht aus dem Königreiche gehen und kein Staatsamt einem Fremden geben. Siehe Statutes of the Parliament of England. Lond. 1786. T. IV. p. 57.

setze hemmen, noch von den Gesetzen dispensiren sollte; ferner, daß es ihm nicht frei stehen sollte, neue Gerichtshöfe anzuordnen und ohne die vorangegangene Einwilligung des Parliaments Gelder zu erheben und in Friedenszeiten ein Heer zu unterhalten. Der Treueid wurde auf das einfache Versprechen des Gehorsams beschränkt, und die bischöfliche Kirche für Schottland abgeschafft. Wilhelm ließ sich diese Bedingungen gefallen, weil er wohl einsah, daß ein höheres Maß von Freiheit nur dann gefährlich ist, wenn es nicht aus der Gesetzgebung hervorgeht. Im fünften Jahre seiner Regierung wurde die Preßfreiheit bestätigt *). Und so war denn das Ergebniß aller Bemühungen der Jesuiten und ihres folgsamen Zöglings, Jakobs des Zweiten, in jedem Betracht das Umgekehrte von dem, was sie beabsichtigt hatten; zum ewigen Beweise, daß die Entwickelungsfähigkeit des Menschen und der menschlichen Gesellschaft über alle Hemmnisse siegt und alle Vernichtungsentwürfe zu Schanden macht.

Wir werden in dem Nachfolgenden sehen, welche Kraft das brittische Reich durch diese Umwälzung gewann, und wie die politische Gestalt Europa's durch dieselbe plötzlich verwandelt wurde.

---

*) Die Parliaments-Acte in Betreff der Preßfreiheit ist vom Jahre 1694.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort über Zettelbanken.

Meinungen sehr verschiedener Art sind über die in Preußen zu errichtende Nationalbank, so wie über andere ähnliche Anstalten, neuerdings in öffentlichen Blättern ausgesprochen worden. Auch in den letzten Heften dieser Monatsschrift befindet sich ein gediegener Aufsatz darüber, dessen Verfasser indeß selbst zur Widerlegung derjenigen von ihm aufgestellten Sätze auffordert, deren Richtigkeit nicht ganz erwiesen scheinen sollte. Einem Freunde der Staatswirthschaft möge es daher erlaubt seyn, auch seine Meinung über diesen Gegenstand auszusprechen, da eine vielseitige Beleuchtung desselben, wäre es auch bisweilen unter einem falschen Licht, nur zur bessern Erkenntniß der Sache beitragen kann.

Ich stelle mir zur Aufgabe die kurze Beantwortung der drei Fragen:

1) Worin bestehen eigentlich die Operationen einer Zettelbank?

2) Ist es vortheilhafter, das Bankgeschäft Privatleuten zu übergeben, oder soll es der Staat selbst übernehmen?

3) Welche Wirkungen wird eine Bank hervorbringen?

Das Geschäft einer Zettelbank besteht, wie bekannt, im Wesentlichen darin, daß sie einen Theil des, im gesellschaftlichen Verkehr circulirenden baaren Geldes gegen Bankozettel eintauscht, die zu jeder Stunde bei ihr können

realisirt werden. Da Papier im Verkehr in der Regel bequemer ist, als baares Geld: so sind die meisten Menschen sehr geneigt, Papiergeld statt des letzteren zu nehmen, wenn sie die Ueberzeugung haben, daß sie es in jedem Augenblick in Silber oder Gold verwandeln können. Die Menge Zettel, die eine Bank ausgeben kann, wird daher ganz auf ihrem Credit beruhen; und wollte sie mehr ausgeben, so würde diejenige Menge Bankozettel, die sie mehr in den Verkehr bringt, als das Publicum anzunehmen bereit ist, augenblicklich wieder zur Realisirung in die Bank zurückfließen, oder der Credit und der Werth der Bankozettel würden sinken, und dieselben mithin zur Bank zurückströmen. Hieraus folgt schon von selbst, daß man nie fürchten darf, eine solche Bank werde zu viel Zettel ausgeben, sobald nur das Princip aufrecht erhalten wird, daß sie alle ihr präsentirten Bankozettel pünktlich realisirt, und für diese nie eine von der obersten Behörde gebotene Zwangscirculation eintritt, deren Nachtheile zu bekannt sind, als daß es nöthig wäre, hier etwas darüber zu sagen.

Von den circulirenden Bankozetteln fließt, wie bekannt, ein Theil täglich zur Realisation in die Bank zurück, und zu diesem Behuf ist ein Capital baares Geld (das eigentliche Betriebscapital der Bank) nöthig, welches aber, wenn die Anzahl der circulirenden Bankozettel den Bedürfnissen des Publicums angemessen ist, nur einen geringen Theil des ganzen Bankozettelbetrages ausmacht.

Außerdem pflegen die Banken, um sich den Credit des Publicums zu erhalten, gewöhnlich noch, außer diesem Betriebscapitale, den ganzen übrigen Betrag der cirkuliren-

den Bankozettel in leicht realisirbaren Papieren (gleichsam als Caution) niederlegen, um damit, im Nothfall, jenes eigentliche Betriebscapital zu verstärken. Dieser deponirte Cautions- oder Reservefond trägt indeß, wie gewöhnliche Cautionen, er mag nun zu kaufmännischen Geschäften benutzt, oder in zinsbaren Papieren niedergelegt werden, seine regelmäßigen Interessen. Gesetzt nun, um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, in einer Bank seyen 200,000 Rthlr. baares Geld als Betriebscapital, 800,000 Rthlr. in verzinslichen Papieren als Reservefond niedergelegt, und sie habe, für diesen ganzen Belauf, also für 1 Million Thaler, Bankozettel ausgegeben, und besäße einen solchen Credit, daß jene 200,000 Rthlr. zur Realisation aller eingehenden Bankozettel vollkommen hinreichten: so ist leicht einzusehen, daß die Bankunternehmer für den Werth der, als Reservefond eingeschossenen 800,000 Rthlr. den Geldbetrag der dafür ausgegebenen Bankozettel erhalten haben, welchen sie beliebig benutzen können, und daß das eigentliche zum Betriebe des Bankgeschäfts wirklich erforderliche und eingezahlte Capital nur 200,000 Rthlr. beträgt, für welches die Unternehmer nun die Interessen des Reservefonds (800,000 Rthlr.) ziehen. Das Bankgeschäft ist mithin, bei hinreichendem Credit, ein sehr vortheilhaftes Geschäft, da in diesem Fall die Zinsen von einem viel größern Capital gezogen werden, als das eigentliche Betriebscapital beträgt.

Die zweite Frage ist nun: soll dieser Vortheil von Privatleuten oder vom Staate gezogen werden? Man behauptet gewöhnlich, der Staat gebe nicht dieselbe Sicherheit, als Privatleute. Es giebt aber für die Sicher-

heit, die sowohl Privatleute als der Staat leisten können, keinen bessern Maßstab, als den Credit; und wenn der Staat im Stande ist, eben so viel Bankozettel nach dem Nennwerth in Circulation zu setzen, als eine Privatgesellschaft: so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Sicherheit, die er leisten kann, eben so gut ist, als die der Privatgesellschaft. Ueberdies ist nicht einzusehen, warum der Staat, bei dem zufälligen Zusammenströmen einer größern Anzahl Bankozettel an der Bank, weniger baares Geld sollte zusammenbringen können, als Privatleute, da ihm alle seine Kassen zu Gebote stehen; und das Beispiel der Tresorscheine (die durchaus ganz den Charakter von Staatsbankozetteln, nur nicht ihren Namen haben) nach dem Kriege von 1806 hat bewiesen, daß im Ganzen sehr wenig baares Geld nöthig ist, um solche Zettel bis zum Pari zu heben, ungeachtet die Tresorscheine damals sehr im Werthe gesunken waren, weil früher keine Realisirung derselben statt fand. Dagegen sind eine Menge Privatbanken bekannt, deren Zettel eben so gut, wie die Zettel von Staatsbanken, ganz oder theilweis ihren Werth verloren haben.

Wenn aber eine Privatgesellschaft das Bankgeschäft übernimmt, so sind zwei Fälle zu unterscheiden.

a) Entweder erhalten die Bankozettel gesetzlichen Curs in den Staatskassen;

b) oder dies findet nicht Statt.

Im erstern Fall ertheilt der Staat der Bankgesellschaft ein sehr einträgliches Privilegium, nämlich: das Privilegium der unentgeltlichen Benutzung derjenigen Summe baaren Geldes, welche in den Staatskassen in

Bankozetteln cursirt, oder mit andern Worten: der Staat erlaubt der Bankgesellschaft, mit einem großen Theile des in seinen Kassen cursirenden Geldes Geschäfte zu machen, und nimmt dafür die Bankozettel als Schuldscheine an. Es ist nun zwar gewiß, daß es unrecht wäre, baares Geld in den Kassen cursiren zu lassen, wenn Papiergeld denselben Dienst thut, und wenn es Mittel giebt, von diesem in den Kassen ungenutzt liegenden oder cursirenden baaren Gelde Zinsen zu ziehen: aber warum sollte der Staat nicht selbst den bedeutenden Vortheil, den diese Operation gewährt, ziehen wollen, sondern ihn einer Privatgesellschaft als reines Geschenk überlassen?

Hierzu würde noch der Nachtheil kommen, daß, wenn Zeiten einträten, wo der Credit der Bank litte, oder ihr Fond verloren ginge, der Staat entweder selbst zur Realisation der Bankozettel nach dem Nennwerth gezwungen wäre (weil sie in seine Kassen in ihrem vollen Nennwerth eingingen); oder daß er, wenn er sie nicht für voll, sondern nur nach dem Curs gelten lassen wollte, an den, in seinen Kassen vorhandenen Bankozetteln einen großen Verlust erleiden würde; oder endlich, daß er zu der noch verderblicheren Maßregel greifen müßte, ihnen einen Zwangswerth zu geben, d. h. sie für voll auszugeben, aber nicht so anzunehmen.

Hiernach scheint es unvortheilhaft, den Zetteln einer Privatbank (ob sie den Namen Nationalbank führt, trägt nichts zur Sache bei) Curs in den Staatskassen zu geben.

Erhalten aber die Bankozettel einer Privatgesellschaft keinen gesetzlichen Curs in den öffentlichen Kassen: dann

bleibt das Geschäft eine reine Privatsache, indem es dann blos von dem Credit der Bankgesellschaft abhängen wird, ob sie ihren Bankozetteln, und welcher Quantität derselben, sie Curs zu verschaffen im Stande ist, weil es jedermann frei steht, sein baares Geld, gegen einen Schuldschein der Bank (Bankozettel), der letztern ohne Interessen zur Benutzung zu überlassen.

Wenn aber der Preußische Staat die Vortheile, die eine Bank gewährt, in ihrer ganzen Ausdehnung sich aneignen wollte: so dürfte er nur so viele neue Tresorscheine creiren, als noch ohne Anwendung von Zwangsmitteln zum Nennwerth im Publicum in Curs gebracht werden können, und dafür Staatsschuldscheine im gleichen Betrage einziehen, deren Interessen dadurch für den Staat erspart würden. Es ist keineswegs zu befürchten, daß die Masse der Tresorscheine dadurch übermäßig, und die Bedürfnisse der Circulation überschreitend, vermehrt werden würde. Denn geschähe dies: so würde, wie schon oben erwähnt, dieser Ueberschuß immer sogleich zur Realisation zurückfließen, und der Staat keinen Nutzen daraus ziehen können. Stets prompte Realisation der präsentirten Bankozettel (Tresorscheine) und Annahme derselben zum vollen Werth in den öffentlichen Kassen, bliebe aber immer die erste Bedingung, wenn das Bankgeschäft nicht ins Stokken gerathen sollte. Zu einer stets prompten Realisation ist aber, selbst unter sehr ungünstigen Umständen, wie schon oben erwähnt wurde, nur immer im Ganzen ein geringes Betriebscapital nothwendig, wenn man sich nur von der Klippe einer Zwangscirculation (hauptsächlich vom Ausgeben derselben aus den Staatskassen zu einem höhern Werth,

als sie darin angenommen oder eingewechselt werden) entfernt hält, die unter allen Umständen ein versteckter Bankerott ist. Sollte aber wirklich einmal der Credit des Staates sinken, und die Tresorscheine einen Theil ihres Werthes verlieren, so würde dies auch bei den Staatsschuldscheinen verhältnißmäßig Statt finden, und in diesem Fall es ziemlich gleichgültig seyn, ob mehr oder weniger Tresorscheine in Circulation wären, wenn nur der Gesammtbetrag des Staatspapiergeldes (Staatsschuldscheine und Tresorscheine zusammen genommen) derselbe bleibt.

Was endlich die allgemeinen Wirkungen der Bank betrifft: so können sie nur darin bestehen, daß die Circulationsmittel des Verkehrs um die Masse der Bankozettel vermehrt werden. Beschränkte sich diese Vermehrung auf einzelne Landstriche, so würde durch dieselbe allerdings eine größere Wohlfeilheit des Geldes, und somit eine merkliche Preishöhung aller Waaren herbeigeführt werden. Bei dem jetzigen Verkehr der Staaten unter einander gleicht sich aber der Ueberschuß an Circulationsmitteln in verschiedenen Ländern sehr bald aus, wie die geringen Unterschiede des Wechselcurses zeigen, welcher der eigentliche Maßstab des Geldwerthes in verschiedenen Gegenden ist; und eine, in einem Landstriche Statt findende Vermehrung der Circulationsmittel durch Bankozettel, vertheilt sich eben so in alle Theile der gesammten Handelswelt, wie eine plötzliche Vermehrung des baaren Geldes thun würde Der Preis der Waaren kann mithin dadurch nur in dem Verhältniß erhöht werden, wie sich die Menge der neugeschaffenen Bankozettel zur Menge der in der ganzen Handelswelt umlaufenden Circulationsmittel verhält; und

nur dann würde eine merkliche Wohlfeilheit des Geldes (d. i. Erhöhung der Waarenpreise) durch Errichtung von Banken herbeigeführt werden, wenn sie plötzlich in allen Staaten zugleich in's Leben träten, und die Summe der von ihnen ausgegebenen Bankozettel so bedeutend wäre, daß sie einem merklichen Theile der Masse des jetzt in der gesammten Handelswelt umlaufenden Goldes und Silbers gleich käme. Davon sind wir aber noch sehr weit entfernt; besonders da die in allen Ländern täglich zunehmende Bevölkerung und Industrie auch eine successive Vermehrung der Circulationsmittel erfordert, wenn ihr Preis derselbe bleiben soll.

Für das Publicum und für die Industrie wird also unmittelbar wenig Nutzen aus einer Bank entspringen: denn die Behauptung, daß eine Vermehrung der Circulationsmittel auch eine Vermehrung des Verkehrs herbeiführe, ist durchaus unhaltbar, da eine lebhafte Geldcirculation wohl eine Folge oder ein Zeichen eines regen Verkehrs, keineswegs aber eine Ursache desselben ist, bei jener Behauptung also eine Verwechselung der Ursache mit der Wirkung Statt findet. Dagegen ist aber nicht zu leugnen, daß durch die Gründung einer Bank Gelegenheit gegeben wird, der Industrie so viel Capital mehr zuzuwenden, als die Summe der ausgegeben Bankzettel oder des dafür eingenommenen Geldes beträgt, da dies letztere nunmehr vortheilhaft angelegt werden kann, und nicht mehr unverzinset in den Händen des Publicums cursirt: denn würden z. B. 1 Million Bankozettel creirt, so würde der Erfolg ganz derselbe seyn, als wenn die Bank-

un-

unternehmer 800,000 Rthlr. (gemäß unserer obigen beispielsweisen Annahme), die irgendwo unproductiv vergraben lagen, als gefunden oder zinsfrei auf unbestimmte Zeit zur Benützung erhalten hätten.

Durch die Creirung von Bankozetteln wird auf diese Art also auch eine wirkliche Vermehrung des Capitals, und dadurch, wie immer, eine Verminderung des Zinsfußes herbeigeführt: aber beide Wirkungen können sich auch hier, eben so wenig wie bei andern Capitalien, auf Ein Land allein erstrecken. Würden z. B. in Preußen 10 Millionen neue Tresorscheine mehr wirklich in Umlauf gesetzt, und dafür in gleichem Betrage Staatsschuldscheine eingezogen: so würde dadurch unfehlbar der Werth der Staatsschuldscheine und mit ihnen auch der Werth der ausländischen Staatspapiere steigen, oder, mit andern Worten, eine Verminderung des Zinsfußes eintreten. Diese Verminderung des Zinsfußes würde aber, wie schon erwähnt, in Vergleich des frühern Zinsfußes, nur ungefähr so viel betragen, als der Zuwachs an Tresorscheinen und die Verminderung der Staatsschuldscheine im Verhältniß der Gesammtheit der zinstragenden öffentlichen Papiere aller Länder. Dieser Zuwachs würde also verhältnißmäßig nur sehr gering seyn.

Ich habe hier bloß die Hauptumrisse der Eigenthümlichkeiten und der Wirkungen des Zettelbankgeschäfts zu geben versucht, eine Menge dabei zu berücksichtigender einzelner Fälle und Modalitäten aber unerwähnt gelassen, um mich nicht in ein zu weites Feld zu verirren. Ich verweise in dieser Hinsicht auf Adam Smith, dessen Ansichten über

Zettelbanken, so wie über die meisten staatswirthschaftlichen Gegenstände, noch immer unbestritten fest stehen, und dessen unsterbliches Werk immer mehr im Haushalte der Völker als Autorität zu gelten anfängt, weswegen das Studium desselben allen staatswirthschaftlichen Projectmachern nicht genug zu empfehlen ist.

— ß.

Wir müssen das Geld im Lande behalten.

I.

„So viele Zeitungen!“ schmunzelte mein Schumacher, indem er, ein Paar neuer Stiefeln an der Hand, leise in mein Zimmer trat, und den Kopf über den Tisch hinbog, wo die Blätter lagen. „Wohl viel Neues, und auch Gutes?“

Ich. Neues eben nicht, Gutes recht viel.

Er. So, das ist ja erfreulich! Etwa schon eine Bekanntmachung, daß die fremden Waaren bei uns wieder verboten werden sollen, wie es sonst war, und wir unser Geld im Lande behalten?

Ich. Das ich nicht wüßte; im Gegentheil wollen die englischen Minister eben jetzt dem Parliamente vorschlagen, alle fremden Waaren, auch die unsrigen, gegen mäßige Zölle einzulassen, wie es bisher nicht war, obgleich der gebildete Theil der Nation es längst gewünscht hat.

Er. Was Sie sagen! Das ist ja, als wenn sie es uns nachthäten?

Ich. Kann seyn; es wäre nicht das erste Mal, daß Preußen andern Staaten ein gutes Beispiel gegeben hat.

Er. Ein gutes, sagen Sie? Ich weiß doch nicht. Und dann die Engländer — ich kann es kaum glauben. Die sind schlau, und wenn sie es thun, so haben sie gewiß ihre Absichten.

Ich. Absichten, freilich! Sollen Sie etwa ohne Absicht handeln?

Er. Ich meine nur, Absichten auf ihren Vortheil.

Ich. Nun freilich auf ihren Vortheil. Sollen sie etwa an ihren alten Einrichtungen åndern, mit der Ueberzeugung, daß sie Schaden davon haben, bloß uns und Andern zur Liebe? Jeder ist sich selbst der Nächste. Das Sprichwort taugt nicht viel; aber sie kennen es so gut, als wir. Das Wahre ist: die jetzigen Engländer, nämlich die Regierung, und der Theil der Nation, welcher über so etwas urtheilen kann, der verständige und unpartheiische, sehen ein, daß nicht Alles gut ist, was ihre Väter gemacht haben, oder nicht für alle Zeit. So z. B. daß die Nation im Ganzen von den bisherigen hohen Zöllen großen Nachtheil gehabt hat; darum wollen sie dies jetzt ändern, und ein vernünftiges System einführen, wie wir seit 1818.

Er. Sie glauben also, die Engländer würden ihr Geld so, mir nichts dir nichts, aus dem Lande lassen?

Ich. Lieber Mann, ich wollte, wir hätten beide nur für Ein Jahr die Zinsen von den Geldsummen, welche die Engländer jedes Jahr, einmal mehr, einmal weniger, in fremde Länder schicken, auch zu uns. Wir könnten damit alle Schulden unsrer Stadt auf Einem Brette bezahlen, ich weiß nicht, welche Stiftungen machen, und behielten immer noch genug übrig für uns und unsre Kinder.

Er. Ja, das war, oder ist, für Dinge, die sie brauchen.

Ich. Freilich brauchen, oder zu brauchen glauben. Geben denn etwa Sie Ihr Geld für andre weg?

Er. Nun freilich wohl. Die Engländer sind reich; die können es schon aushalten. Aber die ärmern Länder! Wohin wird es mit diesen kommen bei der Handelsfreiheit! Wohin anders als in immer tiefere Armuth!

Ich. Die kaufen desto weniger, wie unsre ärmern Mitbürger weniger Schuhwerk bei Ihnen machen lassen. — Indessen, da wir einmal von dieser Sache sprechen, so will ich ihnen wohl ein Wort in's Ohr vertrauen; wir sind Nachbarn und alte Freunde; Sie werden es nicht weiter tragen. Dort liegt ein Brief aus Berlin, worin mir gemeldet wird, man gehe wirklich mit dem Plane um, den Kaffee und Zucker fürerst bis zum Doppelten oder Dreifachen ihres Preises zu besteuern, und bald darauf ganz zu verbieten. Das neuerliche Steigen dieser Waaren, wer weiß, wie dies zusammenhängt? Wir wollen uns in der Stille auf einige Zeit versorgen. Man wird ja doch von Privatleuten keine Nachsteuer fordern. Der Regierung ist die Maßregel nicht zu verdenken. Denn gerade dies sind ein Paar Artikel, wofür wir am meisten Geld, wie man glaubt, aus dem Lande schicken. Es ist natürlich, daß sie mit dem wichtigsten den Anfang macht. Vor 100 Jahren wußte man von beiden in unserer Gegend so gut als nichts, und Sie erinnern sich wohl noch, aus jener guten Zeit der Verbote, von den Staats-Kaffee-Brennereien gehört zu haben, wo man den Kaffee kaufen, und bis zum Fünf- oder Sechsfachen des Marktpreises bezahlen mußte, bloß zu dem heilsamen Zwecke, daß man ihn nicht tränke, und das Geld dafür im Lande bliebe.

Er. Wie sagen Sie: den Kaffee und den Zucker? Aber das ist ja zum Genießen, zur Gesundheit; daran ist man einmal gewöhnt!

Ich. Man muß sich wieder entwöhnen. Unsre Großväter waren ohne Kaffee und Zucker eben so gesund, als wir; manche behaupten sogar, noch gesünder, was ich indeß nicht glaube. Und dann sollen bald hinterdrein die fremden Tabacksblätter folgen.

Er. Ich bitte Sie, auch das noch! Da sollen wir uns den Taback wohl auch abgewöhnen, oder ihn selbst bauen, und die eigenen Blätter in das Abendpfeifchen stopfen — vollends im Winter, in der Stube bei der reinlichen Frau und den Töchtern, mit denen man schon seine Noth hat — und die Herrschaften vom Lande, wenn sie ansprechen und ihre Bestellungen machen!

Ich. Es thut mir leid; dafür behalten Sie aber auch das Geld nicht bloß im Lande, sondern sogar in Ihrem eigenen Hause. Und wer kann wissen, was schon erfunden ist, oder noch erfunden wird, um unsre Landblätter so mit Wohlgerüchen zu durchbeizen, daß sie schmecken, duften, bekommen, wie die besten aus Amerika? (Er schüttelte bedenklich den Kopf.) Vielleicht hat sich sogar der Künstler schon gemeldet, der dieses Alles leisten will, mit dem Rezept in der Tasche, und noch mehr, sobald nur erst das Verbot da seyn würde. Sie haben es gewiß so gut gehört, als ich, daß der Erfindungsgeist erst dann recht thätig ist, wenn ihm seine Producte ohnehin abgekauft werden müssen, und er sich durch keine Anregungen mehr von außen her gestört sieht. Nach dem Taback — Sie sehen, man will langsam verfahren, und Sie

begreifen leicht, warum? — soll zunächst die Reihe an den fremden Wein kommen; verstehen Sie?

Er. Ach, nur zu gut verstehe ich! Lieber Gott, nicht einmal mehr ein Gläschen Mallaga an Ehrentagen, oder alten Franz für Alter und Schwachheit!

Ich. Wir haben die schönen Landesweine an den westlichen Flüssen, Saar, Mosel, Rhein; in der Nähe den potsdamer und grünberger; zuletzt das gute Bier.

Er. Die westlichen Weine kenne ich nicht; die aus der Nähe habe ich wohl versucht; ich will sie nicht verachten, wenn ich sie nur nicht trinken soll. Wenn denn nur das gute Bier wirklich immer und überall im Lande gut wäre! Die Herren in Berlin mögen das so nicht wissen. Z. B. hier bei uns mit dem Reihebrauen, den Bäcker S. ausgenommen — o weh! Der Mensch gewöhnt sich freilich an Alles, wenn er muß.

Ich. Besser, meinen Sie, wenn er will. So denk' ich auch. Sie dürfen ja aber nur wollen. Sehen Sie, wenn Sie mit allen Gleichgesinnten hier an unserm Orte, mit Allen, die über nichts so gern reden und klagen, als über den Ausfluß des Geldes, einen Bund schlössen, für sich, für ihre Frauen und Kinder, all'en den fremden Dingen abzusagen, und darunter freilich den gefährlichsten, die wir eben genannt haben, zuerst? Da wären wir ja auf einmal über den Berg, und dürften die Regierung gar nicht erst bemühen. Ist die Sache gut, und dies wird sich bald genug zeigen, wenn wir Alle unser Geld im Kasten behalten — gute Beispiele haben noch immer Nachfolge gefunden, und ehe wir uns umsähen, wäre Alles bei uns inländisch, von einer Gränze bis zur

andern! Ein Hauptpunkt hiebei ist, daß wir für den Bund einen empfehlenden Namen finden. Namen und Kleider — Sie wissen ja! Ich denke, wie man die Schlachten nach den nächsten Orten zu nennen pflegt, so bleiben wir am Besten bei dem Namen unsrer Stadt, der auch ganz harmonisch klingt, und nennen ihn einfach den P. p. Bund. So hat unsre Stadt noch Ehre davon bei Mit- und Nachwelt, und so werden die andern sich um so lieber anschließen, wenn wir nichts voraus begehren, und jede unter ihrem eignen Namen auftreten kann. Ohnehin ist es eine Art Krieg, wozu wir uns vereinigen; ein Kampf mit dem Vorurtheil für das Ausländische, mit der Gewohnheit, mit der sogenannten Aufklärung, Cultur, Civilisation, und wie die neumodischen Wörter sonst noch heißen. Ich bin dabei! Doch, wenn ich rathen soll, sehen Sie sich mit meiner Bundesgenossenschaft ein wenig vor. Was ich einmal will, das will ich recht; etwas Tüchtiges müssen wir machen, oder nichts. Werden wir künftig nur Cichorienkaffee von unsern Feldern trinken, oder gar keinen, unsre Speisen und Getränke nur mit Runkelrüben- oder Kartoffelzucker, oder mit Honig süßen, nur Landtaback rauchen, uns an die Landesweine oder Biere halten: welchen Grund hätten wir, unsre Röcke nicht von weißem Tuche zu tragen, oder sie mit allerlei Pflanzen und Wurzeln zu färben, oder, wenn wir die erinnerungsreiche Nationalfarbe nun einmal nicht aufgeben wollen, Waidindig zu machen, wie unsre Vorfahren? Mag das Blau immerhin stumpf sein, hat es doch Keiner glänzender; und mag es sechsmal so theuer sein, halten wir doch das Geld im Lande fest, was jetzt für den Anilindig nach

Amerika geht. Scharlachroth, wozu? der rothe Grund in Ihrer Weste, und der Streifen da an Ihrer Mütze, von dergleichen Luxus müssen Sie zurückkommen. Wenn nicht, so müssen wir uns entschließen, auch die Cochenille selbst zu ziehen. Und warum dies nicht? Lassen Sie das Pfund, welches jetzt 10 Rthlr. gelten mag, künftig 100 kosten; was thut das uns? Sind es doch unsre Mitbürger, welche die Treibhäuser bauen, sie heizen, die Pflanze und das Thierchen darauf pflegen werden, und sind wir doch sicher, daß wir in Kriegszeiten nicht nöthig haben, sogar 15 oder 20 Rthlr. für das Pfund an die Fremden wegzuwerfen. Mich ärgert nur, daß wir das Zinn zu der Solution, wie man's nennt, nicht im Lande besitzen. Wir wollen eine Prämie aus unserer Bundeskasse ausbieten, wer ein Zinnlager entdeckt, oder Blei in Zinn verwandeln kann. Vor allen Dingen aber, daß kein Bundesglied Seide oder Baumwolle trage! Ihr schwarzes Halstuch wird confiscirt, und außer Landes verkauft, zum Vortheil unsrer Prämienkasse. Dies Verbot dauert so lange, bis wir gelernt haben, aus unsrer Pappelwolle, die jetzt der Wind verweht, Mousselin zu machen, und bis wir so viel Seide im Lande bauen, als wir brauchen. Wie, bei unserm ernsthaften Vorhaben wollten wir zugeben, daß für diese Materialien noch länger so entsetzlich viel Geld aus dem Lande gehe? Wer hatte Seide unter unsern heidnischen Stammvätern vor 1000, oder Baumwolle vor weniger als 100 Jahren? König Friedrich Wilhelm I. wollte keine Baumwollfabriken im Lande wissen, und verfügte manches scharfe Mittel dagegen. Perlen, Edelsteine, Kunstwerke — das versteht sich von selbst, daß davon nichts Fremdes in unsern

Kreis kommen, oder darin bleiben darf. Aber auch überhaupt nichts von Gold oder Silber zum Gebrauch, noch was damit auf irgend eine Weise überzogen ist; ja ein Hauptpunkt wäre, meines Erachtens, daß wir bei der Regierung, gleichzeitig mit dem Gesuch um Genehmigung unsers Bundesstatuts, auf das Einzige antrügen, das Münzen aus Gold und Silber einzustellen. Das edle Metall schleift sich und greift sich nur ab, und verfliegt in die Luft oder in die Erde; der Himmel weiß, was daraus wird, und ob die Stäubchen sich jemals wieder zusammenfinden, und ob dann gerade bei uns? Was Jeder von goldnen oder silbernen Geräthschaften und Schmuck, oder von gemünztem Gelde besitzt, was er künftig davon erwirbt, wird eingeschmelzt. Wir wickeln die gediegenen Stängelchen in rostfreies Papier, und legen sie hin, allmählig immer eins zum andern. Ich sehe nicht ab, warum wir bei unserm, künftig bloß inländischen, Verkehr nicht eben so gut mit eisernem Gelde auskommen können? was auch schon einmal bei einem alten Volke da gewesen ist.

Und was meinen Sie vom fremden Leder? — Lieber Nachbar, Sie sind ja auf einmal so still und in sich gekehrt. Was ist Ihnen? Vom fremden Leder, fragte ich.

Er. Nun ja, das Leder ließe sich schon noch eher entbehren. Wir Schumacher, wissen Sie, gerben ja auch selbst. Indessen, aufrichtig gesagt, wenn man elegante Kunden zu bedienen hat, wie den Herr Justizrath (er verneigte sich) und die werthe Familie — es geht nicht; ein bischen Auswahl ist doch gut und nöthig.

Ich. Aber Sie vergessen den Bund, unter dessen Gesetzen wir stehen. Mit der Eleganz hat's ein Ende.

Er. Der Bund? Ja, Sie sprachen davon; aber was ich davon verstanden habe, bester Herr, mir scheint doch, das geht zu weit.

Ich. Wie, zu weit? Kann man zu weit gehen, wenn es das Heil, ja die Rettung des ganzen Vaterlandes gilt? Denken Sie doch nur: keine fremde Waare mehr im Lande! Welche Selbstständigkeit, welche Abgeschlossenheit; und dieses aus dem freien festen Willen der ganzen Nation! Folglich auch keine Zölle, keine Gränzaufseher mehr! Was diese bisher kosteten, wird an den Abgaben erlassen, und was Jeder dadurch spart, ist ein neuer Zuwachs zu unsern Stängelchen. Das Verdrießliche ist nur, daß, wie überall nichts Neues geschieht unter der Sonne, so auch wir mit unserm Plane auf die Ehre der ersten Erfindung Verzicht thun müssen. Denn, wenn der Ruf von diesen unsern heldenmüthigen Entsagungen, wie nicht zu zweifeln, sich über die Erde verbreitet; verlassen Sie sich darauf, daß dort hinten in Ostasien sogleich irgend ein spitzfindiger Chinese oder Japaner hervortreten wird, und sprechen: „Schade, daß die Preußen keinen Thee, keine Seide mehr von uns nehmen; aber Sie haben Recht. Die Völker müssen selbstständig seyn, abgeschlossen, wie wir. Man sieht, was ein gutes Beispiel thut. Die eingebildeten Europäer kennen noch Manches von uns lernen!"

Aber wenn Sie fürchten, daß unser Bund zu weit gehe; wo ist denn Ihre Gränze? Unser ganzes Gespräch entspann sich ja aus Ihrem Wunsche, Ihrer Hoffnung sogar, daß die fremden Waaren wieder verboten würden, und das Geld im Lande bliebe. Was meinten Sie denn eigentlich?

Er. Nun, ich meinte den gedruckten englischen Kattun, und die sächsischen baumwollenen Strümpfe, und das französische Seidenzeug, und Bänder, und solche Dinge. Sie wissen, von diesen Artikeln wird Eins und das Andre auch an unserm Orte fabrizirt, und da hört man denn allerlei Klagen, und — spricht sie nach.

Ich. Das sollte kein Mann, am wenigsten ein so achtbarer, wie Sie, ein Mitpfleger der Stadt! (Er sahe mich freundlich dankend an.) Indeß sind dies Artikel, die zunächst vor den Richterstuhl Ihrer Frau und der Töchter gehören. Dort also bringen Sie Ihre Klage zuerst an; dann wollen wir weiter sprechen. Doch fürchte ich fast, der Bescheid wird lauten, wie eben jetzt der Ihrige vom Leder: „ein bischen Auswahl ist doch gut und nöthig."

Für jetzt nehmen Sie noch die Eine Betrachtung mit nach Hause: Für die großen Handelsgegenstände, die ich Ihnen vorgeführt habe, geben wir jährlich 50, 80, 100 oder mehr aus; ich weiß es nicht, auf alle Fälle und augenscheinlich, sehr viel im Ganzen. Diese zu entbehren, davon wollen Sie nichts wissen. Die andern, die Sie nennen, und von denen Sie doch immer erst wieder den Werth der fremden Materialen abziehen müßten, machen gegen jene zuverlässig nicht 1 aus; gerade diese aber wollen Sie verbannen, und darin alles Heil für den Staat finden! Ist Ihnen denn nicht wenigsten das bekannte Sprichwort eingefallen von dem Hund und seinem Schwanz?

Er. Ei wohl ist mir dies eingefallen und noch manches Andre.

Ich. Zum Exempel?

Er. Zum Exempel: Man hat doch das Seinige

redlich erlernt, ist fleißig gewesen, sparsam, hat etwas vor sich gebracht; wozu, wenn man so vielen Dingen entsagen soll, womit man, bei der Arbeit und in den Ruhestunden, sich und den Seinigen das Leben erheitert?

Ich. Gut, und weiter?

Er. Und die Reichen oder Wohlhabenden im Lande, wenn sie alle auf das Entbehren kommen, freiwillig oder gezwungen, was soll aus den vielen tausend Aermern werden, in der Nähe und Ferne, die bisher für ihre Bedürfnisse, wie man es jetzt noch nennt, arbeiteten? Ich dachte nur einen Augenblick an die Menge von Geräth, was meine Frau bloß wegen des Kaffee's hält, und was davon immerfort ersetzt, oder auch wohl vermehrt wird.

Ich. Auch gut.

Er. Und wenn Sie in Ihrem Bunde nun gar die fremden Materialien ausschließen wollen, die Seide, die Baumwolle, die Farbestoffe; wo sollen wir hin mit den vielen tausend Menschen im Lande, die gerade nur diese zu verarbeiten gelernt haben?

Ich. Da weiß ich Rath. Die Alten pensionirt der Bund, bis sie aussterben; die andern arbeiten in Wolle, in Leinen; das lernt sich bald. Die Zünfte, wo deren noch sind, dürfen freilich keine Umstände machen, und den Uebergang erschweren.

Er. Ich glaube, Sie stellen sich das Eine und das Andre etwas zu leicht vor. Die Bundeskasse ist auch noch nicht da, und Sie weisen schon Pensionen und Prämien darauf an. — Und dann wir hier an der großen Straße, vergeht doch kaum ein Tag im Jahre, da wir nicht viele Centner von unsern Landesgütern über die Gränze ziehen

sehen. Wenn wir gar nichts mehr kaufen von den Fremden, wie sollen denn sie von uns kaufen können? Ich habe bisweilen von Handelsleuten gehört, daß wir in manchem Jahre kaum so viel in Geldeswerth für Kaffee und Zucker ein-, als bloß in Leinenwaaren ausführen, wenn der Handel etwas lebhaft ist.

Ich. Das ist wahr. Wenn nun aber der Handel nicht lebhaft ist? Das hängt doch von den Ausländern ab. Die gehen uns in unserm Bunde nichts mehr an; das eben ist unsre Selbstständigkeit!

Er. Nun freilich, ein Jahr ist nicht, wie das andre, auch nicht bei meinem Gewerbe, kann's auch nicht seyn. Geht es einmal schlechter, so ziehen wir uns mit den Ausgaben etwas zusammen. Niemand bezahlte mir mehr für meine Arbeit, da das Korn 3 Rthlr. galt, als jetzt, da es noch nicht 1 Rthlr. kostet. Damals wurde mir's freilich sauer bei den vielen Leuten, die ich zu ernähren hatte. Ich mußte mich doch fügen. Im Ganzen gleicht sich dies schon aus.

Ich. Es freut mich, wenn Sie zufrieden sind. Aber kommen Sie zu Ende, ich muß an meine Geschäfte.

Er. Ich bitte, nur noch ein einziges Wörtchen. Sagen Sie mir, wenn es wirklich so käme, wie Sie es geschildert haben; was sollen die Reichen und Wohlhabenden mit den aufgehäuften Stängelchen zuletzt anfangen?

Ich. Z. B. Armenhäuser bauen.

Er. Ja, wenn ich es recht bedenke, die möchten wir wohl am nöthigsten brauchen.

Ich. Oder Chausseen, Kanäle.

Er. Wozu die, wenn aller Handel herein und hin-

aus, aller Verkehr mit Fremden, nach Ihrem Plane, aufhören soll? Zum Spatzierenfahren sind auch die gewöhnlichen Wege gut genug. Und dann haben Sie ja schon das eiserne Geld prägen lassen, um alle inländische Arbeit damit zu bezahlen?

Ich. Ganz recht! Sie sehen, wie leicht man seine eignen glücklichsten Gedanken und Vorschläge vergißt, wenn sie neu sind. Nun, so mögen unsre Reichen ihre Stängelchen ansehen, mögen es recht fühlen, daß sie reich sind, und immer reicher werden, und dagegen die Reichen in andern Ländern, die nicht so klug sind, wie wir, immer ärmer.

Er. Lieber Gott, wenn das Reichthum und Armuth ist, so weiß ich, was ich wähle! Ich will es Ihnen nur gestehen: bei Ihrer Schilderung wurde mir bald heiß, bald kalt, recht eigentlich bange. Das Land kam mir so grausig-einsam vor, alles Leben erstarrt, wie im Grabe. Ich habe mein väterliches Erbe sehr lieb, möchte auch meine schöne Kundschaft nicht aufgeben; aber wie Sie da von dem Vorhaben der Regierung, vollends von den Bundesgesetzen, sprachen — es ergriff mich so wehmüthig; ich konnte es doch nicht lassen, ich mußte dort hinaussehen, wo die Gränze geht.

Und sagen Sie mir einmal recht aufrichtig: ist es denn wirklich so gefährlich mit der Handelsfreiheit, wie man von so vielen Seiten hört? Sie selbst schienen vorher ganz andrer Meinung zu seyn; und ich, ich habe doch auch auf der Wanderschaft in manchem deutschen Lande gearbeitet, wo der Handel wirklich frei war, wie er dies bei uns noch lange nicht ist; ich sehe dies z. B. schon

beim Leder. Die Leute wußten es dort nicht anders, spotteten wohl gar über unsre damaligen Verbote, und das Examinir- und Visitirwesen, und befanden sich zum wenigsten eben so gut, als ich es bei uns gesehen hatte, sogar besser in manchen Stücken, wie mir schien. Und jetzt bei uns: wie lange ist es her, seitdem die fremden Zeuge und dergleichen bei uns eingehen dürfen? Sie sagten es wohl vorhin.

Ich. Das ist lange her; schon seitdem uns die Franzosen das erstemal besuchten; bestimmt gesetzlich seit sechs Jahren.

Er. Nun freilich, seit jenem Besuch ist wohl Manches geschehen, was den Nahrungsstand überall etwas angegriffen hat; aber es kommt mir jetzt selbst beinahe lächerlich vor, daß, wenn es uns irgendwo drückt, die Handelsfreiheit, wie wir sie jetzt noch erst haben, daran mit, oder wohl gar hauptsächlich, Schuld seyn soll. So müßten ja die etlichen Länder, die sich zuschließen, wie der Bäcker S. sein Haus, um so viel besser daran seyn, als wir; wollen Sie aber erst klagen hören, so sprechen Sie nur, was von da oder dort zu uns herüberkommt.

Ich. Ich glaube, daß Sie recht haben. Doch nehmen Sie zum Schlusse noch einen guten Rath an: hüten Sie sich künftig vor dem Nachsprechen, und —

Er. O, ich bitte, reden Sie nicht aus! An das andre Sprichwort vom Leisten habe ich auch schon selbst gedacht.

Ich. Das wollt' ich nicht sagen. Auch Sie auf Ihrem allerdings beschränktern Standpunkt, und — wie es mir keine Ueberwindung kostet, hinzuzusetzen — auch

ich auf dem meinigen, wir können uns, selbst bei schwierig scheinenden Fragen der Staatsverwaltungs- wie der Sittenlehre, in den meisten Fällen wohl zurechtfinden, wenn es uns nur redlich um die Wahrheit zu thun ist, und wir alles Persönliche zur Seite lassen. Das Mittel dazu hat schon ein alter Weiser empfohlen: bist du im Zweifel, so untersuche zuerst, welches die Folgen seyn würden, wenn die Maxime (Maßregel), wonach du selbst handeln, oder die Handlungen Andrer bestimmen willst, die allgemeine Regel würde. So z. B. „Ob ich die Paar Stücke Zeug versteure, oder nicht; was liegt daran? Der König hat doch genug." Oder: „Ich thue, was ich muß, und damit gut!" Oder: „Wie es vormals gewesen ist, so muß es bleiben;" und dergleichen unwürdige, wenigstens unüberlegte Sentenzen mehr. Sind wir denn aber jetzt nicht eben auch der Lehre jenes Weisen gefolgt? Wir haben uns nur flüchtig einige Folgen, bei weitem nicht alle, vergegenwärtigt, wenn unsre Maxime: „Wir müssen das Geld im Lande behalten," als allgemeine Regel durchgeführt werden sollte, und schon darüber ist Ihnen das Herz so schwer, zugleich aber auch die Frage selbst so klar geworden, daß Sie Ihre eigne frühere Ansicht mit recht tüchtigen Gründen zu bestreiten anfingen.

Er. Ich danke Ihnen; der Rath soll nicht verloren seyn. Und wenn nun die Herren in Berlin auf ihrem höhern Standpunkte, von wo aus sie freilich viel weiter und nach allen Seiten hin sehen können, bei den Vorschlägen, die sie dem Könige zu thun gedenken, sich eben auch erst jener Lehre des alten Weisen erinnern? Was meinen Sie?

Ich. Ich zweifle nicht, daß sie es thun.

Er. Je länger ich es bedenke, und zugleich den ganz leidlichen Zustand, worin wir uns denn doch bisher befunden haben — ich auch nicht!

Aber ich vergesse ja ganz die Hauptsache für mich, Ihre Stiefeln. Wollten Sie sie nicht versuchen?

Ich. Wozu? Sie werden es schon getroffen haben. Sind die Zuthaten inländisch oder fremd?

Er. Diesmal von Berlin und von Potsdam, aber die besten.

Ich. Mir gleichviel, wenn nur gut und des Preises werth.

Er. Gewiß! Doch bitte ich, warten Sie nicht zu lange mit dem ersten Anziehen.

Ich. Noch heute oder morgen, nur nicht jetzt. Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen!

II.

Ich muß es dem braven Manne schon zu Gefallen thun, dachte ich. Er ist sich wohl bewußt, daß er es doch nicht immer trifft, so lange er auch schon für mich arbeitet, und so ein altzunftrechter Meister er ist.

Der Abend war schön, und so auf die Gefahr, mit etwas verletzten Füßen zurückzukommen, wanderte ich in den neuen Stiefeln hinaus in unsern Bürgergarten, und nahm Platz in einer unbesetzten Laube. Die Ruhe, die ich mir hier versprochen hatte, wurde indeß bald gestört durch einen lebhaften Wortwechsel, der aus einer andern in die meinige herüberdrang. Es betraf unsern Bäcker S.

Der Bäcker S., ein sehr bemittelter, nach dem Maß-

stabe unsrer Stadt reicher Mann, hatte in jüngern Jahren viel Umgang mit einem Accisekassenbeamten gehabt, und so, bei Gelegenheit jeder Prohibition oder Steuererhöhung, die auch ihm mitunter empfindlich wurden, immer aus erster Hand den Trost empfangen: die Regierung müsse sorgen, daß das Geld im Lande bliebe. Diesen Spruch hatte er dann in seiner Weise weiter verarbeitet. „Im Lande? — dies unterschied er sehr wohl — das heißt nicht im Erdboden, sondern bei den Einwohnern, bei jedem Einwohner, in eines Jeden Tasche, auch in der meinigen. Also muß ich das Entbehrliche entbehren, das Nothwendige, so viel möglich Alles, selbst hervorbringen und zurichten, mich von Andern unabhängig machen, mir selbst genügen." Er hatte von Natur einen gewissen Hang zum Stillleben. Nichts hatte er so gern gelesen, als die Geschichten von den Erzvätern, oder andre Schilderungen von einer ehemaligen Unschuldswelt, wo jede Familie einen kleinen Staat für sich ausmachte, in welchem der Hausvater, oder sein Stellvertreter, so zu sagen der König wäre. Dies sei das wahre tausendjährige Reich, welches Johannes in seiner Begeisterung erblickt und verkündigt habe: das Reich der Frömmigkeit, Sittenreinheit, der Eintracht, des allgemeinen Friedens. Je weiter über den Familienkreis hinaus, desto mehr von diesem Allen das Gegentheil; je mehr Berührungen unter den Menschen, desto mehr Laster. Diese innere und äußere Verbindungen, Verkehr, Handel, oder wie man es sonst nenne, dies sei eben der Drache, welchen der Apostel von dem Engel an die lange Kette gebunden gesehen, auf dieselben tausend Jahre. An jenem Reiche müsse schon jeder Einzelne von

selbst bauen, wie viel mehr die Staatsverwaltung! Dasselbe also je eher je lieber zu uns und über unser ganzes Land zurückzuführen, dies eigentlich sei der geheime tiefe Sinn und Zweck aller unsrer Verbote und Steuererhöhungen, was nur sein Freund, der Acciseeinnehmer, auf gemeine Weise auslege, vielleicht auch, so zu erklären, von seinen Obern in der Stille Anweisung habe. Bei Lebzeiten seines Vaters wünschte er nichts sehnlicher, als Landmann zu werden. Ein großes Gut durfte er, nach seinem Stande, damals bei uns nicht besitzen, eben so wenig kleinere zusammenkaufen; auch machten bei diesem die Vorstellungen seiner Freunde von Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit, Frohndiensten und dergleichen, mit seinen idyllischen Träumen einen so scharfen Contrast, daß er sie lange für Fabel, wenigstens für absichtliche Uebertreibung hielt. „Dies wird doch," sagte er dann, sein Gefühl unterdrükkend, „nicht überall der Zustand seyn, oder nicht auf immer; so wollen wir ein anderes Land suchen, oder warten." Endlich überwog die Bitte des Vaters, daß er, der einzige Erbe, das schöne Bürgergut nicht in fremde Hände solle kommen lassen. Inzwischen hatte sich die Idee, das Geld im Hause zu behalten, sich selbst zu genügen, immer tiefer bei ihm festgesetzt. Wurde ein Rind geschlachtet, so bat er um die Haut, ließ sie gerben, und schnitt daraus, wozu sie irgend dienen konnte: Sohlen, die er unter die Füße band; Mützen, deren Theile er aneinander leimte; Kniebänder, Riemen zu Zugseilen u. s. f.; den Rest schenkte er an die Gesellen und Dienstboten, und ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen. Zu dem Hute, mit welchem er sich manches Jahr behalf, wenn er ausging,

hatte er wenigstens die Wolle von eignen Schaafen und ein Paar Hasenfelle aus der Küche geliefert. Sobald er, nach des Vaters Tode, freie Hand bekommen hatte, fing er an, seinen Plan im Großen auszuführen. An Arbeitstagen durfte, Jahr aus Jahr ein, Niemand von der Familie und den übrigen Hausgenossen andre Kleidung tragen, als von Leinwand, wozu der Flachs auf dem eignen Felde gezogen, und die im Hause gesponnen, gewebt, gebleicht oder gefärbt, und geschneidert war. Im Winter war erlaubt, sie mit selbst gewonnener Wolle zu steppen. Zu dem einen oder andern Geschäft hielt er häufig eigne Leute im Hause; aber Niemand von der Familie oder dem Gesinde durfte sich der Mitarbeit entziehen. Das ganze Haus schien ein Muster der Ordnung und des Fleißes zu seyn, eine wahre Bienenrepublik. Wer nichts Besseres verstand, oder von andrer Arbeit ruhte, mußte wenigstens ein Strickzeug zur Hand nehmen. Nur auf vieles Zureden der verständigen Gattin und der heranwachsenden Töchter, hatte er allmählig nachgegeben, daß Jedes der Seinigen für die Kirche, oder zu unabwendlichen Besuchen, einen oder zwei ordentliche Anzüge aus andern Stoffen haben könnte; was aber eigentliches Kleid war, mußte im Hause zugeschnitten und genäht seyn. So verfuhr er bei allen Bedürfnissen der ausgedehnten Wirthschaft. Immer sann er nur darauf, wie er sich von fremder Hülfe noch freier machen könnte. Zu den Gebäudereperaturen, selbst größeren, wurde selten ein Kunstverständiger berufen, und alle Winkel des Hauses staken voll von Handwerkergeräthschaften der verschiedensten Art. Sogar eine kleine Schmiede war im Waschkeller angelegt, und wurde fleißig benutzt, um

das Wagenzeug auszubessern, oder Nägel zuzurichten. Den größten Anstoß mußte er natürlich an ausländischen Genußmitteln finden. Nur den Pfeffer ließ er gelten, weil dieser von alter Zeit her gebräuchlich sei, wie ihm aus Urkunden von Vermächtnissen an milde Anstalten bekannt war. Merkte er in den Speisen etwas von Zimmet oder Muskaten, so hob er den Finger warnend gegen die Frau auf. Desto reichlicher war im Garten für gewürzhafte Pflanzen aller Art gesorgt. Wurde einmal der Arzt gerufen, welches selten geschah, so bat er, vorzüglich inländische Pflanzen zu verordnen, besonders Hausmittel. Mit solchen Ansichten war es von selbst ganz unvereinbar, das Korn auf dem Markte zu kaufen und auf eine fremde Mühle zu schicken. Er hatte daher allmählig so viele Bürgeräcker an sich gebracht, als er nur konnte, und sie theils mit seiner eignen Wirthschaft verbunden, theils gegen eine Kornrente in Pacht ausgethan. Zum Besitz einer eignen Mühle war er endlich auch gelangt. Diese seine fixe Idee abgerechnet, war er ein höchst achtungswürdiger Mann: milde und ernst gegen die Seinigen; für die Erziehung seiner Kinder eifrig besorgt, nur daß dazu, so lange es irgend gehen wollte, ein eigner Lehrer im Hause gehalten wurde; wo für das gemeinsame Beste Rath, Dienst, Hülfe, Noth thaten, immer verständig urtheilend, bereitwillig, freigebig unter den Ersten; übrigens bei weitem der geschickteste Bäcker der Stadt, und der billigste. Als wir noch Brottaxen hatten, war er es vorzüglich, den man zu Rathe zog; doch blieb er selbst mit seinen Preisen immer darunter. Die Bier- und Branntweinfabrikation haftete ohnehin als Recht auf seinem Erbe,

und seine Fabrikate waren zu jeder Zeit so ausgezeichnet gut, daß er durch sein stilles Beispiel am meisten dazu beigetragen hat, daß die Bürger den Nachtheil des Reihebrauens und der Beschränkung auf ein gewisses Maaß von selbst erkannten, und der Wunsch, die Gewerbeberechtigungen auch bei uns aufhören zu sehen, sich immer allgemeiner regte. Von sich selbst sprach er höchst ungern; doch hatte er wohl einmal einem vertrauten Freunde das das Bekenntniß abgelegt: wie er es in seinem Hause halte, das habe er mit sich und den Seinigen auszumachen; was aber hinausgehe für Andre, daran müsse Niemand etwas zu tadeln finden.

Dies ist der Mann, über welchen in der andern Laube gerichtet wurde.

Es ist zu toll, schmählte der Eine! Was nützt so ein Bürger, der den andern nichts zu verdienen giebt! Nicht ein Pfund Kaffee verkaufe ich das ganze Jahr in dieses Haus; und wenn einmal eine Citrone geholt wird — bis zur eignen Orangerie ist es doch noch nicht gekommen! — so muß die Frau krank seyn. Sonst muß sich Jedes mit dem selbst-verfertigten Essig behelfen. Von dem sollte ich mein Brot kaufen? Das wäre mir recht! Nimmermehr, und wenn es noch besser und noch wohlfeiler wäre! Schlimm genug, daß man mit dem Biere zu ihm muß, wenn ihn die Reihe trifft!

So denk' ich auch, sprach ein Andrer. Die Rhabarbar, die er sonst von durchreisenden Russen für sein Backwerk eintauschte, und jetzt selbst zu bauen versucht, muß ihm wohl ausgegangen seyn. Vor einigen Wochen sind einmal ein Paar Loth verlangt worden. Ich glaube,

daß ist alle Medizin für ihn und die vielen Menschen, die er hält, seit Jahr und Tag.

Kleinigkeiten! rief ein Dritter. Stellen sich die Herren vor, da ist er eben daran, sein Haus an der Hinterfronte und den Hofgebäuden, er selbst mit den Seinigen, abzuputzen. Die Straßenseite wird er dann wohl ordentlich haben wollen, und sich an einen von uns Meistern wenden. Wer es übernimmt, der muß ein Jahr lang nicht in unsre Gewerksversammlung kommen dürfen, und ich sehe ihn nicht mehr über die Achsel an. Freilich ist sein Brot und Kuchenwerk vortrefflich. Was geht das mich an? lieber schlechtes von jedem Andern! Wenn man nur nicht mit der Frau zu thun hätte, und mit den Kaffeegesellschaften! Aber ich merk' es bald, und dann giebt's Lärm. Leider ist dann nur das Uebel schon geschehen! Mit seinem Bier und Branntwein — ich habe zehnmal gewünscht, es wäre beides so schlecht, wie bei den meisten Andern. So könnt' ich doch sagen: das kommt von den Vielerlei-Treiben. Nun muß ich den Aerger verschlucken, wenn ich es loben höre.

Sie können wohl denken, ließ sich eine leise Stimme vernehmen, daß ich die Kundschaft des ansehnlichen Hauses gern hätte, und daß mich seine eigne Schneiderwerkstatt gar nicht erfreut. Aber soll ich darum mein Brot nicht von ihm nehmen, das gute Bier nicht gut finden? Da würde ich mich ja nur selbst strafen, und die Kundschaft bekäme ich doch nicht.

So! fuhr der Mauermeister dazwischen, das hat der Herr wohl aus den neumodischen Büchern aufgelesen, oder sich von seinen jungen gelehrten Kunden einreden lassen,

die hier angestellt sind? Selbst strafen! Was soll das heißen? Ist noch Keiner von dem andern Brote gestorben, wenn es auch nicht so gut ist. Und der Preis? ich will es doch lieber theurer bezahlen, als von einem nehmen, der mir nichts wieder gönnt.

Wenn aber doch der Herr so Unrecht nicht hätte? trat ein Andrer ein, der mir unser Rathszimmermeister zu seyn schien. Am letzten Markttage stand ich bei unserm S. vor seinem Hause. Da kamen die Bauern in großer Zahl herüber. Ihr seid wohl ein schlimmer Mann, sagte der Eine. Ja, fiel der Andre ein: wann habt Ihr uns einen Scheffel Weizen abgekauft? Und, setzte ein Dritter hinzu, wenn Ihr Euch nicht schon die große Last aufgeladen hättet, daß Ihr Alles selbst machen wollt mit Euerm vielen Gesinde, Ihr mögt es verstehen, oder nicht; was gilt's, Ihr hieltet noch ein Gespann, und wir verdienten von Euch nicht einmal die Paar Thaler Fuhrlohn für Euer Backholz? (Kann wohl seyn, nickte S. freundlich.) Ihr werdet es nicht erleben, näherte sich ein Alter, daß Euer Wäldchen haubar wird; sonst wäre es wohl auf eine Weile ganz aus zwischen uns, mit dem Fuhrlohn und dem Holze dazu. Nun, wenn Eure Kinder einmal über Eure Rechnungen kommen — sie werden schon sehen, was Ihr von Eurer wunderlichen Wirthschaft gehabt habt; nichts als Schaden für so viele Sorge und Noth. Aber was geht das uns an? Ihr seid nun einmal so, und wir werden und wollen Euch nicht bekehren. Eure Semmeln und Kuchen bleiben doch die besten und wohlfeilsten. Morgen ist Pfingsten; da wollen die Kinder eine Freude haben, auch die Alten. Ihr habt Euch gewiß darauf ein-

gerichtet. Unsre Frauen können was Nützlicheres thun, als Kuchen backen, was doch nicht hin und nicht her ist. Da sind die Körbe; auf jedem steht der Name. Laßt sie nur füllen; Ihr wißt schon, was wir Landleute am liebsten haben. Zum Ueberfluß mag der Sohn hier bleiben, und Euern Leuten Rath geben, wenn Ihr wollt. In einer Stunde kommen wir mit den Wagen wieder vor, und bezahlen unbesehen. — Brave Leute! wandte sich S. zu mir, und drückte mir die Hand. — —

Brave Leute? riefen die ersten Stimmen durcheinander. Er hat gut loben. Er thut ihnen nicht das Geringste zu Liebe, und doch kommen sie zu ihm. Einfältige Landleute sind's, ohne Nachdenken, ohne Erfahrung! Und was soll uns, nahm der Mauermeister wieder allein das Wort, diese ganze Geschichte? Das sind mir Bürger! Der da giebt uns die Weisheit seiner Gelehrten in den weiten Beinkleidern und engen Oberröcken zum Besten; dieser nimmt sich gar heraus, uns den Bauernverstand vorzuhalten. Wie du mir, so ich dir, kost' es was es wolle; dabei bleibt's! Und wer, schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, wer von dem S. Brot ißt, der ist ein schlechter Bürger, ein Verräther an gemeiner Stadt.

Worüber streiten die Herren? fragte der Stadtphysikus, der auf seinem Abendspatziergange eben an die Laube trat. Gut, daß Sie kommen, rief man ihm entgegen; Sie sollen Richter seyn. Der Mauermeister trug die Anklage, zwar mit einiger Heftigkeit, doch zusammenhängend genug vor.

Zuerst, erwiederte der Arzt, wünsche ich unserm redlichen Mitbürger zu der langen Reihe seiner wohlvollbrach-

ten Jahre noch viele andre, und möchte sie ihm, bei seiner mäßigen Lebensart, Arbeitsamkeit und Gemüthsheiterkeit auch wohl im Voraus versprechen. Dann hoffe ich, werden wir Jüngere ihn von seiner — wie soll ich sagen? — seiner Eigenheit, seiner Grille, wohl ziemlich zurückgekommen sehen. Gestehen Sie selbst, meine Herren, wie anständig, man könnte beinahe sagen modisch, nicht nur die Seinigen, sondern in gewissem Grade auch er, seit einiger Zeit, in ihrer Kleidung erscheinen. Im Hause ist von den ehemaligen Sandalen oder geleimten Ledermützen schon lange keine Spur mehr, und die Schumacher haben nicht zu klagen. Die Leinwandanzüge gelten ebenfalls nur noch für den Sommer, und die Stoffe werden immer häufiger in den Fabriken gekauft. Daran ist also nichts zu tadeln. Das neue Staket um den Stadtgarten ist kunstmäßig gefertigt, und von einem Maler angestrichen. Sie werden es bezeugen, Herr Rathszimmermeister. Es sei richtig, antwortete dieser; S. habe die Arbeit einem nicht sehr bemittelten Meister aufgetragen, und sie sei auf das Fleißigste ausgeführt. Und, fuhr der Arzt fort, das angefangene Gerüste zum Abputzen der Hofgebäude, es kommt nicht weiter, und ich möchte wohl wetten, ehe ein Paar Wochen vergehen, ist die ganze Arbeit an einen Sachverständigen verdungen. — Das laß' ich gelten, pochte der Mauermeister; die ganze Arbeit, Alles oder Nichts! — Zu viel auf einmal, milderte der Arzt den Ausbruch, dürfen wir freilich nicht fordern. Es ist mit den Meinungen der Menschen, wie mit ihren andern Gewohnheiten. Lassen Sie uns zuerst einen Augenblick in unser eignes Innere schauen. Bei unserm Mitbürger haben wir es vollends

mit einer Meinung und Gewohnheit von fast einem halben Jahrhunderte zu thun. Am Meisten, scheint mir, haben zu der heilsamen Veränderung die verständigen Söhne beigetragen, die zugleich gute Rechner sind. Wenn man nur erst an die Zahlen geht; darin liegt eine wunderbare, beinah' zauberische Kraft, vor welcher alle Phantasien verschwinden. S. wollte sein Geld im Hause behalten, Alles selbst machen, nach der beliebten Phrase sich selbst genügen — und darüber ist sein ererbtes Vermögen, wenn nicht, wie ich fast fürchte, in einige Abnahme gekommen, doch zuverlässig — ich bin dessen gewiß — nicht gewachsen, und so, nahe an der Gränze eines Lebens voll Anstrengung, bleibt ihm von dieser Seite nur das Bekenntniß übrig: es ist eitle Mühe und Entbehrung gewesen!

Doch lassen wir dies für jetzt auf sich beruhen, um Ihre eigentliche Streitfrage aufzunehmen. Hiebei müssen wir uns zunächst über den Zweck verständigen, weshalb einige von Ihnen sich von unserm S. abwenden.

Wollen Sie ihn dadurch von seinem Irrthum, der ihn verleitet, von Ihren oder Ihrer Standesgenossen Diensten wenig oder keinen Gebrauch zu machen, zurückbringen? Dies wäre an sich recht schön und löblich; doch rathe ich, sehen Sie sich vor, was Ihnen der Versuch, sich lange Zeit mit schlechterm und theuerm Brote zu behelfen, schon gekostet hat, oder noch kosten wird. S., in seiner gutmüthigen Unbefangenheit und äußern Geschäftigkeit, wird es vermuthlich kaum bemerken, wer von Ihnen zu ihm schickt, und wer nicht; bei einem andern, eigensinnigen oder reizbaren Manne könnten Sie in einem ähnlichen Verhältnisse leicht das Uebel ärger machen.

Oder sähen Sie es als einen Ehrenpunkt an, indem Sie meinten, es zieme sich nicht, daß ein Bürger sich so von den übrigen absondere: so ließe sich auch dawider nichts einwenden, in so fern Sie sich nur bewußt bleiben, daß diese Art der Aeußerung Ihres Unwillens immer nur auf Kosten Ihres Beutels und — Magens möglich ist.

Herr Doctor, unterbrach der Mauermeister, Sie sprechen da, mit Ihrer Erlaubniß, ungefähr wie die Bauern, von denen wir zu unserer Belehrung schon so eben haben hören müssen.

Ich weiß nicht, worauf Sie zielen, versetzte der Arzt; aber ich halte es in jedem Falle nicht für den schwächsten Beweis für die Richtigkeit meiner Ansichten, wenn und wo sie mit dem Urtheile des schlichten Menschenverstandes zusammentreffen. Bei unserer Frage scheint mir dieser ohnehin völlig auszureichen; nämlich, wie ich gesagt habe, der schlichte, der gesunde, mit welchem nicht erst eine Kur vorgenommen werden muß, um ihn von bösen Stoffen, die ihm den Blick verdunkeln, zu reinigen.

Läge hingegen bei irgend einem bloßer Neid zum Grunde, daß er das gute und wohlfeile Brot unsers S. nur darum verschmähte, weil er ein wohlhabender Mann, und in seinem Hauptgewerbe geschickter und aufmerksamer ist, wie Viele in dem ihrigen; nun, daß ein Solcher die Strafe seiner häßlichen Gemüthsart mit Recht trage, darüber werden wir wohl alle einig seyn.

Wenn auch nicht Alle, doch Viele; wurde die erste leise Stimme mit einigem Stocken noch einmal hörbar.

Hätten Sie endlich, schloß der Arzt seine Rede, bloß

Ihren eignen äußern Vortheil im Auge: so bekenne ich, daß Sie mir nicht weniger im Irrthum befangen zu seyn scheinen, als der gute S. nur immer selbst. Ich wenigstens kann mir von der Sache in unserm Fall und allen ähnlichen keine andre Vorstellung machen, als ungefähr diese: Gesetzt, unser S. wäre im Stande, die ganze Stadt mit Brot zu versorgen, und jeder Hausvater kaufte seinen täglichen Bedarf von ihm etwa um einen halben Groschen wohlfeiler, als auf jede andre Art möglich wäre: so hätte ja offenbar jeder jährlich 7 bis 8 Rthlr. weniger auszugeben: und da wir in unsrer Stadt ungefähr 1,500 Hausväter zählen, so müßten sie ja zusammen durch diese Ersparung alljährlich um 10 bis 12,000 reicher werden, und hätten die angenehmere, vielleicht auch gesündere Nahrung noch obenein. Wenigstens so weit, als das tägliche Backwerk unsers S. reichen kann, ist, meine ich, gegen mein Rechnungsexempel nichts einzuwenden. Oder kennen Sie ein anderes Mittel, wie Jemand seinen Vermögenszustand verbessern kann, als indem er entweder mehr erwirbt, oder weniger ausgiebt?

Die Gesellschaft war still geworden, und ich eilte, meinen Platz zu verlassen, um mich an den Arzt anzuschließen.

Für heute, lieber Doctor, faßte ich seinen Arm, habe ich's wirklich mit der großen und kleinen Geldeinsperrwirthschaft bis zum Ueberdruß. Sagen Sie, ob wir vor zehn Jahren für möglich gehalten hätten, daß davon bei uns noch jetzt anders die Rede seyn könnte, als höchstens historisch, wie etwa von den Hexenprozessen und andern ähnlichen Erscheinungen einer rohen Zeit?

„Ruhig, ruhig, mein Freund! Wollen Sie denn ewig jung bleiben? Und sollen unsre Kinder oder Enkel schon Alles fertig, und für sich gar nichts mehr zu thun finden? Das geht nicht so rasch mit uns, den Söhnen der Erde! Haben Sie vergessen, was Schiller sagt?

— aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme!“

Ein trauriger Trost! Und wollten Sie ihn sogar von dem frommen Kirchenvater Tertullianus herholen, von dem ich in diesen Tagen die merkwürdigen Worte angeführt gelesen habe: die Gewohnheit habe den Heiland ans Kreuz geschlagen, er sich aber doch nicht die Gewohnheit genannt, sondern die Wahrheit. Veritatem se, non consuetudinem cognominavit.

„So war es immer, und wird immer so seyn. Beispiele, Erfahrung, also Zeit, dies allein sind die Hebel, wodurch die Menge bewegt wird. — Sehen Sie dort den schönen Abendstern. Wenige Minuten braucht er, um uns aus unendlicher Ferne seinen milden Strahl zuzusenden. Schnell, wie das Licht, sagen wir, aber nur von dem körperlichen; und wie dieses in seiner Wirkung immer schwächer und schwächer wird, je größer die Fläche, auf die es sich verbreitet: um so viel mehr das geistige! Wenn denn nur Licht, wenn denn nur rein, unverfälscht, immer weiter fortdringend, obschon langsam! Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat. Dies lassen Sie uns mit unserm Cicero hoffen, bei der Materie jenes Gesprächs, das hinter uns geblieben ist, und — überall!“

Philalethes Jocosus.

Zur Charakteristik des letzten Jahrzehends.

Als am Schlusse des Jahres 1815 jenes Bündniß bekannt wurde, das seitdem das heilige genannt wird, da glaubten nur sehr Wenige (vielleicht Niemand) an die Dauer desselben; man nannte es das Product einer großmüthigen Aufwallung, und indem man sich an der Erfahrung früherer Jahrhunderte hielt, behauptete man, es sei ein vergebliches Unternehmen, die Politik dem Sittengesetze zu unterwerfen. Allerdings ließ sich in den drei letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kein Zeitraum auch nur von zehn Jahren nachweisen, worin die europäische Welt in ihrer Gesammtheit eines anhaltenden Friedens genossen hätte; und wenn die Analogie früherer Bündnisse entscheiden durfte, so war es sogar thörigt, anzunehmen, daß, auf ein bloßes Machtwort, die Zeiten der Asträa wiederkehren würden. Es kam noch dazu, daß jenes Bündniß zu einer Zeit errichtet wurde, wo Europa noch heiß war von dem dreiundzwanzigjährigen Kampfe, den es mit der französischen Revolution bestanden hatte.

Gleichwohl sind seit 10 Jahren alle Erwartungen von nahe bevorstehenden Kriegen getäuscht worden. Es hat in diesem Zeitraum nicht an Aufforderungen zu neuen Fehden gefehlt; allein die verbündeten Suveräne haben ihnen auf eine Weise widerstanden, daß man deutlich sieht, es sei ihnen mit ihrem Vorsatze, die Politik dem Sittengesetze zu unterwerfen, vollkommener Ernst gewesen.

Als

Als vor etwa 50 Jahren die nordamerikanischen Unruhen ihren Anfang nahmen, da entzündete sich das Feuer des Krieges sogleich in allen Erdtheilen: die Losreißung der spanisch-amerikanischen Colonien vom Mutterlande hat dagegen bis jetzt keinen anderen Kampf herbei geführt, als den, worin beide Partheien ihre Ansprüche zu rechtfertigen suchen. Seit vier Jahren rütteln die Griechen an dem Joche, das ihnen von einem asiatischen Hirtenvolke vor mehreren Jahrhunderten aufgelegt wurde. Welche willkommene Veranlassung zur Einmischung in einen fremden Streit würde diese Empörung in jeder früheren Periode gewesen seyn! In der gegenwärtigen überläßt ganz Europa die Griechen wie die Türken ihrem Schicksale, unbekümmert um den Ausgang eines Kampfes, der, wie er auch endigen möge, nur zum Vortheile der Civilisation endigen kann. Am auffallendsten aber hat sich die veränderte Politik in Spanien und Italien bewiesen. Will man den ganzen Unterschied des gegenwärtigen Jahrhunderts von jeder früheren Zeit wahrnehmen, so muß man ihn in dem Verfahren Frankreichs und Oesterreichs gegen jene Länder beobachten, deren Ruhe sie auf die uneigennützigste Weise wieder herzustellen suchten. Wir wollen nicht darüber entscheiden, wie viel beiden gelungen sei, auch nicht, wie viel ihnen, der Natur der Sache gemäß, habe mislingen müssen: allein wer könnte sich dagegen verblenden, daß Kriege, wie diese, in der europäischen Welt unerhört sind? wer sich verhehlen, daß es ein durch und durch verändertes System der Politik ankündigt, wenn Frankreich Spanien, Oesterreich das Königreich beider Sizilien in Ordnung hält, ohne irgend eine Besorgniß einzuflößen, ohne auch nur auf das Entfernteste den

Argwohn anzuregen, daß sie die politische Unabhängigkeit oder die Integrität jener Länder bedrohen könnten.

Unstreitig muß man auf den heiligen Bund zurückgehen, wenn es die Erklärung einer so großen Erscheinung gilt, wie der Friede ist, den Europa seit zehn Jahren bewahrt hat. Allein man darf hierbei nicht stehen bleiben. Mehrere andere Ursachen haben sich an diese erste Ursache angeschlossen, um dieselbe Wirkung hervorzubringen; und alle zusammen beweisen, daß die europäische Halbinsel Veränderungen entgegen geht, die, wie vorbereitet sie auch seyn mögen, in der Vergangenheit kein Analogon haben. Wie lange ist es her, daß man noch darüber stritt, ob die freie Ausfuhr des Geldes gestattet werden dürfe? In der Frage selbst lag viel Thörigtes, nur daß es nicht empfunden wurde. Gegenwärtig ist diese Frage so sehr beseitigt, daß man sagen kann, sämmtliche Staaten Europa's haben, sofern sie auf guten Glauben Anspruch machen, nur Einen Geldbeutel, woraus sie außerordentliche Bedürfnisse befriedigen. Es ist durch das Haus Rothschildt ein Verein von Geldhändlern zu Stande gebracht, wie er früher nie da gewesen ist; und vermöge dieses Vereins gewinnt Europa eine Einheit, die man noch vor zwei Jahrzehenden für unmöglich gehalten haben würde. Jeder einzelne europäische Staat hat an der Erhaltung des allgemeinen Friedens ein Interesse, das früher nicht vorhanden war; und gerade dieses Interesse bewirkt, daß man sich langsamer zum Krieg entschließt, und von den Mitteln, die zur Abwendung desselben dienen können, keins ungebraucht läßt. Europa ist wirklich zu dem Porzellan-Laden geworden, von welchem Hume in seiner Abhandlung vom Staats-

kredit redet; allein um so mehr Bedenken trägt man auch, sich in diesem Porzellan-Laden zu schlagen, aus Furcht, daß er darüber zu Grunde gehen möchte. Die Verschuldung, welche wir überall antreffen, ist, wenigstens in dieser Hinsicht, eine wahre Wohlthat, die nicht länger verkannt werden sollte.

Es ist aber überhaupt auffallend, wie die europäische Welt dahin arbeitet, mit sich selbst in größere Harmonie zu kommen. Dürfen gewisse Erscheinungen zum Maßstabe gebraucht werden, so wird, nach einem halben Jahrhundert, jeder Patriotismus lächerlich seyn, der sich nicht auf das gesammte Europa bezieht. Nachdem man eingesehen hat, daß die Bewahrung von Kunst- und Handwerksgeheimnissen sich nicht durchführen läßt, macht man sich ein Vergnügen daraus, sie nach allen Ländern hin zu verpflanzen, wo sie Gewinn bringen können. Englands kunstreiche Maschinen — wo fände man sie nicht wieder! Eben so Frankreichs und Deutschlands Erfindungen! Man legt sein Kapital jetzt da an, wo man sich davon den meisten Gewinn verspricht; und ohne dem ursprünglichen Vaterlande förmlich zu entsagen, lebt und wirkt man für dasselbe auch im Auslande. Vor einem Jahrhunderte wäre wahrlich kein Engländer auf den Gedanken gerathen, Ausländer im Bau der Dampfschiffe zu unterrichten, oder ihnen Anweisung zu einer wohlfeileren und besseren Straßenerleuchtung zu geben; jetzt ist dies etwas so Gewöhnliches, daß man sich gar nicht mehr darüber wundert. Europa entbehrt in diesem Augenblick zwar noch einen vollkommen freien Handel; dies hängt mit Vorurtheilen und Einrichtungen zusammen, welche in der Vergangenheit entstanden sind. Allein wie

lange werden alle Beschränkungen noch dauern können? Der freie Handel liegt im Bedürfniß des ganzen Europa; denn, nachdem das Geld zu einer Waare geworden ist, die man kauft und verkauft, wie jede andere Waare, läßt es sich wahrlich nicht länger verantworten, daß man darin noch etwas Anderes sieht, als das allgemeine Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit. Nur da, wo diese nicht still steht und die höchste Mannigfaltigkeit der Verrichtungen in sich schließt, ist ein lebhafter Geldumlauf; und diesen ohne jene und ohne die Anregungen wollen, welche der Austausch mit sich führt, heißt in der That die Wirkung ohne die Ursache wollen. Glücklicher Weise ist dies jetzt eine so erwiesene Wahrheit, daß man sich ihr auf die Dauer nicht versagen kann; daß folglich der freie Handel nach kurzer Zeit Gemeingut für die ganze europäische Welt werden muß, welche durch ihn allein zu einem sicheren und dauerhaften Frieden gelangen kann.

Die Periode der Eroberer ist vorüber. Man sage was man wolle: der Revolutions-Krieg hat die Politik der Cabinete gänzlich verändert. Was konnte schlagender seyn, als die Erfahrung, welche in den Jahren 1814 und 1815 gemacht wurde, daß die Frucht der größten Anstrengungen, wenn diesen nichts weiter zum Grunde liegt, als Gewalt und List, in einem Augenblick verloren gehen kann? Ludwig der Vierzehnte mußte, nachdem er sich in die Bahn des Eroberers geworfen hatte, sein ganzes Leben hindurch kämpfen, um in dem Besitz des Elsaß zu bleiben; und er blieb nur im Besitz dieser Provinz, weil er kein Bedenken trug, denselben mit der ganzen Kraft seines Reichs zu vertheidigen. Was wir alle in Beziehung auf Napoleon

Bonaparte erlebt haben, schreckt noch weit mehr von Eroberungen und gewaltsamen Einverleibungen ab. Mit Einem Worte: seitdem die Welt rechnen gelernt hat, findet sie kein Kapital schlechter angelegt, als das, was auf Eroberungen verwendet wird. Es knüpft sich eben deswegen kein Ruhm mehr an den Namen Desjenigen, der nur darauf ausgeht, die Eigenthümlichkeiten der Völker zu vernichten. Weit ehrenvoller ist es geworden, die Kraft eines Reichs durch solche innere Einrichtungen zu vermehren, welche, indem sie die allgemeine Thätigkeit fördern, auch ohne äußeren Zuwachs, Bevölkerung und Einkünfte erhöhen. Alles ist dieser besseren Politik günstig: der Beifall der Nationen, der Geist der Wissenschaft, die Fortschritte, welche auf der Bahn wahrhaft achtungswerther Erkenntniß bereits gemacht sind, so wie die, welche beinahe täglich darauf gemacht werden. Man hat einsehen gelernt, daß für die höhere Kraftentwickelung der Völker alles von der besseren Stellung abhängt, welche man den einzelnen Theilen der Gesellschaft zu einander giebt; und indem, auf diese Weise, die Vermehrung der Staatskraft zur Sache einer verbesserten Gesetzgebung geworden ist, hat sich der Wirkungskreis der Fürsten auf das Wesentlichste verändert: eine Aufmerksamkeit, die sonst nur den äußeren Verhältnissen zugewendet war, hat sich gegen die inneren gekehrt, und an die Stelle der Befürchtungen und feindseligen Gefühle sind Vertrauen und Wohlwollen getreten. In dieser Beziehung dürfte die gegenwärtige Zeit keiner früheren zu vergleichen seyn; und wenn man von ihr annehmen wollte, daß sie keiner Dauer fähig sei: so würde man zum wenigsten die merk-

würdige Erscheinung gegen sich haben, daß es zu einer Art von Ehrenpunkt geworden ist, den europäischen Frieden nicht zu unterbrechen. Die Rollen können und werden wechseln; dies fordert die Natur der Dinge. Allein, wie sehr die persönlichen Verhältnisse der Monarchen dadurch auch abgeändert werden mögen, so wird es doch immer schwer bleiben, den Grundsatz umzustoßen, durch welchen der Frieden bisher bewahrt worden ist. Wahrlich keine schlechte Gewährleistung für die Zukunft!

Ist auf der einen Seite nichts verzeihlicher, als eine falsche Deutung des politischen Systems, das seit zehn Jahren den Frieden von Europa bewahrt hat: so ist auf der anderen Seite nichts unstatthafter, als die Deutung, welche man ihm wirklich giebt. Es fehlt nämlich durchaus nicht an Personen, welche sich selbst einbilden und Andere bereden möchten, der heilige Bund sei nichts mehr und nichts weniger, als ein solidarischer Verein der Monarchen zur Unterdrückung der Volksfreiheit. Welchen seltsamen Begriff aber muß man sich von der Freiheit machen, um zu dieser Hypothese zu gelangen! Ist die Rede von politischer Freiheit, so liegt am Tage, daß diese von keiner Seite bedroht ist; denn wo handelte es sich wohl um Unterjochung, oder auch nur um Unterordnung des einen Staats unter das Interesse des andern? Es bliebe also nur die bürgerliche Freiheit übrig, gegen welche eine Vereinigung oder eine Verschwörung der Monarchen gerichtet werden konnte. Allein ist denn die bürgerliche Freiheit in unseren Zeiten ein Ding von so unerforschter Beschaffenheit, daß sie der Gegenstand der Unterdrückung werden könnte? Wer weiß denn nicht, daß

bürgerliche Freiheit, die nicht auf Gesetzen beruht, eine Seifenblase ist, die, welchen schönen Glanz sie auch ausstrahlen möge, im nächsten Augenblick zerplatzt, ohne eine Spur zurückzulassen? Handelt es sich nun um eine bürgerliche Freiheit, die sich auf Gesetze stützt — welches Interesse hätten wohl die verbündeten Monarchen, das Maximum derselben, vorausgesetzt, daß ein solches dem Civilisations-Grade in ihren Reichen entspräche, zu versagen? Würden sie, wenn sie es thäten, nicht ihrem eigenen Vortheil widerstreben? Ja, würden sie, wenn sie der bürgerlichen Freiheit auch noch so abhold wären, das Mindeste gegen dieselbe vermögen? Ist es nicht eine handgreifliche Abgeschmacktheit geworden, das politische System, von welcher Beschaffenheit es auch seyn möge, von dem Zustande der Gesellschaft zu trennen, da es alle seine Kräfte von dieser herleitet, und zwar bei Strafe gänzlicher Nichtigkeit? Ist, um die Sache noch genauer zu bezeichnen, die politische Ordnung noch etwas anders, als der Ausdruck der bürgerlichen Ordnung? Und sind nicht zu allen Zeiten die vorwiegenden Kräfte auch die leitenden gewesen? Es giebt verschiedene Civilisations-Grade und in denselben ein Mehr oder Minder von bürgerlicher Freiheit: aber es giebt in der Gesellschaft keine Gewalt, welche die Forderungen des Civilisations-Grades anhaltend verkennen, oder ihnen widerstehen könnte; dies ist eine so erwiesene Sache, daß man behaupten kann, jede Gesellschaft bringe durch die ihr beiwohnende Kraft das politische System hervor, daß ihrem Civilisations-Grade entspricht. Zum wenigsten kann dies auf die Dauer nicht ausbleiben. Wie verlassen von aller thatsächlichen Wahr-

heit ist doch die Hypothese von einer Verschwörung gegen die bürgerliche Freiheit, wenn man weiß, was in den verschiedenen Reichen zur Herbeiführung eines höheren Grades derselben geschieht — in dem einen durch Verwandlung der Leibeigenschaft in Erbunterthänigkeit, in dem andern durch Befreiung des Gewerbes von allen Fesseln, welche bisher noch auf dasselbe drückten, in dem dritten durch Belebung des Handels und der Schifffahrt! In Wahrheit, die angeblich Verschwornen würden in dem schreiendsten Widerspruch mit sich selbst stehen, wenn das, was ihnen zur Last gelegt wird, im Mindesten gegründet wäre.

„Aber — so sagen die Ankläger — war es denn nicht eine Handlung des Despotismus, als man erst die Bewohner des Königreichs beider Sicilien, und dann die Spanier und Portugiesen verhinderte, sich die Verfassung zu geben, welche sie für die, ihrem gesellschaftlichen Zustande angemessenste hielten? War dies nicht ein offenbarer Eingriff in die Unabhängigkeit und Freiheit der Völker?"

Zugeben muß man, daß sowohl die Bewohner des unteren Italiens, als die der pyrenäischen Halbinsel weit hinter dem Civilisations-Grade der übrigen Europäer zurückgeblieben waren, und daß ihr gesellschaftlicher Zustand der Verbesserung von vielen Seiten bedurfte. Allein von welcher Beschaffenheit war das Mittel, wodurch man diese Verbesserung herbei zu führen hoffte? Glich es nicht aufs Vollkommenste dem Scheidewasser, wodurch alles aufgelöset und zersetzt wird? Gehört es zu dem Naturgesetzlichen der Gesellschaft, daß darin das Vorwiegende auch

das Leitende sei, so hatten jene Constitutionen, welche sich als Meisterwerke der menschlichen Vernunft geltend machten, ihren Charakter darin, daß sie ein Leitendes wollten, das entweder nie, oder erst nach einer totalen Umkehr der Dinge dahin gelangen konnte, vorwiegend zu werden. Jene Constitutionen waren also in sich selbst nichts mehr und nichts weniger, als — Revolutions-Mittel; und hätte man sie ihrer Wirksamkeit überlassen wollen, so hätte man sich zugleich darauf gefaßt machen müssen, den europäischen Frieden auf eine lange Reihe von Jahren unterbrochen zu sehen. Dies war so unvermeidlich, daß man sich nur bei einem gänzlichen Mangel an Erfahrung dagegen verblenden konnte. Was konnte, was mußte demnach geschehen? In der Natur der Sache lag, daß man sich darauf beschränkte, die Wirksamkeit der Revolutions-Mittel zu hemmen, und die politische Ordnung auf den Punkt zurück zu führen, von welchem sie durch Enthusiasten verdrängt worden war. Nicht der National-Freiheit kündigte man hierdurch den Krieg an, sondern nur dem Aberwitz Derjenigen, welche, indem sie an politische Universal-Mittel glaubten, die Gesetzgebung misbrauchten, um auf diesem Wege einen vollkommneren Gesellschafts-Zustand hervorzurufen: einen Gesellschafts-Zustand, der immer nur die Ursache, nicht die Wirkung der besseren Gesetzgebung seyn soll.

Vorüber ist der betäubende Lärm, den das Verfahren der verbündeten Suveräne auf verschiedenen Punkten der europäischen Welt vor wenigen Jahren verursachte; aber noch immer sehen sehr Wenige klar in die Sache, um welche es sich damals handelte. In ihrer höchsten Einfachheit lautete die Frage, wie folgt: Ist die Gesetz-

gebung bestimmt, die Urheberin eines vollkommneren Gesellschafts-Zustandes zu werden, oder muß dieser vorangehen, wenn jene sich verbessern soll? Da nun die Erfahrung, nicht bloß von Jahrhunderten, sondern — wenn man die Sache gehörig verfolgt — selbst von Jahrtausenden nachweiset, daß alle Gesetzgebung etwas Abgeleitetes ist, Das sich, in letzter Instanz, dem, in die Organisation des Menschen niedergelegten Entwickelungs-Princip und dem daraus hervorgegangenen Civilisations-Grade der Gesellschaft unterordnet: so war durchaus nichts Tadelnswerthes in dem Verfahren der Suveräne, welche zu Laybach und zu Verona darin übereinkamen, daß man sich einem Wahnsinn widersetzen müsse, wodurch die Natur der Dinge so schwer verletzt wurde. Wie sie auch über den Hergang der Sachen in Spanien und Italien urtheilen mochten: immer war die Wahrheit wenigstens in sofern auf ihrer Seite, als sie in Dingen der Gesetzgebung das Bezügliche über das Absolute setzten. Dies aber hieß die gesellschaftliche Freiheit retten, welche nie mehr bedroht ist, als wenn man sie durch Formeln schaffen will, die ihr Daseyn einer vielleicht richtigen, vielleicht aber auch höchst falschen Abstraktion des menschlichen Verstandes verdanken.

Wir brechen hier ab, um nicht einem Thema zu schaden, das einer ausführlicheren Entwickelung bedarf, wenn es sich in seiner vollen Wichtigkeit darstellen soll: einer Entwickelung, die wir ihm in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift zu geben gedenken. Nur Eine Bemerkung sei uns noch erlaubt, nämlich folgende. So wie die gesellschaftlichen Erscheinungen der letzten 10 Jahre sich aufs Wesentliche von den gesellschaftlichen Erscheinungen jeder

früheren Periode der europäischen Welt unterscheiden: so ist man auch berechtigt, ihnen Ursachen unterzulegen, welche in einer früheren Periode nicht wirksam waren, weil sie es nicht seyn konnten. Sollten nun nicht alle diese Ursachen in den Umstand auslaufen, daß der Zustand der Wisschaft ein ganz anderer ist, als er es früher war? Wohin ist es mit allem Absoluten in der menschlichen Erkenntniß gediehen? Dahin, daß man, nach und nach, zu der Ueberzeugung gelangt ist: alle Wissenschaft habe nur in so fern einen Werth, als sie auf der doppelten Grundlage der Beobachtung und der Erfahrung beruhe, und was ihr in der Trennung von diesen Grundlagen zu Theil werden könne, diene höchstens zur Ausschmückung, aber nie zu Erweiterung des Gebiets der Wahrheit. Sollte diese Ueberzeugung immer mehr Raum gewinnen und folglich das menschliche Geschlecht ohne bedeutende Seitensprünge auf der Bahn fortgehen, auf welcher es sich zu bewegen angefangen hat: so würde, nächst der täglich wachsenden Erkenntniß, die glücklichste Wirkung davon seyn, daß der allgemeine Friede mit besserem Erfolge bewahrt würde, und feindselige Gesinnungen immer mehr dem Wohlwollen Platz machten, das von jeher in den Wünschen der Weisesten und Edelsten unserer Gattung lag. In jedem Falle kann die höhere Sittlichkeit nur von der berichtigten Erkenntniß ausgehen.

Berichtigung

für das siebente Heft dieses Jahrganges.

Seite 306. Zeile 12. von unten lies: zweitens, sofern ihnen entgeht, daß gewisse Anordnungen, wodurch die Ausübung eines Gewerbes auf eine bestimmte Anzahl von Köpfen beschränkt ist, gar nicht zu dem Zunftwesen, sondern nur zu den fehlerhaften Polizei-Einrichtungen gehören.

